

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins

Neue folge

Siebenundzwanzigster Band



Giessen 1926
Verlag von Alfred Töpelmann

Zur Nachricht.

Der Mitgliedsbeitrag ist auf jährlich 6 Mark festgesetzt worden. Die Mitglieder des Vereins erhalten hierfür die Vereinszeitschrift sowie die Monatschrift „Volk und Scholle“ unentgeltlich. Wer als Mitglied eines anderen Vereins „Volk und Scholle“ bereits bezieht, zahlt auf Meldung beim Vorstand nur den alten Mitgliedsbeitrag von 3 Mark und erhält dafür nur die „Mitteilungen“. Alle Mitglieder haben zu den Vorträgen und sonstigen Veranstaltungen des Vereins freien Zutritt und gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte Sonntags von 11—1 Uhr freien Eintritt im Oberhessischen Museum in Gießen (Brandplatz).

Die auswärtigen Mitglieder werden gebeten, ihren Jahresbeitrag auf das Postsparkonto Nr. 29139 Frankfurt a. M. oder auf das Bankkonto des Vereins bei der Mitteldeutschen Creditbank, Filiale Gießen, einzuzahlen.

Änderungen der Anschriften wollen die Mitglieder, zur Berichtigung des Verzeichnisses, dem Vereinsvorstand anzeigen.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasser verantwortlich. Abhandlungen und kleinere Beiträge (besonders auch zur Heimatkunde) werden erbeten an Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Ebel, Gießen, Universitätsbibliothek. Die Manuskripte sind auf einseitig beschriebenen Quartblättern mit Rand druckfertig einzureichen.

Neu erschienene Bücher und Schriften aus unserem Arbeitsgebiet, deren Berücksichtigung in unserem Literaturbericht gewünscht wird, wolle man an die gleiche Stelle einsenden.

Die Sendungen im Austauschverkehr werden, wie bisher, an die Universitätsbibliothek Gießen erbeten.

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins

Neue folge

Siebenundzwanzigster Band



Giessen 1926

Verlag von Alfred Töpelmann

Inhalt.

	Seite
Fritz Vigener †	1
Die Miniaturenhandschriften der Gießener Universitätsbibliothek und der Gräfl. Solmsischen Bibliothek zu Laubach. Von Dr. Hermann Otto Daubel in Gießen	4
Das Collegium musicum zu Schotten. Von Reallehrer Karl Dotter in Alsfeld	95
Alt-Buzbach und sein Stadtwald. Von Geh. Schulrat Dr. Eduard Otto in Darmstadt	119
Zur Kirchen- und Schulgeschichte Gießens im Reformationszeitalter. Von Professor Dr. Karl Ebel , Direktor der Univ.-Bibliothek in Gießen	129
Neuere Literatur zur Geschichte Oberhessens und der Nachbargebiete.	
Darin besprochene selbständige Schriften:	
Richter, Höhlensiedlung von Treis a. d. Ld. — Kunkel, Ober- hessens vorgeschichtliche Altortümer. — Zinn, Verehrung der Göttin Holle im Vogelsberg. — Spielmann, Geschichte von Nassau, L. 2. — Hinsberg, Sayn-Wittgenstein-Berleburg. — Ejjelborn, Hessen-Darmstadt. — Hessisches Leiebuch. — Mein Hinterland. — Heimatbuch für Stadt und Kreis Weglar. — Gloel, Der Dom zu Weglar. — Cahn, Handwerk in Alsfeld	137
Bericht des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen 1924/25. Von Museumsdirektor Prof. Dr. h. c. Karl Kramer in Gießen	152
Bereinsbericht 1924/25. (Darin Berichte über die Vorträge der Herren Telbrück, Derich, Ebel, Koch, Heijohn)	154

Fritz Wigener †.

Das vergangene Jahr hat unserem Geschichtsverein einen schweren und schmerzlichen Verlust gebracht: am 2. Mai 1925 starb unser Vorstandsmitglied, der Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Landesuniversität Professor Dr. Fritz Wigener. Von der reichen Arbeit seines allzufrüh geendeten Lebens galt auch ein Teil unseren Bestrebungen, die er anregend und tatkräftig unterstützte und förderte, liegen sie doch ganz in der Richtung, in der sich seine wissenschaftliche Forschertätigkeit bewegte.

Am 26. Juli 1879 in Diebrich geboren bestand Fritz Wigener 1897 die Reifeprüfung am Gymnasium zu Wiesbaden, studierte zwei Semester in Leipzig, sodann in Heidelberg Geschichte, Philosophie, deutsche Literatur und Nationalökonomie und wurde bereits 1900 summa cum laude zum Doktor promoviert. Bald darauf trat er mit Ernst Vogt in den Dienst der Böhmerstiftung, um mit diesem gemeinsam unter Konstantin Höhlbaums Leitung hier in Gießen das große Werk der Regesten der Erzbischöfe von Mainz fortzusetzen, von dem er die Jahre 1354—1374 bearbeitet hat. In den Jahren 1905—06 führten ihn die Vorarbeiten nach Rom, im Jahre 1908 habilitierte er sich in Freiburg i. B., wurde dort 1914 zum Extraordinarius ernannt und folgte 1918 einer Berufung als ordentlicher Professor der mittelalterlichen Geschichte an die Ludoviciana. Seit 1918 gehörte er unserem Vorstand, außerdem auch der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck in Marburg und der Historischen Kommission für den Freistaat Hessen an.

Durch seine Regestenarbeit wurde Wigeners Interesse zur wissenschaftlichen Behandlung der Heimatgeschichte geführt. Nicht als ob diese Selbstzweck gewesen wäre, er faßte sie auf als Teil der Reichs- und der Kirchengeschichte. Und obgleich wir in seinem Werk zwei Arbeitsgebiete unterscheiden können, ein mittelalterliches und eines der neueren Geschichte, so verbindet beide doch die Tatsache, daß sie der Geschichte des Mainzer Bischofstuhles gewidmet sind.

Bei seinen Nachforschungen nach handschriftlichen Quellen für das Regestenwerk hatte Wigener im Frankfurter Bartholomäusstift die „Synodalstatuten des Erzbischofs Gerlach von Mainz

von 1355 und 1356“ aufgefunden, die er unter diesem Titel als einen „Beitrag zur Kenntnis der sittlichen, religiösen und kirchlichen Verhältnisse des Mainzer Klerus um die Mitte des 14. Jahrhunderts“ im 2. Bande der Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte 1905 veröffentlichte. Im nächsten Jahre ließ er im 14. Bande unserer Vereinszeitschrift eine Studie über „Kuno von Falkenstein und Erzbischof Gerlach von Mainz in den Jahren 1354—1358“ folgen und dann im Jahre 1908 im 14. Ergänzungsheft der westdeutschen Zeitschrift einen Aufsatz betitelt „Kaiser Karl IV. und der Mainzer Bistumsstreit 1373—1378“. Den Kreis dieser, aus dem gewaltigen Material des Regestenwerks geschöpften Arbeiten beschloß im Jahre 1913 als erste Veröffentlichung der Historischen Kommission für das Großherzogtum Hessen „Die Mainzer Dompropstei im 14. Jahrhundert. Aufzeichnungen über ihre Besitzungen, Rechte und Pflichten aus den Jahren 1364—1367“, eine für die Kirchen-, Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte des Erzstifts Mainz und Deutschlands wichtige Quellenpublikation mit wertvollen Erläuterungen.

Neben diesen spätmittelalterlichen Studien, zu denen er durch sein Quellenwerk angeregt worden war, fesselte Wigener ein in innerem persönlichen Erleben begründetes Interesse an der Entwicklung des modernen Katholizismus. Hier trat ihm die machtvolle Gestalt des Bischofs Ketteler von Mainz lebendig entgegen und zog ihn in ihren Bann. Wundervoll hat Friedrich Meinecke im 134. Band seiner Historischen Zeitschrift, in dem er seinem ausgezeichneten Mitarbeiter einen liebevollen Nachruf gewidmet hat, auf die besonderen Umstände hingewiesen, die gerade Wigener zum wissenschaftlichen Biographen dieses hervorragendsten Kirchenfürsten seiner Zeit befähigten, im Gegensatz zu dem zwar tüchtigen, aber immerhin nur aus dem katholisch-kirchlichen Gesichtswinkel seinen Helden schauenden Pfülf. Wigener, aus katholisch-gläubigem Hause stammend, hatte sich in reifen Jahren innerlich vom Katholizismus gelöst und war der evangelischen Kirche beigetreten. Aber er blieb erfüllt von tiefstem Respekt vor den hohen sittlichen Werten der römischen Kirche und verfiel niemals den bekannten Fehlern eines eifernden Renegatentums. So stand er der Aufgabe innerlich frei und voll tiefen Verständnisses, ausgerüstet mit den Werkzeugen historischer Kritik und Schulung gegenüber. Einer Vorarbeit, „Die katholische Fakultät in Gießen und ihr Ende“, die 1922 im 24. Bande unserer „Mitteilungen“ erschienen war und einen wichtigen

affenmäßigen Ausschnitt aus der Geschichte der Universität und der katholischen Bewegung in Deutschland gab, folgte 1924, 750 Seiten stark, das Hauptwerk: „Bischof Ketteler von Mainz“, das allgemeine Anerkennung und Bewunderung fand.

An dieser Stelle kam es nur darauf an, zu zeigen, was Vögeler für die hessische Geschichte geleistet hat. Seine übrigen Schriften sind wie die hier genannten anderen Ortes gewürdigt worden. Allen wird gründliche methodische Quellenforschung, strengste Wissenschaftlichkeit und sicheres kritisches Verständnis, Frische und Kraft in klar abgewogener Darstellung und hohe Kunst der Sprache nachgerühmt. Nicht müheelos hat er sich diese Vorzüge angeeignet, von Stufe zu Stufe hat er sich emporgearbeitet, bis er in seinem „Ketteler“ einen ersten Gipfel erklimmte. An weiterem Aufstieg hinderte ihn der frühe Tod, hinderte ihn an der Ausarbeitung eines zweiten groß angelegten Werkes, in der er die von der Geschichtsschreibung seither vernachlässigte Zeit Karls IV. schildern wollte.

Wie er uns außer als Gelehrter auch als Mensch in seinen Werken entgegentritt, war er auch im Leben. Ein vornehmer, gütiger, aufrechter und gerader Charakter mit sicherem, aber mildem und verstehendem Urteil, treu dem Freund, versöhnlich dem Gegner, aber entschieden in der Vertretung dessen, was er als recht und richtig erkannt hatte, durchdrungen von dem kategorischen Imperativ der Pflicht, vor allem aber ein glühender Patriot. Seinem Vaterland hat er sein Leben geweiht und geopfert. Obgleich nach vorzeitigem Begriffe nicht diensttauglich, trat er bei Ausbruch des Krieges, schon in vorgerückten Jahren als Freiwilliger in das Heer ein und stand als Soldat und Offizier vor dem Feind. Von einer Verwundung war er genesen, aber aus den Champagneschlachten hatte er eine Infektion mit heim gebracht, die ihn häufig auf das Krankenlager warf und endlich seine nicht starke Natur überwältigte. Die Grabstätte, die er sich gewählt hat, mutet fast wie ein Symbol seines religiösen Lebens an: er ruht unter den rauschenden Baumwipfeln des ehemaligen Zisterzienserklosters Arnsburg, in dessen alter Kirchenvorhalle heute evangelischer Gottesdienst gefeiert wird.

Ein Ringen nach Vollendung war sein ganzes Leben. Wir aber gedenken seiner in Trauer und Treue.



Die Miniaturenhandschriften der Gießener Universitätsbibliothek und der Gräfl. Solmsischen Bibliothek zu Laubach.

Von Hermann Otto Baubel.

Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Universitätsprofessor Dr. Christian Rauch, dem ich zu großem Danke verpflichtet bin. Ebenso schulde ich Herrn Universitätsbibliotheksdirektor Dr. Ebel vielen Dank für die Überlassung der Handschriften und manchen wertvollen Rat. Außerdem möchte ich nicht unterlassen, auch Sr. Erlaucht dem regierenden Herrn Grafen von Solms-Laubach an dieser Stelle gleichfalls meinen verbindlichsten Dank für die Erlaubnis zur Benutzung verschiedener Handschriften zu sagen. Die Arbeit wurde am 9. Dezember 1924 als Doktor-Dissertation von der philosophischen Fakultät der Gießener Universität genehmigt.

Einleitung.

Für unsere Untersuchungen kommen zwei Gruppen von Handschriften in Betracht:

A) Die größere Gruppe umfaßt sechs Hs. sakralen, theologischen und juristischen Inhalts, die der Gießener Universitätsbibliothek gehören und wohl fast alle aus der ehemaligen Bibliothek des Freiherrn Renatus Karl von Senckenberg stammen, der die U. B. den größten Teil ihrer Hs. verdankt ¹⁾.

B) Die zweite Gruppe umfaßt vier Breviere aus Gräfl. Laubachischem Besitz, die seither in der Universitätsbibliothek aufbewahrt wurden. Sie waren wohl fast alle ehemals in der Bibliothek des Zisterzienserklosters Arnsburg in der Wetterau, die nach dessen, im Jahre 1802 erfolgter Säkularisation in den Besitz der Grafen von Solms-Laubach überging.

Das Ergebnis unserer Untersuchungen beider Hs.-Gruppen gibt kurz zusammengefaßt folgendes Bild:

I. Hs. 660.

Quattuor Evangelia ex versione latine vulgata.

Werk der Kölner Schule um 1050.

¹⁾ a) D. Buchner, Bibliotheca Academica et Senckenbergiana, Gießen 1894. b) J. B. Adrian, Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Academicae Gissensis. Frankfurt 1840.

- II. Hf. 652.
Biblia latina vulgatae versionis.
Werk der österreichischen (Salzburger oder steirischen) Schule
im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts.
- III. Hf. 945.
Le Code de l'empereur Justinien.
Entstanden in Paris um 1290.
- IV. Hf. 944.
Codex Justinianus novem priores libros continens cum
glossa.
Entstanden in der Bolognesischen Schule um 1300.
- V. Französisches Brevier aus Laubacher Besitz.
Werk der Schule von Amiens-Corbis um 1310—20.
- VI. Hf. 1081.
Fuero Juzgo.
Werk der kastilischen Schule des ersten Viertels des 14. Jahr-
hunderts (wohl in Toledo entstanden).
- VII. Holländisches Brevier aus Laubacher Besitz.
Entstanden in der Diözese Utrecht etwa zwischen 1440 und 60.
- VIII. Hf. 683.
Sancti Gregorii Moraliu libri XIX ultimi.
Werk einer Klosterwerkstatt der Diözese Eichstätt zwischen
1445 und 1464.
- IX. Flämische Livre d'heures aus Laubacher Besitz.
Werk der flämischen (Gent-Brügger) Schule zwischen 1480
und 1490.
- X. Französisches Livre d'heures aus Laubacher Besitz.
Werk der Schule von Rouen zwischen 1490 und 1495.

I.

Hf. 660.

Quattuor Evangelia ex versione latine vulgata.²⁾

Das Evangeliar ist in einen braunen Lederband des 18. Jahr-
hunderts gebunden. Es besteht aus 250 Blättern guten Pergamentes,
die auf die Größe 212:263 mm beschnitten und in Quaternionen

²⁾ Die Hf. ist bereits veröffentlicht von H. Ghl, in seinem Buche „Die
ottonische Kölner Buchmalerei“, Bonn 1922, S. 105 ff., Fig. 42—45. St. Weiszel
gibt in seiner „Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittel-
alters“, Freiburg 1906, an, daß die Hf. in Köln entstanden ist (S. 280, 334),
ohne aber eine Begründung dieser Lokalisierung zu geben.

(ohne Reklamanten) gebunden sind. Auf jeder Seite stehen 20 Schriftreihen in einer Kolumne. Ringsum ist ein breiter Rand freigelassen. Die einzelnen Zeilen waren anscheinend mit einem Stift liniert. Fol. 1 ist unbeschrieben, desgl. Fol. 250a. Fol. 2 und 3 tragen folgenden Titel:

„Quattuor in dominum proceres sollempnia laudum Pandunt matheus lucas marcusque iohannes Maximus orator scripti veterisque relator: Transtulit in stilum Geronimus omne latinum.“³⁾

Fol. 3a–7 tragen die Kanon-Tafeln.

Der eigentliche Text beginnt auf Fol. 7b mit den Worten: „Incipit argumentum secundum matth. Matheus exiudea sicut in ordine primus ponitur ita euangelium iniudea primus scripsit“, und endet auf Fol. 250: „et ego resuscitabo eum in nouissimo die.“

Die Schrift ist die entwickelte Minuskel der ottonischen Zeit. Große Ähnlichkeit im Gesamtcharakter zeigt z. B. die auf der Reichenau entstandene „Bamberger Apokalypse“.⁴⁾ Nur scheint uns in unserer Hs. die Horizontaltendenz ausgeprägter wie dort. Sie wird noch unterstrichen dadurch, daß die kleinen Buchstaben im Verhältnis zu den großen bedeutend kleiner gehalten sind wie in der Bamberger Apokalypse. Dieser Unterschied in den Größenverhältnissen dient aber gleichzeitig auch zur stärkeren Betonung des Kursivcharakters in unserer Hs., der noch durch das nahe Aneinanderreihen der Buchstaben verstärkt wird. Mit zu dem Kursivcharakter unserer Schrift trägt aber auch die im Vergleich zu der Apokalypse größere Rundlichkeit der einzelnen Buchstaben bei.

Dagegen scheint uns die Schrift des „Göttinger Sakramentars“⁵⁾, das gegen 975 entstanden ist, etwas früher zu sein wie die unserer Hs. Die g sind dort noch nicht geschlossen, die e sind am Ende nicht so scharf umgebogen. Überhaupt sind die oberen und die unteren Enden der Buchstaben im allgemeinen in unserer Hs. entwickelter. Dagegen besteht eine größere Übereinstimmung im Schriftcharakter, der sich in der Göttinger Hs. mehr dem Kursivcharakter nähert wie in der Apokalypse.

Außerdem gibt Ehl⁶⁾ an, daß unsere Hs. so starke paläographische Übereinstimmungen mit dem Kölner „Geronsevangeliar“ (ent-

³⁾ Abbrueviaturenzeichen konnten an dieser und an den folgenden Stellen aus drucktechnischen Gründen nicht angebracht werden.

⁴⁾ Wölfflin, H., Die Bamberger Apokalypse, München 1918.

⁵⁾ G. D. Zimmermann, Fuldaer Buchmalerei, 1910, Tafel II.

⁶⁾ Ehl, a. a. O. S. 106.

standen zwischen 1030 und 1040) hat, daß beide in derselben Schreibstube entstanden sein müssen. Die Berechtigung dieser Angabe konnte ich leider nicht nachprüfen.

Die Sf. ist künstlerisch geschmückt:

1. Durch die Umrahmung der Kanontafeln.
2. Durch Ziertitel.
3. Durch die Evangelienanfänge.
4. Durch 7 ganzseitige Miniaturen.

Die Anordnung des künstlerischen Schmuckes ist die in der Kölner Schule übliche⁷⁾: Vor jedem Evangelium das Bild des Evangelisten mit folgendem Ziertitel und Evangelienanfang.

Die Kanonbogen sind nach einem Schema gegeben, das nur wenig variiert wird. Die Zahl der Bogen und Säulen hängt von der Zahl der Kanonspalten ab. Auf dem Stylobat erheben sich vier oder fünf schlanke Säulen. Ihre Basis wird zunächst durch eine Plinthe gebildet, auf die eine attische Basis aufgesetzt ist. Die Plinthe ist silbern oder golden, der untere Wulst der Basis ebenso, der obere immer golden. Das Kapitell ist eine Art von Kompositkapitell aus dorisierenden und korinthisierenden Bestandteilen. Zunächst kommt meist ein Echinus, darüber ein korinthisierendes Akanthusglied, auf das ein breiter, dünner Abakus aufgesetzt ist. Daneben kommt noch ein aus jonischen Bestandteilen gebildetes Kapitell vor, das an Stelle des Akanthusgliedes aus zwei im Gegenfinne aufeinanderliegenden jonischen Volutenbändern besteht. Auf diese Kapitelle sind direkt die Bogenfüße aufgesetzt. Nach oben wird die Bogenarchitektur durch eine Art Sima abgeschlossen. Auf diese Sima, die in Majuskeln die einzelnen Kanonaufschriften trägt, ist oft noch ein Giebeldreieck aufgesetzt, das mit Akroterien gekrönt ist. Der Giebelaufbau besitzt drei Rundbogenfenster, ein größeres in der Mitte und zwei kleinere links und rechts. Auf einigen Seiten fällt der Giebelaufbau weg, und die Akroterien, für die hier meist Vögel verwandt werden, sitzen direkt auf dem Architrav auf. Bei den Säulen, die sehr häufig marmoriert sind, herrscht eine reiche Abwechselung in Tönung und Zeichnung. Alle Säulen tragen rechts einen dunklen Schattenstreifen.

Ähnlich gegliederte Kanonsäulen finden sich in dem „Abdinghover Evangeliar“⁸⁾, obwohl diese bei uns wesentlich schlanker sind und auch in den Einzelheiten sich oft unterscheiden. Ebenso zeigen die Kanontafeln des Münchener „Evangeliiars Ottos III.“ zahlreiche Über-

⁷⁾ Gh1, a. a. D. S. 79.

⁸⁾ Gh1, a. a. D. S. 104.

einstimmungen mit unseren. Die Proportionen der Säulenkörper sind allerdings dort ebenfalls wesentlich breiter wie in unserer Hs., während unsere Basen mehr in die Breite gezogen sind, was auch von unseren Abaci gilt. Dafür sind in der Münchener Hs. die Akanthuskapitelle reicher entwickelt. Auf der anderen Seite finden wir dort bei den Säulenschäften ähnliche Marmorierung angewandt wie bei unseren⁹⁾. Auch das Motiv der als Akroterien verwandten Vögel ist dort verwendet¹⁰⁾.

Die Ziertitel bestehen aus zwei Teilen, dem Rahmenwerk und dem eigentlichen Titel. Das Rahmenwerk setzt sich aus verschiedenen aufeinanderliegenden, rechteckigen Rahmenteilen zusammen, die oft noch durch aufgesetztes Weiß profiliert sind. Der äußerste Rahmen ist plastisch behandelt, ebenso öfters auch der innerste. Manche Rahmenteile sind auch durch goldene oder silberne Wellenlinien, Spiralen und ähnliche Muster belebt. Die Ecken und Mittelpunkte der Rahmen sind öfter betont. An den Außenseiten sind goldene, mennig konturierte Punkt- und Pflanzenmuster angebracht; ebenso können auch auf den inneren Ecken der Rahmen und auch auf den Mitten der Rahmenseiten Pflanzen- oder geometrische Muster¹¹⁾ angebracht sein. Neben dieser komplizierteren Rahmenkonstruktion kommen aber noch bedeutend einfachere Rahmen vor. Innerhalb des Rahmens steht dann auf dunkeltem Grund ein silbernen oder goldenen Majuskeln der eigentliche Titel.

Die Evangelienanfänge beruhen in ihrer künstlerischen Ausgestaltung auf denselben Elementen wie die Ziertitel. Der Hauptunterschied ist, abgesehen von dem durchgehend größeren ornamentalen Reichtum, die Hervorhebung der oder des ersten Buchstabens, die als Initialen gegeben werden. Die Initialen setzen sich meist aus zwei nebeneinanderlaufenden goldenen, mennig konturierten Bändern zusammen, die sich an manchen Stellen vereinigen. Die Zwischenräume zwischen den Bändern sind entweder ausgespart oder durch bläuliche, rötliche oder grüne Töne ausgefüllt. Dasselbe gilt von dem Buchstabenpolster, nur daß hier noch oft goldene Ranken als Füllung auf das Polster aufgesetzt werden. Der Mittelpunkt der

⁹⁾ Die Beleuchtung der Schäfte ist allerdings anders, denn sie sind auf der linken Seite beschattet.

¹⁰⁾ Leidinger, Gg., Miniaturen a. d. kgl. Hof- und Staatsbibliothek München, S. 1, das sog. Evangeliarium Kaiser Ottos III., T. 1-6.

¹¹⁾ Am Anfang des ersten Evangeliums sind die vier Rahmenmitten durch vier Köpfe innerhalb goldner Medaillons betont.

gesamten Komposition wird besonders bezeichnet, sei es durch eine Blüte, oder wie bei Beginn des Johannisevangeliums auf Fol. 190 durch das agnus dei, das von einem Speere durchbohrt mit Kranz und Nimbus in einem Medaillon mit silbernem Rahmen und Goldhintergrund steht, das innerhalb eines verschlungenen I und N angebracht ist (Abb. 1).

Dieses ineinanderverschlungene I und N ist ein in der ottonischen Zeit sehr beliebtes Initialelement, das in verschiedenen Variationen in vielen ottonischen Hs. vorkommt. Wir erinnern z. B. nur an das „Bamberger Evangeliar“¹²⁾ und an das „Evangeliar Otos III.“ in München¹³⁾. Doch ist diese Ähnlichkeit nur äußerlich im Kompositionsschema u. a. enthalten. Eine weit größere Ähnlichkeit im ganzen zeigt sich in einigen Kölner Hs., speziell in der Hs. 312 des Kölner Stadtarchivs¹⁴⁾. Es ist wie bei uns der Anfang des Johannesevangeliums. Inmitten eines Rahmens, der sich, wenn auch anders angeordnet, aus Dekorationselementen zusammensetzt, die in unserer Hs. üblich sind, ist achsial zur Gesamtkomposition das I angeordnet, das gleichzeitig das quadratisch behandelte N der Länge nach halbiert, um an beiden Enden noch ein ganzes Stück über dieses Quadrat hinauszugehen. Gleichzeitig finden wir in beiden Hs. in der Mitte der Gesamtanlage ein Medaillon, innerhalb dessen in unserer Hs. das Lamm angeordnet ist, während in dem Gereons-evangeliar der Evangelist Johannes dargestellt ist. Charakteristisch für unsere Hs. ist, was bei Betrachtung der Einzelheiten sofort auffällt, die größere Übersichtlichkeit z. B. der Bandmotive der Buchstabenkörper, bei denen manchmal das Flechtmotiv vollkommen verschwindet. Dieselbe Tendenz äußert sich auch in der Dekoration des Rahmens. Diese auf der einen Seite zurückgehaltene Bewegung kommt dafür auf der anderen Seite wieder zum Ausdruck, und zwar sowohl in den stärker geschwungenen Ecken und Ausläufern des Buchstabenkörpers¹⁵⁾, als auch in dem häufiger dekorativ angewandten Spiralkanzenmotiv.

Auch die bildnerische Anordnung der Hs. zeigt ausgesprochene Verwandtschaft mit der des Gereonsevangeliares in Köln. Ehl sagt¹⁶⁾

¹²⁾ Jacobi, Fr., Deutsche Buchmalerei, 1923, Abb. 10.

¹³⁾ Böge, W., Deutsche Malerschule, 1891, Abb. 13.

¹⁴⁾ Ehl, a. a. O. S. 108. Es ist das sog. Gereons-Evangeliar.

¹⁵⁾ Dafür ist z. B. die an der rechten, unteren Ecke des Buchstabenkörpers auslaufende geschwungene Ranke charakteristisch.

¹⁶⁾ a. a. O. S. 106.

bei Beschreibung unserer Hs.: „Wie dort (bei dem Gereonsevangeliar) sind auch hier die Kanones zwischen der Majestas und den Evangelisten eingeschoben, zu denen hier noch Hieronymus tritt.“

Die einzelnen Miniaturen stellen dar:

1. Fol. 1. Majestas Domini. (Abb. 2.) (Größe 138:188 mm.)
Inmitten einer grünen Doppelscheibe, die in eine hellblaue Mandorla gesetzt ist, sitzt der bärtige Christus. Er trägt ein hellblaues, weiß gehöhntes Untergewand und schmutzrosaen, goldpunktierten, über die linke Schulter gezogenen Mantel, dessen Endzipfel zwischen den Knien herabfallen. In der linken Hand hält er ein goldenes Buch, das auf sein linkes Knie gestellt ist. Die rechte Hand ist in der gewohnten Weise mit gestrecktem Daumen, Zeige- und Mittelfinger erhoben. Die nackten Füße setzt er auf einen goldenen Schemel. Die Fersen berühren sich, während die Kniee auseinanderstehen. Der Nimbus ist im allgemeinen der in dieser Hs. immer wiederkehrende große goldene, der in ottonischen Hs. üblich ist. An die Mennigkontur schließt sich nach außen ein auf schwarzen Grund gesetzter weißer PunktKreis an. Innerhalb der Nimbusfläche ist mit Mennigstrichen ein Kreuz angegeben, auf dessen Balken von links nach rechts herumgehend die Buchstaben L U X angebracht sind. Außerhalb der Fläche der Mandorla, aber innerhalb des rosaen, plastisch behandelten Rahmens, der die ganze Darstellung umgibt, sind in den vier Ecken auf schwarzgrauem Grunde die vier Evangelistensymbole angebracht, jedes mit einem Buche und goldener Beischrift. Außerdem trägt auch Christus außerhalb des Nimbus, links und rechts von ihm, in goldener Majuskel die Buchstaben I H C X P C.

Auf den oberen Teil des Rahmens ist die (schon bei den Kanontafeln erwähnte) dreieckige Giebelarchitektur mit Fenstern aufgesetzt, die als Spitzenakroterion ein goldenes Kreuz trägt.

2. Fol. 2a. Hieronymus. (Größe 132:170 mm.)

In rechteckigem, einfachem Rahmen sitzt rechts der graubärtige und grauhaarige Hieronymus in blaugrauem Untergewand und rosa-grauem kasulaähnlichem Obergewand auf einem schwarzgrauen, dreistufigen, massiven Throne. Der längliche, tonsurierte Kopf ist von dem großen in der Hs. üblichen Nimbus umgeben, dem aber die mennigen Kreuzstriche wie auf der Majestas fehlen. In der linken Hand hält er eine Rolle. Seine Füße setzt er auf eine Fußbank, die quer zu den Stufen des Thrones steht. Links sitzt auf einem niedrigeren Sitz der Schreiber, der ein grauvioletttes Gewand trägt. Vor ihm liegt auf einem Lesepult ein Buch. Über dem Hieronymus

steht in Goldminuskel „Scs iheronimus prbr“, über dem Schreiber „notarius“. Der Hintergrund ist in horizontaler Richtung in parallele Streifen geteilt, die durch deckweiße Trennungslinien sich gegeneinander abheben. Die obere Hälfte des Hintergrundes ist karminrot, die untere gelbbraun, beide durch horizontale Wellenlinien in Gold oder einem dunkleren Ton der Lokalfarbe belebt.

3. Fol. 11 Matthäus. (Größe 136:169 mm.)

Der bärtige, grauhaarige Apostel sitzt inmitten eines einfachen rechteckigen Rahmens auf einem gelbbraunen Thron, frontal gerichtet. In der linken Hand hält er eine gelbbraune Rolle, die über seinen Knien liegt. Er trägt ein graublaues Untergewand und rosaen, goldpunktierten Mantel. Seine Füße stehen auf einem grünen, schwarzgeränderten Fußschemel. Der Hintergrund ist wie in der vorhergehenden Miniatur behandelt, mit dem einzigen Unterschied, daß hier die obere Hälfte schwarzgrau und die untere grauviolett gefärbt ist. Links von dem Nimbus des Apostels steht in goldener Minuskel „S. Math.“, rechts davon „euangist di“.

4. Fol. 78 Marcus. (Größe 111:171 mm.)

Inmitten eines einfachen, rechteckigen Rahmens sitzt in diagonalen Richtung von links nach rechts im $\frac{3}{4}$ -Profil auf einem gelblichen Throne, auf dem ein Kissen liegt, der kahlköpfige, graubärtige, nimbengekrönte Apostel in nachdenklicher Haltung. Er trägt ein hellblaues, goldgefäumtes Untergewand, rosavioletten, weißgefäumten, goldpunktierten Mantel. In der rechten Hand hält er eine goldene Feder, mit der linken hält er oben ein Buch, das auf seinem linken Knie steht. Der Hintergrund ist auf die übliche Art gegeben. Die Farben sind von oben nach unten: Gelbbraun, rosa, karminrot und blaugrau. Links von dem Nimbus steht in Goldminuskel „S. Marcus euan“, rechts davon „glt dni“. Die Farbe des Fußschemels ist grauviolett mit goldenem Rand.

5. Fol. 123 Lucas. (Größe 112:171 mm.)

Inmitten des gewohnten Rahmens sitzt frontal der Apostel mit nach rechts gedrehtem, nimbengekröntem Kopfe auf massivem, braunrotem, dreistufigem Throne. Er ist bartlos und braunhaarig und trägt hellblaues Untergewand und olivgrünen, goldpunktierten Mantel, der über die linke Schulter gezogen, über beide Kniee gelegt ist und über das linke Knie herunterfällt. In der Linken hält er eine geöffnete Rolle, die Rechte ist mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger emporgehoben. Die Füße nähern sich, während die Knie weiter auseinandergehen. Der Fußschemel ist schwarzgrau mit karminrotem

Rand. Die Farben der Hintergrundstreifen sind von oben nach unten: Schwarzgrau, Rosa und Gelbbraun.

6. Fol. 188 Kreuzigung. (Größe 117:172 mm.)

Inmitten eines einfachen, rechteckigen Goldrahmens ist genau achsial das goldene Kreuzifix gezeichnet. Christus ist mit geschlossenen Augen, anscheinend als gestorben, dargestellt. Sein violetter Lendenschurz geht von oberhalb der Kniee bis über den Nabel. Nägel sind keine zu sehen, wohl aber tropft Blut aus den Handwunden und aus der Seitenwunde. Die Füße stehen nebeneinander auf einem blauen Fußbrett, das in umgekehrter Perspektive derart gezeichnet ist, daß es nach hinten sich verbreitert. Zu Häupten des Kreuzifixes ist eine Schrifttafel angebracht mit den griechischen Buchstaben „Ι Η Χ Χ Ρ Ι“. Der Nimbus trägt nicht den Perlenkranz, sondern ist einfach schwarz umrissen. Er ist durch zwei V-förmig sich nach dem Kopfe zu schneidende, sich nach außen verbreiternde Balken gegliedert. Der Erdboden ist durch eine blaugraue Schicht angedeutet, die durch eine rankenbesetzte, violette Wellenlinie nach oben abgeschlossen wird. Den größten Teil des Hintergrundes bildet das ausgesparte Pergament. Oberhalb des Querbalkens sind zwei Scheiben, wohl sol und luna, zu sehen.

7. Fol. 189 Johannes. (Größe 112:170 mm.)

Inmitten des üblichen Rahmens sitzt der graubärtige und grauhaarige, nimbengefrönte Apostel auf dem frontal und im Verhältnis zur Gesamtanlage achsial gezeichneten Throne mit rotgepolsterter Lehne. Sein Unterkörper ist diagonal von links hinten nach rechts vorne gewendet, während sein Oberkörper sich derart dreht, daß er frontal in einer Ebene mit dem Throne sichtbar wird. Der Apostel trägt ein hellblaues Untergewand, das mit goldenen Streifen verziert ist, und gelbbraunen Mantel. Im Kopfe ist die Drehung des Oberkörpers nach der rechten Seite hin noch verstärkt und fortgesetzt, so daß er im $\frac{3}{4}$ -Profil erscheint. In der rechten Hand hält Johannes eine goldene Feder, die er prüfend betrachtet, die linke liegt auf einem Buche, das seinerseits auf einem Lesepult liegt, dessen Fußplatte der Apostel als Fußschemel benutzt. Der Hintergrund zerfällt von oben nach unten in die Farben schwarzgrau, rosa und braungelb, die ihrerseits wieder auf gewohnte Weise in verschiedenen Nuancen sich zerteilen, die ebenfalls horizontal angeordnet sind. Links von dem Nimbus steht in goldener Minuskel „S. ioh.“, rechts von ihm „euangls“.

Für die Farbengebung der Hs. sind die vielen Mischfarben typisch

und die damit zusammenhängende starke Nuancierung der einzelnen Farbtöne, die oft eine genaue Definition sehr erschweren, ebenso wie der dunkle Gesamtton. Die Farben sind vollkommen malerisch aufgetragen und gehen sogar teilweise ineinander über¹⁷⁾. Die hauptsächlich vorkommenden Farben sind: Karmin, Ultramarin, Rosa, Grün, Violett, Schwarzgrau, Mennig, Braun, Gelb, dazu viele Mischöne aus diesen Farben. Ferner kommen noch dazu Gold und Silber. Charakteristisch besonders für die Dekoration unserer Hs. ist die Zusammenstellung der drei Farbtöne Gold, Mennig und Ultramarin. Die Modellierung, die immer malerisch breit gehalten ist, wird durch dunklere Töne der Lokalfarbe, Deckweiß und Schwarz, gegeben. Eine Umrißzeichnung ist meist nur stellenweise durchgeführt, immer aber bei unbekleideten Teilen des Körpers.

Das Inkarnat ist rosa, durch Weiß gehöhlt und die Einzelheiten schwarzbraun gezeichnet. Eine gewisse Ausnahme macht Lucas, dessen Farbe mehr ins Bräunliche spielt.

Außerdem ist er die einzige bartlose Figur von allen Darstellungen. Seine Haarfarbe ist dunkelbraun, die Haare sind malerisch gelockt. Bei den Christusfiguren sind die Haare braun. Bei den meisten Figuren liegen die Haare um den Kopf eng an, um von da aus in Wellen auf die Schultern zu fallen. Das Haar der übrigen Evangelisten ist weißgrau, im übrigen aber ähnlich malerisch als Ganzes behandelt wie bei Lucas.

Die Faltengebung ist einfach und bedient sich weniger, elementarer Motive. Es sind das: Bogen- und Schüsselfalten, radial von einem Brennpunkt ausstrahlende Faltenbündel (ein sehr beliebtes Motiv), außerdem Vertikal- und Horizontalfalten. Charakteristisch ist die malerisch breite Behandlung, die gern eine Mehrzahl von Falten in einem Motiv zusammenfaßt, die sich am Ende derart verdicken, daß relativ breite, kräftige Schattenstreifen entstehen¹⁸⁾. Bei den Säumen des Untergewandes ist das Wellenlinienmotiv sehr beliebt.

Bei der stilistischen Betrachtung unserer Hs. finden wir die nächste Vergleichsmöglichkeit in Hs. der Kölner Schule. Schon rein äußerlich betrachtet, ist ja die Bevorzugung des Hochformates gegenüber dem Breitformat ein Charakteristikum der Kölner Schule¹⁹⁾, ebenso wie die Streifengründe²⁰⁾.

¹⁷⁾ All das entspricht der Kölner Farbengebung, wie sie Ghl, a. a. D. S. 60 ff. schildert.

¹⁸⁾ Ein gutes Beispiel dafür ist Marcus (Fol. 78).

¹⁹⁾ Ghl, a. a. D. S. 124. ²⁰⁾ Ghl, a. a. D. S. 70.

Eine große Ähnlichkeit in der Gesamtanlage zeigt unsere „Majestas“ mit der des Gereonsevangeliums in Köln²¹⁾. Schon die Haltung und der Gesichtstyp sind fast die gleichen, ebenso ist die Haarbehandlung sehr ähnlich. In beiden Hs. findet sich am Hals des Christus der Zackig angegebene Rand des Untergewandes. Der Mantel ist in beiden Hs. über die linke Schulter geschlagen und ebenso fallen in beiden seine Enden zu beiden Seiten des linken Beines herunter. Statt der oberen Doppelscheibe in unserer Hs. ist im Gereonsevangelium die Mandorla eingefügt, so daß dafür die in unserer Hs. die Doppelscheibe umschließende Mandorla wegfällt. Außerdem schließt in der Kölner Hs. die Mandorla nach außen mit einer weißen Zackenlinie ab, während in unserer Hs. sich nach außen hin noch ein plastischer Rahmen anschließt. Ferner fehlen in unserer Hs. die vier Propheten unterhalb des Christus und die zwei Engel oberhalb. Infolgedessen sind die Evangelistensymbole in der üblichen Reihenfolge in den Zwickeln außerhalb der Mandorla angeordnet. Die Rahmenkonstruktion mit dem aufgesetzten Giebel entspricht dagegen ganz wieder der unsrigen. Im allgemeinen scheint der Hauptunterschied zwischen beiden Hs., abgesehen von dem reduzierten Kompositionsschema, in der stärker malerischen Behandlung unserer Hs. zu liegen, die sich sehr deutlich z. B. auch in den äußerst plastisch wirkenden tiefen Schlagschatten des Mandorlarahmens äußert. Ebenso scheint uns z. B. die Gesichts- und auch die Gewandmodellierung wesentlich plastischer. Dazu kommt noch die größere Einheitlichkeit und Symmetrie der Gesamtanordnung. All das beweist, daß unsere Hs. entwickelter und wohl auch später wie das Gereonsevangelium ist.

Ein zweites Beispiel für die Beziehungen zwischen Gereonsevangelium und unserer Hs. bilden die Marcusdarstellungen beider Hs. Die Ähnlichkeit ist frappierend. Der Hauptunterschied ist rein äußerlicher Art, daß nämlich der Marcus im Kölner Evangelium sein Buch auf einem Lesepult liegen hat, während es der unsrige auf sein Knie stützt. Auch das spricht für eine größere Geschlossenheit und Differenziertheit in unserer Hs., die sich außerdem z. B. auch in der komplizierteren Stellung der Füße bei unserem Marcus äußert, wo der rechte Fuß vorgestellt ist, während der linke, der nur mit der Fußspitze den Boden berührt, zurückgesetzt ist, während in der Kölner Hs. Marcus anscheinend beide Beine und Füße parallel nebeneinanderstellt. Vielleicht kann man auch die stärkere Überschneidung des Rahmens durch den Fußschemel in unserer Hs. in dieser Hinsicht

²¹⁾ Gh1, a. a. D. Fig. 25.

verwerten. Das Auffallendste ist aber auch hier wieder die stärkere Betonung des Malerischen.

Die zweite Hs., die sehr starke Beziehungen zu unserer Hs. aufweist, ist der sogenannte „Hidta-Kodex“ in Darmstadt. Wenn wir auch hier wieder von der Vergleichung der beiden Majestasdarstellungen ausgehen²²⁾ so finden wir in der Darmstädter Hs. innerhalb des Rahmens genau dasselbe Kompositionsschema wie in unserer. Die Mandorla ist allerdings weggefallen und an ihre Stelle ist eine zweite, äußere Doppelscheibe getreten. Das Kreuz innerhalb des Nimbus Christi ist plastisch gegeben. Alle irgendwie ablenkenden Details sind verschwunden, z. B. das Giebeldreieck auf dem Rahmen und das Zickzackmuster des Mandorlarandes. Man spürt die Tendenz der stärkeren Zusammendrängung auf den Mittelpunkt der Komposition. Deshalb spielen auch die Evangelistensymbole eine geringere Rolle wie in unserer Hs. und sind in die Ecke gedrängt; andererseits sind sie aber direkt mit der Hauptfigur in Verbindung gebracht, indem sie den Kopf nach ihr wenden, oder wie das Matthäusymbol sogar den Rand der äußeren Doppelscheibe überschneiden. Ist so schon die größere Zentralisierung desselben Kompositionsschemas ein Kriterium für einen späteren Entstehungstermin des Hidta-Kodex gegenüber unserer Hs., so finden wir weitere Kriterien dafür bei Betrachtung der Technik. Die in unserem Evangeliar im Vergleich zum Gereonsevangeliar festgestellte malerische Anlage ist hier noch bedeutend weiter entwickelt. Diese Weiterentwicklung ist so stark, daß sie schon fast die Grenzen der malerischen Auflösung erreicht²³⁾.

Unsere Kreuzigungsdarstellung (Fol. 188) zeigt auf den ersten Blick verschiedene Merkmale, die für die Kölner Schule typisch sind. Dazu gehört z. B. der härtige Kopf des Christus²⁴⁾ und ebenso auch die auffallende Streckung seines Körpers²⁵⁾, in der sich die Vertikaltendenz der Schule äußert. Eine enge Verwandtschaft verbindet diese Darstellung mit der Kreuzigung im Hidta-Kodex²⁶⁾. Es fehlen allerdings bei uns Maria und Johannes, dafür sind aber die Übereinstimmungen um so größer. Die Darstellung des Christuskörpers zeigt, abgesehen von der sehr ähnlichen Armhaltung und

²²⁾ Ghl, a. a. D. Fig. 47.

²³⁾ Auch das Hieronymusbild und die Evangelisten des Hidta-Kodex zeigen, wie Ghl, a. a. D. S. 119/20 mitteilt, denselben Grad von Übereinstimmung mit den entsprechenden Darstellungen unserer Hs.

²⁴⁾ Michel, A., Histoire de l'Art, II, S. 750.

²⁵⁾ Ghl a. a. D., S. 124.

²⁶⁾ Ghl a. a. D., Fig. 55.

Beinstellung, in den einzelnen Körperteilen große Ähnlichkeit. Dieselben mageren Glieder und merkwürdig schmalen Knöchel. Auch der im Vergleich zu dem langen (bei beiden Darstellungen lila gefärbten) Lendenschurz schmale Oberkörper ist beiden Kreuzfixen gemeinsam; ebenso das in der Mitte des Schurzes herunterlaufende Faltenbündel, das dessen ganze Modellierung bestreitet. Ferner ist das zugespitzte untere Ende des goldenen Kreuzes auf dieselbe Art bei beiden in den welligen Boden gerammt. Bei beiden finden sich oberhalb des Querbalkens, links und rechts, Sonne und Mond dargestellt. Auf beiden Blättern ist der größte Teil des Hintergrundes ausgespart, bei beiden ist auf dieselbe Art bei dem Fußbrett besonders die rechte Seite nach hinten verbreitert.

Für die Modellierung des Christuskörpers bietet der Kreuzfix des „Gundoldkodes“²⁷⁾ in Stuttgart die beste Vergleichsmöglichkeit. Wir finden dort genau dieselbe Art der plastischen Akzentuierung bis in die kleinsten Einzelheiten. Das gilt ebenso für die des Oberkörpers wie für die der Glieder. Der Hauptunterschied zwischen beiden Darstellungen beruht auf der stärkeren Betonung des Hängens (infolgedessen sind die Arme tiefer gesenkt) in unserer Hs. gegenüber der Betonung des Stehens im Gundoldkode. Außerdem ist in letzterem der Hintergrund mit Streifen gegeben, während er bei uns ausgespart ist.

Das Fehlen des in anderen Schulen üblichen Symbols auf den Evangelistendarstellungen, an dessen Stelle in unserer Hs. die wagrechte Namensinschrift tritt, ist ein in der Kölner Schule mehrfach vorkommendes Motiv²⁸⁾.

So ergibt die Untersuchung unserer Hs. den zwingenden Schluß, daß sie ein Werk der spätottonischen Kölner Malerschule ist, das stilistisch zwischen das Gereonsevangeliar in Köln und den Hidtkode in Darmstadt einzureihen ist²⁹⁾. Damit ist die Datierung Ghl's bestätigt, der den Entstehungstermin unserer Hs. um die Mitte des 11. Jahrhunderts ansetzt.

²⁷⁾ Ghl a. a. D., Fig. 57.

²⁸⁾ Ghl a. a. D., S. 90.

²⁹⁾ Der Lucas unserer Hs. zeigt deutlich den Übergang von dem dunkeltonigen Kolorit, wie es noch im Gereons-Evangeliar herrscht, zum hellmalerschen Stil des Hidtkodes. (Ghl a. a. D., S. 122/23.)

II.

Hf. 652.

Biblia latina vulgatae versionis.

Die Hf. ist in einen braunen Ganzlederband gebunden, der vielleicht aus dem 18. Jahrhundert stammt. Auf der Vorder- und Rückseite trägt sie je vier metallene Buckel. Sie ist mit zwei Lederschnallen verschlossen. Die Hf. besteht aus 402 Blättern besonders starken Pergamentes, die auf die Größe 210:315 mm beschnitten und in Quinquionen, die nur zum Teil mit Reclamanten versehen sind, gebunden sind. Die Schrift ist auf jeder Seite in zwei Kolonnen von durchschnittlich je 51 Zeilen geteilt, die mit dem Bleistift liniert sind. Ringsum ist ein breiter Rand freigelassen, der mit kalligraphischen blauen und roten Verzierungen zum Teil ausgefüllt ist. Am Anfang vor und am Ende nach der eigentlichen Hf. ist je ein papiernes Schutzblatt eingebunden.

Die Hf. beginnt auf Fol. 1 nach dem Incipit mit den Worten: „Frater Ambrosius tua michi munuscula perferens detulit“ usw. und endet auf Fol. 402b: „consiliatores eorum.“ Darunter steht noch in anscheinend späterer Schrift hinzugefügt: „Dominus dedit dominus abstulit sicut domino.“ Auf dem unteren Rande von Fol. 1a steht in der gotischen Minuskel des 14. Jahrhunderts: „Monasterij sti Johannis in Seytz. Ordinis Cartusiensis . . .“

Damit ist wohl Seitz in der Steiermark gemeint, das nordwestlich von Graz liegt.

Die Schrift ist die gotische Minuskel des 13. Jahrhunderts. Die Hf. ist von einer ganzen Anzahl von Händen geschrieben. Zwischen Fol. 314/315 (die Rückseite von 314 ist unbeschrieben) ändert sich der Charakter der Schrift stark. Außerdem beschränkt sich von Fol. 315 ab der Schmuck der Hf. ganz auf kalligraphisch gezeichnete Initialen, wie sie sich ähnlich in vielen Hf. des ausgehenden 13. Jahrhunderts finden. Als Beispiel führen wir drei Salzburger Hf. um 1290 an⁸⁰⁾, die auch in der Schrift Ähnlichkeit mit diesen letzten Blättern haben. Die Schrift bis Fol. 314 scheint uns einige Zeit früher wie die nach Fol. 314 zu sein, denn sie ist noch nicht so stark gebrochen. Im Vergleich mit der Schrift des „Goslarer Evangeliums“⁸¹⁾, das zwischen 1240 und 1250 ent-

⁸⁰⁾ Abbild. bei Wichhoff & Dvorak, die illum. Handschriften in Österreich, Bd. IV, 1, Fig. 189, 192, 197.

⁸¹⁾ Goldschmidt, A., Das Evangelium im Rathaus zu Goslar, 1910.

standen ist, ist sie dagegen entwickelter. Während die Schrift der Goslarer Hs. durch verbindende Querstriche an den Füßen der Buchstaben sehr stark den kursiven Charakter betont, insolgedessen auch die Füße mehr abrundet, wendet unsere Hs. z. T. diese Mittel weniger an und versucht dasselbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen, indem die einzelnen Buchstaben näher zusammengedrückt werden. Außerdem sind die einzelnen Buchstaben auch dementsprechend etwas stärker gebrochen. In diesem letzteren Punkte entspricht ihr mehr die Hs. 74 Admont²²⁾, die aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt.

Die Hs. ist künstlerisch geschmückt durch:

1. Initialen.
2. Zwei Miniaturen.

Die Initialbildung wird charakterisiert durch den Übergang von dem alten, aus mehreren Bändern zusammengesetzten Buchstabenkörper zu dem neuen, der aus einem Stoffe gebildet ist. Insolgedessen finden wir meist eine Vermischung dieser beiden Typen. Die herrschenden Farben sind Blau, Karmin und Grün, die durch den neutralen Ton des Goldes, das meist als Polster erscheint, zusammengefaßt werden. Abgesehen von kleineren Einbuchtungen ist dieses polierte goldene Polster meistens ungefähr rechteckig außen von einer schmalen Linie in einer der angegebenen Farben umzogen.

Der Buchstabenkörper setzt sich nun aus verschiedenen Elementen zusammen. Sehr viel angewandt wird das Motiv von zwei parallel laufenden, plastisch behandelten, weiß gehöhten Bändern, die da und dort durch Querstege, seltener durch geflochtene Bänder, verbunden werden und in eingerollten blattähnlichen Gebilden enden. Die Zwischenräume zwischen den Bändern werden oft farbig ausgefüllt. Das Buchstabeninnere wird meist durch zwei schmälere, selbständige plastische Ranken ausgefüllt, die sich öfters spiralenförmig verschlingen und auch jede in einer besonderen Spirale enden. Diese Ranken sind reich mit eingerollten Blättern, seltener mit stilisierten Blüten verziert.

Bei einem zweiten Typ ist der Buchstabenkörper derart im Sinne größerer Einheitlichkeit weiterentwickelt, daß er sich nur zum Teil aus dem (oben erwähnten) Doppelband zusammensetzt, zum anderen Teile aber dieses sich schon zu einem einheitlichen Bande verschmelzen läßt.

²²⁾ Wichhoff & Dvorak a. a. O., IV, 1, Fig. 93/94.

Diese Initialen leiten über zu der dritten Art, die ganz aus einer Masse gebildet ist. Hier werden auch manchmal Drachen- und Schlangenkörper zur Initialbildung herangezogen, die aber in ihrer schmalen, langen Form noch an die Bandornamentik erinnern. — Zu dem aus zwei Drachen gebildeten A aus unserer Hs. finden wir ein Gegenstück (aus etwas späterer Zeit) in einer in Salzburg um 1290 entstandenen Hs.⁸³). Während dort der Zusammenhang durch Verschlingung der beiden Drachenköpfe hergestellt wird, sind sie bei uns durch ein Flechtband verbunden.

Bei diesem dritten Initialtyp treten schon die ersten Anfänge geometrischer Muster auf, wie sie weiterentwickelt gegen Ende des Jahrhunderts, nachdem sich die Bildung des Initialkörpers aus einem Stück allgemein durchgesetzt hatte, in den meisten Fällen zu dessen Belebung verwandt werden. Eine ähnliche Entwicklung können wir auch bei der Füllung des Hintergrundes beobachten. Denn neben der bunten Rankenfüllung treffen wir schon auf das Goldpolster eingerichtete Spiralkranken.

Bei einer Abart dieses einheitlichen Typs sitzt der goldene Buchstabenkörper auf einem französisch aufgefaßten Rautenmuster, das zur Hälfte blau, zur Hälfte rot gefärbt ist. Eine eigenartige Bildung zeigt das P auf Fol. 304a: der Buchstabenkörper ist golden. Innerhalb der Rundung steht eine goldene Blattrosette. Die Zwischenräume zwischen den sechs Blättern dieser Rosette sind durch abwechselnd blaue und grüne Blätter ausgefüllt, die an den Rändern eingerollt sind, ähnlich den sonst in der Hs. üblichen stilisierten Blatttypen. Indem nun außen an dem goldenen Buchstabenkörper überall ein blaues, plastisch behandeltes Band entlanggeführt wird, treffen wir hier schon den Keim, aus dem sich der plastisch behandelte Rahmen entwickeln sollte.

Der allgemein sonst um diese Zeit üblichen Initialbildung gegenüber ist die große Symmetrie und Sparsamkeit in der Anwendung der Ausdrucksmittel bemerkenswert, ebenso wie die Klarheit und Übersichtlichkeit der Anlage. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir darin einen gewissen italienischen Einfluß vermuten. Denn im Vergleich zu dem ungeheueren Flechtengewirr, diesem großen abstrakten Pathos, das für die nordische (auch den größten Teil der deutschen) Ornamentik dieser Zeit charakteristisch ist, ist diese Beschränkung ein Zeichen romanischen Formempfindens.

⁸³) Wickhoff & Dvorak a. a. O., IV, 1, Fig. 201.

Eine Ähnlichkeit mit der durchschnittlichen Anlage unserer Initialen findet sich in einer italienischen Hs. des beginnenden 14. Jahrhunderts²⁴). Auch die Farben stimmen anscheinend mit den unseren überein. Nur scheint Braun stärker verwandt, das in unseren Initialen nur ganz selten vorkommt.

Die Initialbildung unserer Hs. wird also charakterisiert, wenn wir das Ergebnis ihrer Untersuchung noch einmal zusammenfassen, durch den Übergang von der plastisch-malerisch gewordenen Flechtornamentik zur linear-ornamentalen Ornamentik des 14. Jahrhunderts. Sie zeigt die für die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts und die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts charakteristische Fülle von Experimenten auf dekorativem Gebiete²⁵).

Die beiden Miniaturen stellen dar:

1. Fol. 60. St. Georg. (In einem T.) (Abb. 3.) (Größe 55:80 mm)

Georg steht mit ausgebreiteten Armen, dem Querbalken des T entsprechend, und gespreizten Beinen. In der Rechten hält er sein Schwert, das den Buchstabenrand überschneidet, in der Linken seinen dreieckigen Schild. Auf dem Haupte hat er einen merkwürdig dreieckigen Helm. Er trägt anscheinend einen aus verschiedenen kleinen, schuppenförmigen Teilen zusammengesetzten braunen Lederkoller. Unter diesem kommt unten das Schuppenhemd heraus. An den Beinen trägt er rote Strumpfhosen, an den Füßen braune Schuhe, die oberhalb der Knöchel festgebunden sind. Die Hände sind durch Schuppenhandschuhe geschützt. Der Hintergrund ist golden, mit eingeritztem Kautenmuster, von einer grünen plastischen Linie umrahmt. Unterhalb des Querbalkens des T, links und rechts von seinem Längsbalken, ist auf blauem, rotumrahmtem Grunde je eine weiße Spiralkanke aufgerollt.

2. Fol. 217a. Kreuzigung. (Abb. 4.) (Größe 48:56 mm.)

Innerhalb eines auf blauem Grunde stehenden, aus einem Stücke gebildeten O, das grün umrahmt ist, hängt Christus am Kreuz, mit vier Nägeln angeheftet. Rechts von ihm sitzt Maria, den Kopf in die Linke gestützt, mit der rechten Hand den linken Ellenbogen umklammernd, links Johannes in derselben Stellung, nur umgekehrt. Die Gewänder der beiden Gestalten zu Füßen des Kreuzes und Christi Lententuch sind braun, die Nimben rot.

Die bei den Miniaturen vorkommenden Farben sind dieselben

²⁴) Abbild. bei Wichhoff & Dvorak a. a. D., III, Fig. 28.

²⁵) Dvorak, M., Die Illuminatoren des Joh. von Neumarkt, in Jahrb. der Kunstf. Sammlungen d. Allerh. Kaiserhaujes, 1901, S. 36.

wie bei den Initialen: Ultramarin, Kobaltblau, Karmin, Dunkelgrün und Hellbraun. Auffallend ist die geringe Verwendung von zeichnerischen Mitteln. Die einzelnen Lokalfarben setzen sich oft ohne jede zeichnerische Linie gegeneinander und gegen den Goldhintergrund ab. Lediglich bei den nackten Teilen der Figuren werden immer die Einzelheiten und der Umriß durch schwarze Linien gegeben. Wenn sonst Einzelheiten angedeutet werden, dann geschieht es meist durch einen dunkleren Ton der betreffenden Lokalfarbe. Das Inkarnat ist rosa.

Da die zwei Miniaturen anscheinend von verschiedenen Händen gemalt sind, jedenfalls aber der hl. Georg einen ganz anderen Stil zeigt wie die Kreuzigung, betrachten wir beide getrennt.

Die Gesichtsmo­dellierung des Georg zeigt byzantinische Anklänge in den grünlich-weißen Schatten und dem roten Fleck in der Mitte des Mundes. Die Gesichtsbildung im allgemeinen zeigt große Ähnlichkeit mit der der Maria der Scheyerner „*Historia scolastica*“⁸⁶⁾. Bei beiden Darstellungen haben wir Enface. Der Scheyerner Kopf ist etwas schmaler wie unserer. Auf beiden ist die Pupille in die Mitte der mandelförmigen Augen an das Oberlid anschließend gezeichnet. Wir sehen dieselbe scharfe Nase mit dem Punkt zwischen ihr und der Oberlippe, ebenso wie das durch den Strich zwischen den Lippen und dem spitzen Kinn angedeutete Grübchen. Ähnlich sind auch die geschwungenen Augenbrauen und die nur in den unteren Zipfeln zum Vorschein kommenden Ohren. Auch die Haare unseres Georg sind anscheinend nicht anders gebildet wie zum Beispiel die der zur Seite der Maria stehenden Engel. Sie sind durch leichtgeschwungene, glatt durchgezogene, parallele Striche gegeben.

Eine in der Gesamtkomposition an unsere Darstellung an­klingende Miniatur des hl. Georg findet sich in einer sächsischen Hs. aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts⁸⁷⁾. Nur ist die Figur, die in einem M steht, in der Gesamtanlage in das M hinein­komponiert, während bei uns der Querbalken des T die Ursache der mehr gestreckten Arme des Georg ist. Ferner hält unser Heiliger in der Rechten ein Schwert, während der sächsische darin eine Lanze hat. Schließlich ist der sächsische Georg vollkommen mit einem Schuppenpanzer bedeckt, während das bei unserem nur zum Teil der Fall ist. Jedenfalls beweist aber das Vorkommen deselben

⁸⁶⁾ Abbild. bei Damrich, J., Ein Künstlerdreiblatt des 13. Jahrh. aus Kloster Scheyern, 1904, Tafel IX, 18.

⁸⁷⁾ Bruck, R., Die Malereien in den Hs. des Königr. Sachsen, 1906, Fig. 41.

Typs in zwei verschiedenen Gegenden, daß er zu dieser Zeit verbreitet gewesen sein muß³⁸⁾.

Bei der Kreuzigung geht die starke Ausbiegung der Hüfte des Gekreuzigten und die damit zusammenhängende stärkere Gesamtschwingung weit über die z. B. des Scheyerner: „*liber matutinalis*“ hinaus³⁹⁾. Dann fehlt auch auf der Scheyerner Darstellung das bei uns noch vorhandene Fußbrett, das die Ursache dafür ist, daß bei unserer Darstellung die beiden Füße fast einen gestreckten Winkel bilden. Außerdem sind die Arme Christi viel stärker eckig, gotisch gebrochen. Die Behandlung der Brustmuskulatur ist ebenfalls ganz anders wie bei dem Scheyerner Christus, wo schon die gotische Art mit eingefunkenem Leibe verwandt wird. Sie wird bei uns durch drei Rippenpaare gegeben, die übereinander angeordnet sind. Sie erinnert mehr an die Körperbehandlung auf einer Kreuzigung einer sächsischen Hf.⁴⁰⁾, obwohl hier die Ausbiegung noch geringer ist wie bei dem Scheyerner Kreuzifix. Dafür finden wir hier aber auch bei Maria dieselbe Armhaltung wie bei unserer Maria, während Johannes, statt wie bei uns dieselbe Armhaltung wie Maria zu haben, in der Linken ein Buch hält.

Die Gesichtszeichnung und Gewandbehandlung bei unserer Kreuzigungsdarstellung ist im Gegensatz zum Georg im Ganzen so primitiv, daß wir wohl annehmen dürfen, daß der Miniator hier ohne direktes Vorbild gearbeitet hat, vielleicht auch ein anderer ist wie der, der den Georg malte.

Jedenfalls werden wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die Hf. im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts auf österreichischem Gebiete (vielleicht in Steiermark oder Salzburg) in einem Kloster entstanden ist. Dafür spricht neben dem Ergebnis der bibliographischen auch das der stilistischen Betrachtung, bei der wir hier den Hauptwert auf die Initialen legen mußten, da in den beiden Miniaturen sich keine ausgesprochen künstlerische Persönlichkeit zeigte.

³⁸⁾ Die Entwicklung, die zum Fortfall des Drachen führte, ist vielleicht so zu erklären, daß der Drache erst in den Buchstabenkörper zurückgezogen wurde, dann aber bei dessen Bildung auf die ursprüngliche Absicht keine Rücksicht mehr genommen wurde.

³⁹⁾ Damrich a. a. D., Tafel I, 2.

⁴⁰⁾ Bruck a. a. D., S. 69, Fig. 45.

III.

Hf. 945.

Le Code de l'empereur Justinien.

L. I.—IX.

Die Hf. ist in einen alten braunen Lederband gebunden. Sie besteht aus 265 Blättern mittelmäßigen Pergamentes, die auf die Größe 399:250 mm beschnitten und in Quaternionen, die mit Reclamanten versehen sind, gebunden sind. Die Schrift ist auf jeder Seite in zwei Kolonnen von je 50 Zeilen geteilt, die mit dem Bleistift durchliniert sind. Rings um die Schrift ist ein breiter Rand freigelassen. Die Hf. hat am Anfang zwei und am Schluß ein Schutzblatt. Das erste Schutzblatt am Anfang ist aus einer älteren Hf. und beschrieben, das zweite und das am Schluß sind unbeschrieben.

Die Hf. beginnt auf Fol. 3 mit den Worten: „Ci comence la premiere constitutions qui deuse coment cist codes fu faiz. Li empereres Justinians au commencement de lueure met auant.“ Schluß der Schrift auf Fol. 269b: „Jci faut Code en romanz et toutes les lois del code i sont. E. x. p. l. i. c. i. t. Herneis le Romanceur le uendi. et qui uoudra auoir autel liure Si uiegne a lui. Il en aidera bien a conseillier. et de toz autres. et si meint aperis. devant nostre dame.“ Dann die Unterschrift einer späteren Hand: „Ce liure du code est au duc de nemours conte de la marche etc. Jaques.“ Dadurch wird die Hf. schon in Paris lokalisiert und war früher im Besitz von Jacques d'Armagnac, duc de Nemours, eines der größten Bibliophilen des 15. Jahrhunderts, der 1477 enthauptet wurde.

Bei Betrachtung der Schrift können wir drei Hände unterscheiden: Der Schreiber A schrieb Fol. 1—16a einschließlich und außerdem Fol. 65—80a; B schrieb Fol. 17—64a und C Fol. 81—265a.

A hat die Tendenz, die Buchstaben auf ein Niveau zusammenzuziehen, angedeutet. Die einzelnen Teile sind kräftig gegeben. Der untere Hafen der g ist langgeschwungen. Im allgemeinen herrscht noch das Bestreben abzurunden, ebenso eine gewisse Vorliebe für Schnörkel. Die Buchstaben sind noch nicht an den Füßen durchgehend durch Querstriche verbunden. Die t sind oft zur τ-Form zusammengezogen.

Bei B sind die a zum Teil weiter entwickelt wie bei A. Sie steuern schon auf das geschlossene a hin. Das g ist geschlossen. Da-

durch daß die Buchstaben eines Wortes durchgehend mit Haarstrichen an den Füßen verbunden sind, nähern sie sich der Kursive, eine Tendenz, die durch die dadurch veranlaßte stärkere Abrundung der Füße noch stärker zum Ausdruck kommt. Im Ganzen eine sehr viel individuellere, vielleicht weniger ausgeschriebene Hand wie bei A.

Der Schreiber C nähert die T-Form am meisten dem τ an. Die Schrift wird charakterisiert durch eine deutliche Neigung nach links. Der Kursivcharakter und die Abrundung ist noch mehr durchgeführt wie bei B. Die g sind ein Mittelding zwischen dem geschlossenen g von B und dem offenen, geschwungenen von A, ebenso die a.

Also ist A, B und C gemeinsam: Neigung zur Abrundung und Kursive, ferner zur geschlossenen Form; Tendenz, die Buchstabenunterschiede auszugleichen; kräftige Grundstriche, Neigung des T zum τ ; ebenso die Haarstriche am Ende eines e, das am Zeilenende steht.

Der Gesamtcharakter der Schrift unserer Hs. zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der der Hs. Dresden Oc. 57⁴¹). Wir treffen dort dieselben geschwungenen g, die für den Schreiber A unserer Hs. so typisch sind, ebenso die τ -förmigen T, auch die Haarstriche am Ende des e am Zeilenende. Der Hauptunterschied, der gleich in die Augen fällt, ist aber der, daß die Schrift unserer Hs. bedeutend mehr zusammengezogen ist, daß ferner die Verbindung der Buchstabenfüße zahlreich ist, die dort nur sehr selten vorkommt. Außerdem sind in unserer Hs. die einzelnen Buchstaben viel mehr als feste Typen geschrieben, die sich immer wiederholen, während in der Dresdener Hs. die Form nicht so feststehend ist.

Außerdem sind gewisse verwandtschaftliche Züge der Hand B (der fortgeschrittensten) mit der Schrift der Hs. Méliacen⁴²) in Paris vorhanden. Besonders auffällig ist das bei den g, t, l und s. Allerdings scheinen uns die langen s schon etwas weiter entwickelt, wie in unserer Hs. Ebenso gilt das bei Betrachtung der Dresdener allgemein Gesagte auch hier: die einzelnen Buchstaben sind in unserer Hs. typischer und mehr zusammengezogen. Bizthum setzt die Dresdener Hs. in die Jahre zwischen 1280 und 1290 und die Pariser zwischen 1285 und 1291. Vielleicht kann man sagen, daß unsere

⁴¹) Abbild. bei Bizthum, Graf G. v., Die Pariser Miniaturmalerei, 1907, Tafel IV.

⁴²) Bizthum a. a. O., Tafel III.

Hs. der Schrift nach jedenfalls später als die Dresdener und etwa gleichzeitig oder nur wenig später wie die Pariser ist.

Früher dagegen erscheint sie uns als die Hs. „Evangiles de la Sainte Chapelle“⁴³⁾. Dort finden wir all' das, was bei unserer Hs. neu eingefügt hat, voll entfaltet. Die Formen sind vollkommen geschlossen, die Buchstaben in sich ausgeglichen. Bzthum setzt diese Hs. in das letzte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Weiter entwickelt ist diese Schrift dann in Honorés „Brevier Philipps des Schönen“⁴⁴⁾.

Eine vielleicht noch bessere Vergleichsmöglichkeit wie diese Prunkbücher bieten die in mehr kursivem Charakter geschriebenen Schwesterhs. in Paris, die eine Arsenal 3141, die andere Bibl. Nat. fr. 12467⁴⁵⁾. Auch hier finden wir, speziell bei der Arsenal Hs. die Ansätze, die in unserer Hs. gemacht wurden, entwickelter, besonders auffällig bei den a und langen s; auch die o, die in unserer Hs. noch rundlicher sind, zeigen dort mehr die in die Kursive übersekte Form der o der „Evangiles de la Sainte Chapelle“. Die letzte Hs. setzt Bzthum unmittelbar gegen Ende des 13. Jahrhunderts an.

Die Hs. ist geschmückt mit:

1. Kleinen, breiten blauen und roten Initialen im Text.
2. Langen, schmalen, blauen und roten Initialen an den Anfängen der einzelnen Abschnitte. Sie sind durch blaue oder rote vertikale Schnörkel verziert.
3. Größeren Zierinitialen an den Buchanfängen.
4. Einer Miniatur am Anfang des Textes.

Die Zierinitialen sind braunrot auf blauem Polster oder umgekehrt, dazu kommen Gold, Weiß, Ziegelrot und ganz wenig Grün. Abgeschlossen sind sie durch einen dünnen goldenen Rahmen. Die Zwickel zwischen den Initialkörpern und dem Rahmen sind durch ganz dünne, weiße, gerollte Ranken gefüllt, die in einer margueritenartigen Blüte endigen. Der Binnenraum des Initialkörpers ist belebt durch zwei Drachenleib-Bänder die sich meistens je dreimal verschlingen und mehrmals einrollen. Oft endigen sie in Drachenköpfen, sonst in breitlappigen, roten oder grünen Blättern. An einigen, wenigen Stellen sitzen diese Blätter auch an den Bändern selbst an. Ebenso wie der Initialkörper durch weiße Muster verziert ist, ist auch auf die Stäbe eine dünne weiße Linie aufgesetzt. Charakte-

⁴³⁾ London, Brit. Mus. Addit. 17341. Abbild. bei Bzthum a. a. D., Tafel V/VI.

⁴⁴⁾ Bzthum a. a. D., Tafel VIII.

⁴⁵⁾ Bzthum a. a. D., Tafel X/XI.

ristisch für die gesamte Initialornamentik ist ihre Abstraktion, die ganz im Widerspruch zu der sonst in dieser Zeit üblichen steht. In den auf den Rand der Blattlappen aufgesetzten weißen Punkten kündigt sich allerdings schon das gezackte Blattwerk an, das bald in Mode kommen sollte. Aber im Ganzen ist diese Art doch merkwürdig und läßt sich vielleicht am besten durch den überwiegend kalligraphischen Charakter des Schmuckes unserer Hs. erklären.

Ein ähnliches Stilgefühl scheint sich uns in der Füllung des K L des „Nekrologiums von St. Germain“⁴⁶⁾ auszuwirken. Dort ist auch dieselbe Vorliebe für abstrakte, in sich geschlossene Form und schwer zu entzifferndes Liniengewirr.

Ebenfalls zu wirken scheint uns dieses Gefühl in der Füllung eines L auf S. 1r. in dem ebenfalls erwähnten „Végèce“⁴⁷⁾. Allerdings ist es dort schon mehr nach der organischen Seite hin gestaltet, was besonders auffällig in den großen gezackten Blättern der Rankenden zum Ausdruck kommt. Noch reicher, aber übersichtlicher entwickelt ist das Rankenwerk in den „Evangiles de la Sainte Chapelle“⁴⁸⁾.

Bei einer an den Anfang des 14. Jahrhunderts zu setzenden, der Pariser Schule angehörenden, Bibel⁴⁹⁾ sehen wir ein ähnliches Gefühl mit anderen Mitteln sich ausdrücken. Hier trägt zu dem Eindruck eines verwirrenden Linienreichtums mit am meisten das vielfach gezackte, weißumränderte Blattwerk bei.

Die Miniatur (Fol. 1) Größe 27 : 34 mm (Abb. 5) stellt den Kaiser Justinian dar. Er sitzt auf einem ziegelroten Thron, über den eine blaue Decke gebreitet ist. In der linken Hand hält er ein Scepter, in der rechten ein Schwert. Er trägt ein braunrotes Untergewand und einen blauen Mantel. Auf dem Haupte hat er eine niedrige Krone. Die Kniee stehen schon parallel nebeneinander. Die Gewandbehandlung ist sehr einfach. Auf dem Untergewand sind durch ein paar schwarze kleine Striche Falten angedeutet. Das Obergewand ist in der Kniegegend durch Aufsetzen eines dunkleren Blaus etwas modelliert. Über den Kopf läßt sich wenig sagen, da er schlecht erhalten ist. Die Stirnlinie ist unregelmäßig, die Haare sind durch ziemlich stark stilisierte Locken gegeben. Die Hände sind

⁴⁶⁾ Bzthum a. a. D., Tafel II.

⁴⁷⁾ Bzthum a. a. D., Tafel IV.

⁴⁸⁾ Bzthum a. a. D., Tafel V.

⁴⁹⁾ Bzthum a. a. D., Tafel XXXV. In dieser Hs. kommen gleichfalls Drachenleib-Bänder vor.

klein und schmal, die Finger gut gezeichnet und in den Gelenken grazios gebogen.

Die Miniatur ist mit einem L verbunden und zwar derart, daß sie in den Winkel der beiden Balken gesetzt ist. Der Vertikalbalken überragt sie um mehr als das Doppelte der Bildhöhe, der Horizontalbalken geht nicht über die Bildfläche hinaus. Der Vertikalbalken besteht aus einem blauen und einem mattroten Streifen, die beide durch weiße, einfache Muster belebt sind, und endigt oben und unten in goldenen Voluten. Der Horizontalbalken und der Bildrahmen sind durch zwei verschiedenfarbige, schmälere Streifen ähnlich gegliedert, auf sie ist aber nur ein dünner, weißer Streifen aufgelegt. An den Außenecken wiederholt sich das Volutenmotiv vereinfacht durch kleine hellrote Punkte gegeben.

Die Gewandbehandlung erinnert etwas an die Méliacensh.⁵⁰⁾ Ebenso wie dort ist bei uns der Oberkörper fast ganz unbetont. Haare und Hände dagegen erscheinen bedeutend weiter entwickelt und weniger stilisiert, wenn sie auch noch nicht die Individualistif Honorés erreichen. — Für die Falte, die den Zug des rechten Beines des Justinian unterstreicht, finden wir eine Analogie in dem noch vor 1278 entstandenen „Nekrologium von St. Germain“⁵¹⁾. Bei dem dort auf Fol. 49r dargestellten Reiter kommt dasselbe Motiv an dem linken Bein vor. Ebenso finden wir dort in dem KL schon angedeutet das Füllmuster unserer Initialstreifen, die Zickzacklinien und die eckig umgebogenen breiten Streifen. Allerdings sind es bei uns schon zwei sich entsprechende Streifen, die in einander übergreifen, sodaß eine fortlaufende, doppelseitige Bewegung entsteht. Ebenso sind auch dort die betonten Ecken schon leise angedeutet.

Noch weiter ausgebildet finden wir dieses Eckmotiv in der Hf. Genf. lat. 6a Fol. 41r⁵²⁾, die Wigthum mit der Honoré-Schule in Verbindung bringt, und die um das Ende des 13. Jahrhunderts entstanden sein dürfte. Auch das Motiv der doppelten, symmetrisch gebrochenen Rahmenstreifen kehrt hier wieder. Aber wir sehen doch, wie viel weiter entwickelt diese Hf. ist als andere. Die Eckpunkte z. B. sind zu Blättern umgestaltet. Die Voluten sind bedeutend mehr gezackt und durch eine Blattranke gefüllt. Auch im Figürlichen

⁵⁰⁾ Wigthum a. a. O., Tafel III.

⁵¹⁾ Wigthum a. a. O., Tafel II.

⁵²⁾ Wigthum a. a. O., Tafel XII.

dieselbe Wandlung von Abstrakten, Geometrischen zu organischeren Formen.

Die harmonische Einordnung der Figur in den Rahmen (so daß fast die Mittelachse der Figur mit der Mittelachse der Bildfläche zusammenfällt), die graziösen Hände, das abstrakte Rankenwerk usw. erinnern sehr stark an das Stilgefühl der Nekrologiumgruppe, ebenso wie der geometrische Aufbau der Figur selbst und die Bildung der großen Zierinitialen. In dem überlangen Oberkörper, dem leisen Überschnneiden des Randes, dem freier bewegten Haar dagegen offenbart sich das gotische Gefühl der Méliacengruppe. Ferner erinnert an die Méliacen auch noch die stumpfe Färbung in Hellblau, Dunkelblau, Braunrot, Ziegelrot und ganz wenig Grün. Diese Skala ist noch nicht um die Farben bereichert, die Honoré bald darauf einführte.

Aus dem allen (Schrift, Stil, Dekoration, Farben usw.) ergibt sich, daß unsere Hs. wohl unmittelbar vor Honoré, jedenfalls bevor seine Art sich durchgesetzt hatte, in Paris entstanden ist. Dem Stilcharakter nach dürfen wir sie wohl zwischen die Nekrologium- und Méliacenschule setzen. Ihre Entstehungszeit dürfte also in die Jahre um die Wende des letzten und vorletzten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts fallen. Die Hs. ist das Erzeugnis einer größeren bürgerlichen Pariser Schreiberwerkstatt, was ja aus dem Eintrag am Schluß hervorgeht, und ist dort wohl auch illuminiert worden.

IV.

Hs. 944.

Codex Justinianus novem priores libros continens cum glossa.

Die Hs. besteht aus 330 Pergamentblättern, die auf die Größe 260 : 410 mm beschnitten sind. Sie ist in einen neueren Pappband gebunden. Am Anfang und am Ende ist je ein unbeschriebenes Papier-Schutzblatt eingehftet. Der Codex ist in Quinquionen gebunden, die mit Reclamanten versehen sind. Die Schrift ist auf jeder Seite in zwei Kolonnen von je 42 Zeilen geteilt. Auf dem übrig bleibenden breiten Rand steht in kleinerer Schrift das Glossar, von dem der eigentliche Text meistens vollkommen umrahmt wird.

Der Text beginnt auf Fol. 1 mit den Worten: „Hec que necessario corrigenda esse multis“ usw. und endet auf Fol. 330: „Sic gloria Jesu Christo. In eternum laudetur“.

Am Fuße der ersten Seite findet sich ein Vermerk in der la=

teinischen Kursive des 17./18. Jahrhunderts: „Ex libris bibliothecae Peutingendorum“. Es muß sich also hier um ein Werk aus der Bibliothek des berühmten Augsburger Stadtschreibers und Humanisten Conrad Peutingen handeln. Dessen große Bibliothek ging im Jahre 1715 durch Geschenk seines letzten Nachkommen in den Besitz des Augsburger Jesuitenklusters über⁵³⁾. Der Text trägt viele Randbemerkungen in der Kursive des späten 15. Jahrhunderts. Da uns für Peutingen bezeugt ist, daß er in fast all seinen Büchern solche Randglossen machte, dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß unsere Hs. aus seinem persönlichen Besitze stammt. Da ferner Peutingen von 1482–86 in Padua, Bologna, Florenz usw. die Rechte studierte, geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er die Hs. sich damals aus Italien mitgebracht hat.

Der Codex ist in der italienisch-gotischen Minuskel des beginnenden 14. Jahrhunderts geschrieben. Eine sehr ähnliche Schrift findet sich in einer Hs. in Turin⁵⁴⁾.

Die Hs. ist künstlerisch geschmückt:

1. Durch Initialen.
2. Durch Randverzierungen.
3. Durch 10 Miniaturen.

Die Initialen zerfallen in zwei Typen:

1. Das Initial ruht auf einem rechteckigen, blauen Polster. Manchmal ist es von einem rechteckigen, plastischen Rahmen umgeben. Die Zwickel zwischen Buchstabenkörper und Initial sind durch einfache, weiße Punkt- und Strichmuster ausgefüllt. Der Buchstabenkörper setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Das eigentliche Gerüst ist pflanzenstengelähnlich modelliert. Als Ergänzung und gleichzeitige Füllung des Buchstabeninnern dienen abstrakt stilisierte Pflanzenornamente, bei denen breitlappige, gebogene, an einem Ende spitz zulaufende Blätter eine Rolle spielen. Manchmal wird auch das Motiv des in den Buchstabenkörper beißenden Drachen benutzt. Die Farbe des Rahmens ist (soweit einer vorhanden) hellfleischfarben oder rot, durch Weiß und Braun modelliert. Dieselben Farben wiederholen sich im Inneren, aber immer so, daß nie dieselben Farben nebeneinander stehen.

2. Dieser Typ unterscheidet sich im wesentlichen von dem ersten dadurch, daß Männerköpfe an Stelle der Blattmuster zur Füllung dienen, die stilistisch genau so wie die Köpfe der Miniaturen be-

⁵³⁾ Allgem. deutsche Biographie, Bd. 25, 1885, S. 567.

⁵⁴⁾ Abbild. bei Venturi, Ad., Storia dell'Arte italiana, Bd. III, Fig. 436/37.

handelt sind. Außerdem fällt bei diesem Typ der Rahmen immer fort und die Polsterränder sind lediglich durch Einbuchtungen akzentuiert, durch die die Form des Rechtecks stellenweise etwas umgebogen wird.

Beide Typen sind die der Bolognesischen Schule um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts. Das Pflanzenornament zeigt noch lange nicht die starke Bewegung und Auflösung, wie sie in einer Abmonter Hs.⁵⁵⁾ zum Ausdruck kommt, die aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammt. In unser Hs. herrscht noch durchgehend die Spirale.

Gute Beispiele beider Initialtypen finden sich dagegen in der bei der Schriftbetrachtung erwähnten Turiner Hs.⁵⁶⁾. Wir sehen dort dieselbe Tendenz, alle Ornamentform auf die Spirale zu bringen, dieselben merkwürdig gelappten Blätter; auch in den Farben scheint uns Ähnlichkeit zu bestehen. Ebenso finden wir dort auch die auf den Rundstab aufgereihten perlenähnlichen Gebilde. Das Hauptmerkmal, durch das sich die Initialornamentik unserer Hs. von der erwähnten unterscheidet, ist die größere Übersichtlichkeit und Symmetrie bei uns.

Wenn schon die Initialornamentik enge Beziehungen zu der Bolognesischen Schule zeigte, so finden wir die in fast noch verstärktem Maße in der Randornamentik. Sie ist charakterisiert durch die zahlreiche Verwendung von Drolerien. Die Rahmen werden durch dieselben stengelähnlichen, gelblichweißen Stäbe gebildet, die wir schon bei der Initialbildung sahen, und die in länglichen Blättern auslaufen, welche auf der einen Seite vielfach eingebuchtet sind und außerdem auch die Blattrippen zeigen. Vielfach laufen diese Blätter auch in mehr oder weniger geschwungenen Fäden aus. Da und dort sind auf die Stengel einfach oder mehrfach die perlenähnlichen Verdickungen aufgereiht. Diese Rahmen gehen meist an einer, öfter auch an zwei Seiten um den Text herum und sind in letzterem Falle scharf eckig gebogen. Manchmal (z. B. Fol. 3 a) endet die Rahmenleiste auch in ein oder mehreren Spiralen, in deren Mitte naturalistisch gegebene Vögel sitzen.

An verschiedenen Stellen wird nun dieser Rahmen durch die Drolerien unterbrochen. Sie zeichnen sich durch die Mannigfaltigkeit der Erfindung aus, die oft nicht frei von Frivolität ist und

⁵⁵⁾ Wichhoff & Dvorak a. a. D., Bd. IV, 1, Fig. 151.

⁵⁶⁾ Venturi a. a. D., III, Abbild. 437, 439, 440.

fast immer sich der Karrikatur nähert⁵⁷⁾. Aus der unendlichen Fülle seien ein paar besonders charakteristische Typen herausgegriffen:

1. Fol. 16 a. Das Brustbild eines Mannes, der einen hohen spitzen Hut mit breitem Rande trägt und in der rechten Hand einen Kochlöffel hält.
2. Fol. 25 a. Ein Ochsenkopf auf einem Männerkörper, bei dem nur die linke Schulter durch ein Tuch bedeckt ist, alles übrige aber nackt⁵⁸⁾.
3. Fol. 26 a. Ein Mann mit einem Felskopf, der ein Schwert in der Hand hält.
4. Fol. 80 a. Ein Mann mit kurzem Kittel und roten Stiefeln hält eine große Schnecke in der Hand.
5. Fol. 288. Ein Hahnenkopf mit riesigem Schnabel sitzt auf einem mit langem Gewand bekleideten Körper. Die rechte Hand ist bozierend erhoben. usw.

Sehr ähnlich in seiner Gesamtwirkung ist der Randschmuck der in Bologna in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Hs. VIII, 194 der Rossiana⁵⁹⁾. Er unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von unserer Hs., daß er meist an drei Seiten um den Text herumgeführt ist, dann durch die viel stärkere Verwendung von Tieren, ferner durch die geringe Rolle, die die aus Tier- und Menschenteilen zusammengesetzten Figuren spielen, ebenso durch die Tatsache, daß die einzelnen Figuren immer mit anderen zu Gruppen zusammengefaßt stehen und anscheinend nie einzeln komponiert sind wie bei uns. Der tiefste Unterschied ist aber wohl der, daß bei uns die Figuren mit dem Rahmen ein geschlossenes Ganzes bilden, während in der anderen Hs. der Rahmen lediglich als fingierter Boden für die Darstellungen dient. Das alles veranlaßt uns, unseren Randschmuck etwas später als diesen anzusetzen.

Die Miniaturen stellen dar:

1. Fol. 1. (Größe 60:78 mm)

Inmitten einer Rundbogenarchitektur, durch die das Bildganze in zwei ungleiche Hälften geteilt wird, sitzt links ein Herrscher, während im rechten größeren Bogen mehrere Personen stehen. Der Herrscher trägt ein dunkelblaues Gewand und roten Mantel, auf dem Haupte eine Krone. Die linke Hand ruht auf seinem

⁵⁷⁾ Auffallend ist die häufige Verwendung von ganz- oder halbnaekten, mehr oder weniger obzönen Figuren.

⁵⁸⁾ Dieser Typ kommt auf fol. 26a mit einem Vogelkopf vor.

⁵⁹⁾ Wichhoff & Dvorak a. a. D., Bd. V, Fig. 83 ff.

Schoße, die rechte ist zu einem Knaben erhoben, der rechts vor ihm kniet und einige Bücher in den Händen hält. Er ist mit einem kurzen, dunkelblauen Kittel bekleidet. Hinter dem Knaben stehen verschiedene Männer in hellen, fleischfarbenen Untergewändern und blauen oder roten Mänteln mit weißen gezackten Kragen, die auf den Herrscher einsprechen. Die Architektur wird durch zwei Rundbogen mit vielen eingesetzten Nischen gebildet. Im linken Bogen schließt die Architektur glatt mit dem plastischen Rahmen ab, im rechten Bogen fehlt er oben ganz, und ein dachförmiger Aufbau mit rotem Ziegeldach bildet den einzigen Abschluß. Der Hintergrund ist in beiden Bogen azurblau.

2. Fol. 3a. (Größe 58:58 mm).

Das Bildganze wird durch eine dreibogige Rundbogenarchitektur in drei gleiche Teile geteilt. Im linken Bogen sitzt auf einem Thron, der mit zwei Kissen belegt ist, ein Herrscher, der die Füße auf einen Schemel stützt. Er trägt ein rotes Untergewand, fleischfarbenen Mantel und rote Krone. In der rechten Hand hält er ein weißes Scepter. Im mittleren Bogen stehen die Laien, zu vorderst einer in grauem Gewand und blauem Mantel, mit einem spitzulaufenden Hut. Hinter ihm stehen mehrere andere in roten Gewändern. Im rechten Bogen stehen Geistliche. Der vorderste trägt einen roten Chorrock, graues Untergewand und hält ein Buch in den Händen. Sein Haupt ist von einem Heiligenschein umgeben. Hinter ihm stehen verschiedene andere Personen, die anscheinend Mitren tragen. Die Architektur wird nach oben durch eine rote Leiste abgeschlossen, auf der blaue Zinnen aufsitzen. Ein eigentlicher Rahmen ist bloß unten angegeben, die Seitenteile werden durch die beiden äußeren Säulen gebildet.

3. Fol. 45a. (Abb. 6). (Größe 58:63 mm).

Durch zwei Rundbogen, von denen der rechte, größere, eine eingesezte, zweibogige Nische trägt, ist das Bildganze in zwei ungleiche Teile geteilt. In dem rechten kleineren Bogen sitzt auf dem kissenbedeckten Thron ein Herrscher, das Scepter in der Hand. Im rechten Bogen stehen links zwei Männer, die auf ihn einsprechen. Der rechte von ihnen deutet mit dem Herrscher zugeneigtem Haupte auf eine Frau hin, die rechts von ihm steht, ein Buch in den Händen. Sie trägt blaues Untergewand, grauen Mantel, Kinn- und Stirnbinde. Ihr Haar fällt aufgelöst über ihre Schultern. Rechts hinter ihr taucht anscheinend der Kopf einer zweiten Frau auf. Der Hintergrund ist wieder blau, durch

weiße Punkte und Sterne belebt. Bei den übrigen Figuren wiederholen sich die Farben der anderen Miniaturen, nur die Verteilung wechselt immer ab.

4. Fol. 71 a. (Größe 58:63 mm).

Innerhalb der gewöhnlichen zweibogigen Architektur sitzt links ein Herrscher auf dem Throne, ein Buch in der Hand. Rechts von ihm steht ein Mann, der in der linken Hand eine Schriftrolle hält. Mit der Rechten deutet er auf drei rechts von ihm stehende Männer, die die Hände zum Herrscher erheben.

5. Fol. 97 a. (Größe 61:63 mm).

Innerhalb der dreibogigen Architektur sitzt links ein Herrscher, die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger erhoben. Im mittleren Bogen steht ein Mann mit unbedecktem Haupte, der auf den im rechten Bogen stehenden Mann hinweist, der einen flachen, tellerartigen Hut trägt und mit dem Herrscher redet. Zur Belebung des Hintergrundes dienen hier neben den weißen Punktmustern auch kleine Kreise und lange, gebogene, am Ende teilweise eingerollte Linien.

6. Fol. 138 a. (Abb. 7). (Größe 58:58 mm).

Innerhalb einer Architektur, die sich aus drei stumpfen Spitzbogen zusammensetzt, sitzt links ein diesmal unbärtiger Herrscher. Im mittleren Bogen steht ein Mann, der auf zwei im rechten Bogen stehende Personen hinweist, von denen die linke ein blaues kuttentähnliches Gewand und grauen Mantel trägt. Das Untergewand ist mit einem weißen Stricke gegürtet. Charakteristisch ist hier die Verwendung von drei Spitzbogen in der Architektur, in die je zwei Nasen eingesetzt sind.

7. Fol. 183. (Größe 60:63 mm).

Innerhalb einer dreibogigen Architektur (Spitzbogen ohne Nasen) sitzt links ein bartloser Herrscher, der eine rote flache Kopfbedeckung trägt. Im mittleren Bogen steht ein Mann mit flachem Hute, der auf einen im rechten Bogen herankommenden Bittflehenden hinweist. Hinter diesem stehen zwei Personen mit denselben flachen Hüten, wie die Figur im mittleren Bogen einen trägt.

8. Fol. 235 a. (Größe 60:67 mm).

Hier bildet die Architektur den Hauptunterschied gegen die vorhergehenden Kompositionen. Sie ist zwar wieder durch Säulenstellungen in drei Teile geteilt, aber die Säulen tragen diesmal eine balkenförmige Decke, so daß jeder Teil durch zwei Vertikal-

und einen Horizontalbalken gebildet wird, die durch zwei von den Kapitellen ausgehende, sich schneidende Querbalken gestützt werden. Die Anordnung der Figuren ist wie gewöhnlich. Rechts sitzt ein bärtiger Herrscher, ein Buch in der Hand; im mittleren Teile steht ein Mann, der auf einen im rechten Teil herankommenden Mann hinweist, hinter dem noch zwei andere stehen.

9. Fol. 276 a. (Abb. 8). (Größe 59:59 mm).

Hier nimmt die gewohnte Architektur als Thronbaldachin nur ein Drittel des Bildganzen ein. Ihr Abschluß ist rechteckig mit eingesetztem Dreipaß. Innerhalb dieser Architektur sitzt ein unbärtiger Herrscher, das Scepter in der trotzdem mit dem Zeigefinger deutenden Rechten. In der Mitte des übrigen Teiles steht ein turmähnliches Gebäude, vor dem rechts ein über den Bildrand hinauswachsender Baum zu sehen ist. Links von diesem Gebäude steht ein Mann, der auf einen rechts von ihm stehenden, ebenfalls zum Herrscher hingewendeten anderen deutet. Die Miniatur ist an den Stellen, wo die Architektur fehlt, mit plastischem Rahmen umgeben.

10. Fol. 307. (Größe 64:73 mm).

Innerhalb einer dreigeteilten Spitzbogenarchitektur (die beiden rechten Bogen haben je zwei eingesetzte Nasen) sitzt links ein Herrscher, ein Buch in der Hand; in der Mitte steht ein Mann mit ganz flachem, schwarzen Hut, der auf einen im rechten Bogen stehenden zweiten hinweist, der die rechte Hand zum Herrscher emporhebt. Der obere Rand der Architektur trägt teilweise blaue Zinnen.

Die Farben, die in der Hs. vorkommen sind: Azurblau, Ultramarin, Hellbraun, Dunkelbraun, Zinnober, Karmin, Blaugrau, Gelbweiß, Fleischfarbe, Rosa, Grün, Schwarz und Weiß. Das Inkarnat ist ein sehr stark aufgehelltes Rosa, das fast ins Weiße spielt. Es sind also im Grunde nur wenig Farben (Blau, Rot und Braun), aus denen durch Mischungen weitere Nuancen entstehen. Damit ist unsere Hs. als Übergangswerk der alten Bolognesischen Schule mit ihrer harten Farbgebung, die noch keine Mischfarben kannte, zum neuen reicher kolorierten Bolognesischen Stil, der mit dem beginnenden 14. Jahrhundert einsetzt, gekennzeichnet⁶⁰⁾. Manchmal klingt der alte Geschmack noch nach, wenn z. B. ein hartes Rot und Blau nebeneinander auftreten. Einzelheiten werden meist durch dunklere Striche der Lokalfarbe und seltener durch aufgesetzte weiße Striche

⁶⁰⁾ Venturi a. a. O., S. 460.

gegeben. Die Umrisse werden betont durch rein koloristische Mittel, indem die Farben der Figur scharf gegen das Azurblau des Hintergrundes kontrastieren.

Die Gesichtszeichnung ist meist durch schwärzliche Linien gegeben, einzelne Stellen sind manchmal durch weiße Linienlichter gehöhht. Die Schattierung erfolgt durch ein weißliches Grün. Typisch sind die immer wiederkehrenden grünen bogenförmigen Schatten unter den Augen. Die Stirn trägt gleichfalls einen solchen, ebenso das Kinn, die rechte Nasenseite und der Hals. Das entspricht genau der byzantinischen Tradition. Diese äußert sich außerdem z. B. in dem zarten Rosa auf den Wangen und am Hals, und dem Rot, das immer auf die Mitte der Lippen aufgetragen wird.

Die Kopfhaltung ist verschieden. Es kommen Profil, Enface und Dreiviertelprofil vor. Die Behandlung der langen, schmalen Hände, bei denen oft durch die Fingerhaltung die Parallele betont wird, ist wieder ganz byzantinisierend. Die Haarbehandlung dagegen entfernt sich von der byzantinischen Manier. Denn die braunen Haare sind ganz verschieden gegeben, einmal mehr gelockt, in kleinen Wellen herunterfallend, das andere Mal schlichter, durch kleinere parallele Striche angedeutet.

Charakteristisch ist der Unterschied in der Behandlung der Beine und Füße. Während meistens die Füße äußerst schmal sind, ebenso die Beine, kommen da und dort ganz natürlich voll gebildete Beine und Füße vor. Ein gutes Beispiel dafür ist Fol. 235 a; während dort der Herrscher und der Höfling braune hohe Schuhe tragen (wie die meisten Personen in der Hs.) und dementsprechend auch die schmale Bein- und Fußform haben, trägt der von rechts kommende Mann an den verhältnismäßig breiten Füßen umgeschlagene Stiefel, die seine natürlich gestalteten Waden sehen lassen. Die Bein- stellung bei sitzenden Figuren ist immer parallel.

Auch in der Faltengebung finden wir eine Vermischung der alten byzantinischen Motive mit dem neuen Geiste, dem das Trecento zum Siege verhalf. Wir können vier Arten von Falten unterscheiden: Neben den Faltenbündeln mit radial von einem Punkte ausgehenden Falten treten (besonders gern an herabhängenden Gewandsäumen) Zickzackfalten auf. Ferner kommen auch Faltenmotive vor, die sich aus mehreren parallel laufenden bogenförmigen Faltenzügen zusammensetzen. Das neue Stilgefühl offenbart sich dagegen in den häufig vorkommenden, glatt durchgezogenen Vertikalfalten. Denselben Dualismus finden wir auch in dem Ver-

hältnis von Körper und Gewand. Auf der einen Seite ein Vorherrschen des Gewandes, bei dem nur manchmal die ursprünglich organische Bildung durch die Manier hindurch sichtbar wird, auf der anderen Seite eine gewisse Annäherung an das Prinzip des Gleichgewichtes zwischen beiden. Die letztere Tendenz tritt z. B. in der Art hervor, wie durch ein paar kleine Horizontalstriche bei den stehenden Figuren die Stelle angedeutet ist, wo sich das Knie des Spielbeins durch das Gewand durchdrückt. Für das Vorherrschen des Gewandstiles ist das Sitzmotiv der Könige ein gutes Beispiel.

Die Gesamtbehandlung der Figuren ist durchaus unplastisch, da jede eigentliche Modellierung fehlt. Dementsprechend fehlt auch jeder Versuch, über die Ebene hinauszukommen in der Anordnung der Figuren zueinander. Die stehenden Personen sind meist frontal angeordnet oder auch von der Seite gesehen. Die sitzenden Herrscher sind meist halb von der Seite gesehen gegeben. Die Überschneidung der Figuren wird ziemlich oft verwandt. Für die Gesamtkomposition ist eine gewisse Symmetrie bezeichnend, die da und dort sich äußert, ohne daß diese aber besonders betont wäre.

Auf Fol. 276 kommt die einzige Darstellung des Vegetativen vor, die sich in unserer Hs. findet. Auf langem, schmalem, leicht nach rechts gebogenem, rotbraunem Stamme sitzt ein Blattbüschel, der sich aus drei blaugrünen, eichblattähnlichen großen Blättern zusammensetzt, die ohne Angabe von Blattadern sind. Die Umrisse der einzelnen Blätter werden innerhalb des Randes von einer weißen Linie nachgefahren.

Große Ähnlichkeit mit der Figurenkomposition unserer Hs. zeigt eine in Turin befindliche, in Bologna entstandene, Hs.⁶¹⁾ Wir sehen dort dasselbe halbschräge Sitzen wie bei unseren Herrschern und ebendieselben Faltenmotive. In derselben Hs. kommen auch die erwähnten stilisierten Beine und Füße neben den naturalistischen vor.

Dagegen geht die Faltengebung und Anordnung der wohl bald nach 1317 in Bologna entstandenen Admonter Hs. 111⁶²⁾ schon ziemlich über unsere Hs. hinaus. Dort herrscht z. B. schon die Vertikalfalte.

Wir dürfen demnach annehmen, daß unsere Hs. in einer noch unter den Nachwirkungen byzantinischen Einflusses stehenden Werkstatt Bolognas um 1300 entstanden ist. Dort war um diese Zeit

⁶¹⁾ Abbild. bei Venturi a. a. O., Fig. 436 ff.

⁶²⁾ Wichhoff & Dvorak a. a. O., IV, 1, Fig. 145.

die fabrikmäßige Herstellung von juristischen Büchern sehr verbreitet⁶³⁾.

V.

Französisches Brevier aus Laubacher Besitz.

Die Hs. besteht aus 174 Pergamentblättern, die auf die Größe 220:170 mm beschnitten und in einen alten braunen Lederband mit Stempelpressung gebunden sind. Der Band setzt sich aus Quaternionen zusammen, die mit Reclamanten versehen sind. Die Schrift geht in einer Kolumne auf jeder Seite durch. Auf jeder Seite stehen 16 Zeilen, die mit roter Tinte liniert sind. Ringsum ist ein breiter Rand freigelassen.

Fol. 1—3a sind unbeschrieben und dienen als Schutzblätter, desgl. Fol. 171—174. Zwischen dem Kalender und dem Beginn der Officien (zwischen Fol. 12 und 13) fehlen einige Blätter; ebenso ist zwischen Fol. 108 und 109 ein Blatt herausgeschnitten. Fol. 4—12a trägt das Kalender.

Der eigentliche Text beginnt auf Fol. 13 mit den Worten: (Joh. I, 1): „In principio erat uerbum et uerbum erat apud deum“ usw., und endet auf Fol. 168: „Et de tous ceulx qui le diront. Amen“.

Die Hs. stammt aus der Arnburger Klosterbibliothek, was aus dem handschriftlichen Eintrag auf Fol. 1 hervorgeht: „Bibliothec Arnburg“.

Die Schrift ist die französisch-gotische Minuskel der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Für sie ist charakteristisch, was Bightum sagt⁶⁴⁾: „Die Umrisse verlaufen in strengem Parallelismus, die Senkrechten dominieren, alle Öffnungen und Querstriche verkümmern. Dadurch gewinnt die Schrift an Regelmäßigkeit, aber sie verliert an Ausdruck. Es ist eine Erscheinung, die nach 1300 in Paris all-gemein wird“.

Die Schrift zeigt Verwandtschaft mit der Hs. im Brit. Mus. Addit. 17 341⁶⁵⁾, die aus dem letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts stammt. Allerdings ist sie nicht so breit, sondern mehr in die Höhe gehend, außerdem sind die großen und kleinen Buchstaben in der Größe mehr aneinander angeglichen. Ebenso scheint uns die

⁶³⁾ Venturi a. a. D., S. 457/58.

⁶⁴⁾ Bightum a. a. D., S. 23.

⁶⁵⁾ Bightum a. a. D., Tafel VI.

Schrift unserer Hs. mehr gebrochen und edig zu sein, im Gegensatz zu dem mehr rundlichen Charakter der Londoner Hs.

Schon mehr nähert sie sich dem „Breviar Philipps des Schönen“⁶⁶⁾. Doch geht sie in der Brechung noch bedeutend weiter als dieses, was z. B. bei den a und langen s deutlich zum Ausdruck kommt. Außerdem ist auch hier wieder der Unterschied, daß bei Honorés Hs. die Größenverhältnisse der großen und kleinen Buchstaben noch sehr verschieden sind und noch nicht so ausgesprochen die Tendenz zum Zusammenziehen auf ein Niveau wie in unserer Hs. zeigen.

Dagegen geht eine andere Hs.⁶⁷⁾, das sogenannte „Bréviaire de Belleville“ des Meisters Jean Pucelle, schon bedeutend in Schriftcharakter über unsere Hs. hinaus. Die Tendenz des Zusammenziehens auf ein Niveau und die Vertikaltendenz, die beide in unserer Hs. bereits angedeutet sind, sind dort noch viel stärker durchgeführt⁶⁸⁾. Wir dürfen also wohl die Schrift zwischen die der Hs. Honorés und der Pucelles setzen.

Die Hs. beginnt auf die übliche Art mit einem Kalender. Der Schmuck der Monatsblätter ist im wesentlichen immer auf die gleiche Art angeordnet. Die erste Seite jedes Monats ist reich verziert, der Rückseite fehlt dieser Schmuck vollkommen.

Links oben an jeder ersten Monatsseite sind die Buchstaben K L angebracht. Sie stehen auf goldenem Grunde, immer abwechselnd der eine blau und der andere rot und sind mit roten und blauen Dornblättern ausgefüllt. Rechts davon befindet sich immer die entsprechende Monatsdarstellung. Von dem K L nach unten geht ein blau und roter Streifen (Blau und Rot springen auf demselben Streifen um), auf den ein dünner, weißer Streifen gelegt ist. Nach außen schließt sich daran ein ebenso breiter Goldstreifen, von dem ein paar magere Dornblätter ausgehen. Der Streifen endet unten in einem goldenen Dorn, an den sich zwei Dornblattranken, links und rechts, anschließen. Eine weitere Ranke geht von dem K L aus in horizontaler Richtung nach rechts. In der rechten unteren Ecke der Gesamtanlage sind die Tierkreiszeichen der einzelnen Monate gemalt. Alle Farben sind durch Aufstrag von

⁶⁶⁾ Bigthum a. a. D., Tafel VIII.

⁶⁷⁾ Paris, Bibl. Nat. lat. 16483. Abbild. bei Bigthum a. a. D., Tafel XXXVIII.

⁶⁸⁾ Ferner ist dort die Schrift noch viel mehr in gotischem Sinne zugespitzt und gebrochen.

Weiß gehöht. Die erste Seite des Monats Januar macht insofern eine Ausnahme, als auf ihr der Dornblattstreifen, der oberhalb von dem K L nach rechts geht, weiterläuft und sich dann um die ganze Seite herumzieht, sodaß diese fast ganz eingerahmt wird.

Die sonstige Einteilung des Kalenders ist die allgemein gebräuchliche. In der ersten Kolumne die rote Zahl, in der zweiten der Sonntagsbuchstabe, in der zweiten und dritten das Datum, dahinter die Namen der Festtage und Heiligen, abwechselnd in schwarzer und roter Schrift.

In den Monatsbildern ist folgendes dargestellt:

1. Januar. Ein Mann sitzt am Tisch und isst und trinkt = Essen und Trinken.
2. Februar. Ein Mann, der sich die Stiefel ausgezogen hat, sitzt vor einem Kamin und hält die Füße über das Feuer = Kälte.
3. März. Ein Mann beschneidet Bäume = Baumpflege.
4. Ein Mann hat in beiden Händen je einen grünen Zweig = Frühling.
5. Mai. Ein Jäger reitet auf einem Pferde mit einem Falken auf dem linken Arme = Jagd.
6. Juni. Ein Bauer mäht mit einer Sense eine Wiese = Heuernte.
7. Juli. Ein Bauer schneidet das Korn = Getreideernte.
8. August. Ein Bauer bearbeitet mit einem Dreschflegel Getreidebündel = Korndreschen.
9. September. Ein Mann mit einer Kiepe auf dem Rücken. Ein zweiter steht hinter einem Bottich = Weinernte.
10. Oktober. Ein Bauer sät = Ausfaat.
11. November. Ein Bauer treibt ein Schwein in den Wald = Schweinemast.
12. Dezember. Ein Mann schlachtet ein Schwein = Schweine-schlachten.

Das entspricht dem herkömmlichen Kalenderzyklus, der sich mit geringen lokalen Abweichungen in fast allen gleichzeitigen französischen und auch deutschen Hs. dieser Art wiederholt.

Das Kalendard gibt uns einen sicheren Terminus post. Denn der heilige Ludwig, der 1297 kanonisiert wurde, ist dort schon als ursprüngliche Eintragung vorhanden⁶⁹⁾. Ferner gibt uns das

⁶⁹⁾ Wie weit der Umstand, daß die 1313 kanonisierten Petrus de Morone, der besonders in Reims, Tournai und Paris verehrt wurde, und St. Cölestin im Kalendard nicht vorkommen, zur Bestimmung eines terminus ante verwandt werden kann, möchten wir nicht endgültig entscheiden.

Kalender auch die Möglichkeit, die Hf. ungefähr zu lokalisieren. Denn es ist dort am 9. Mai St. Nicholas in roter Schrift angegeben. Das kann sich aber nur auf die „translatio Nicolai“ beziehen, die nur in Senlis und Amiens als festum fori gefeiert wurde. Außerdem findet sich noch (neben vielen anderen typisch nordfranzösischen Heiligen) am ersten Dezember St. Eloy, dessen Tag in Amiens, Noyon und Senlis als festum fori gefeiert wurde. Daß die Hf. aber nicht für Amiens selbst gefertigt worden sein kann, beweist das Fehlen von St. Firmin. Die Bilder der Monatsbeschäftigungen weisen mehr nach Paris als nach Amiens⁷⁰⁾.

Der eigentliche Text der Hf. ist künstlerisch geschmückt:

1. Durch farbige Initialen.
2. Durch Verschlüsse.
3. Durch Zierseiten mit Miniaturen.

Die Initialen sind golden. In den Polstern wechseln Blau und ein dunkles Rot ab. Immer ist innen eine andere Farbe wie außen. Öfters springt auch die Farbe in der Umrahmung nochmals um. Das Innere der Initialen ist mit einfachen, weißen Spiralen-, Punkt- und gewundenen Rankenmustern ornamentiert. Oft endigen die Ranken auch in Blattrosetten.

Die Versenden sind, wenn sie nicht mit den Zeilenenden zusammenfallen, durch Ornamentbänder abgeschlossen. Diese sind durch runde und eckige Goldflecken in Bezirke von verschiedener Farbe geteilt, sodaß hier Blau und Rot in einem Bande oft drei-, viermal umspringen. Neben den schon erwähnten Goldflecken kommen auf den Bändern auch goldene Zickzacklinien und weiße Wellen- und Zickzacklinien vor.

Die Zierseiten sind geschmückt durch Bildinitialen und durch die Seitenumrahmung, die den Text meist vollständig umschließt. Das Grundelement des Rahmenschmuckes ist das Dornblatt, das als Drei- und Fünfblatt vorkommt und blau, rot oder golden gefärbt ist. Die Blätter sind an dünnen Ranken befestigt, auf die weiße Rippen aufgetragen sind. Weiß ist auch auf die Dornblätter aufgesetzt. Die Dornranken gehen aus von dem Rahmen, der aus einem blauen oder dunkelroten Streifen besteht, auf den ein dünner weißer Streif aufgesetzt ist, und an den sich nach außen ein gleichbreiter Goldstreifen anschließt. Charakteristisch ist auch bei dem Rahmen wieder das Umspringen von Blau und Rot innerhalb

⁷⁰⁾ Male, E., Die kirchliche Kunst des 13. Jahrh. in Frankreich, 1907, S. 85 ff.

derselben Leiste, das wir schon bei den Versenden fanden. An den oberen Enden der Zierseiten befinden sich durchweg Drolerien (nur Fol. 13 macht eine Ausnahme). Meistens ist rechts und links je ein geflügelter Drache, der mehr oder weniger gekrümmt ist. Oft sind auf diesen Drachen Menschenköpfe und -oberkörper aufgesetzt. Manchmal sitzen diese auch direkt auf den Rahmenstreifen auf. Im allgemeinen ist die Rahmendekoration sehr sparsam und sucht jedes Überladensein ängstlich zu vermeiden, ein typisches Kennzeichen der Pariser und der unter ihrem Einfluß stehenden Schulen ihrer Zeit. Eine besonders reiche Dekoration trägt Fol. 53a.

Die Bildinitialen bestehen aus dem Buchstabenkörper und dem Polster. Sie sind durch einen meistens beinahe quadratischen Goldstreifen konturiert. Bei dem Buchstabenkörper und dem Polster wechseln Blau und Rot gegenseitig ab. Beide sind durch weiße Muster ornamentiert. Die Polster tragen dünne, weiße Spiralaranken, der Buchstabenkörper kräftige weiße Musterung, deren Schema ungefähr auf folgende Art sich öfters wiederholt: Die linke Seite wird oben und unten durch einen vierzackigen Stern betont, im übrigen durch irgend ein einfaches weißes Muster ausgefüllt. In der Mitte der rechten Seite wird eine Blattrosette gezeichnet, um die links ein von oben kommendes und zum unteren Rande gehendes weißes Zackenband herumgeführt ist. Der noch freibleibende Raum wird durch Stauden, Kreise und Punkte ausgefüllt.

Die Hl. ist mit 16 Miniaturen geschmückt. Zwei davon (die erste und die letzte) sind von einem rechteckigen goldenen Rahmen umschlossen, die übrigen 14 sind innerhalb von Initialen.

Die rechteckig umrahmten Miniaturen stellen dar:

1. Fol. 13. Der Evangelist Johannes auf Patmos. (Abb. 9). (Größe 90:70 mm).

Johannes sitzt in blauem Mantel mit weißem Futter und rotem Untergewand in einer Inselandschaft, die durch stilisierte Bäume und Mistelstauden belebt ist. Von links kommt der Teufel auf ihn zu; ringsum sind die Köpfe von apokalyptischen Tieren. Die mit stilisierten Bäumen belebte Insel wird im Halbkreis umflossen von einem weißen Strom mit bläulichen Wellenlinien, der durch Fische belebt ist. Goldhintergrund.

2. Fol. 159a. Maria mit dem Kind. (Größe 82:75 mm).

Maria sitzt in blauem Mantel mit weißem Futter und rotem Untergewand (diese Farben wiederholen sich bei allen Mariendarstellungen der Hl.) auf einer trühenartigen Bank. Mit der Rechten

hält sie das Kind, das in rosaem Kleid auf ihrem rechten Knie sitzt, in der Linken trägt sie einen Mistelzweig. Der Hintergrund ist dunkelrot mit darauf gezeichnetem goldenen Quadrat- und Lilienmuster.

Die Bildinitialen stellen dar:

1. Fol. 24a. Mariä Heimsuchung (in einem D).

(Größe 55:52 mm).

Maria und Elisabeth sind in einer Landschaft, die durch Bäume und Mistelstauden in der hier üblichen Weise charakterisiert ist, vor einem goldenen Hintergrunde. Maria steht; Elisabeth in rotem, weiß gefüttertem Mantel und rotbraunem Untergewand kniet vor ihr nieder und berührt mit der rechten Hand den Leib der Maria.

2. Fol. 32a. Christi Geburt (in einem D). (Abb. 10).

(Größe 41:41 mm).

Vorne liegt auf einem Lager Maria, hinter ihr, anscheinend in einer Krippe, das als gewickelter Säugling gezeichnete Christkind, neben dem rechts (merkwürdiger Weise ohne Nimbus) der Kopf von Joseph aufsteht. Den Abschluß nach hinten bilden in einer dritten Ebene Ochse und Esel, von denen beiden nur die Köpfe zu sehen sind. Links von ihnen eine perspektivisch gezeichnete Krippe, dunkelroter, goldquadrater Hintergrund.

3. Fol. 36a. Verkündigung an die Hirten (in einem D).

(Größe 57:55 mm).

Zwei Hirten mit Hunden und Schafen in einer üblich stilisierten Landschaft. Von rechts oben kommt ein Engel, der ein Spruchband flattern läßt, auf dem steht: „annuncio uobis“. Die Hirten haben die bäurische Tracht, wie sie am Anfang des 14. Jahrhunderts in Frankreich üblich war. Der linke trägt eine rötliche Gonnel (Bluse), auf dem Rücken eine blaue Kapuze, einen Gürtel mit schwarzer Tasche daran und enge Hosen mit Lederstiefeln. In der Hand hält er einen Dudelsack. Der rechte trägt einen bis zu den Knien gehenden blauen Rock, eine rötliche Kapuze und rote Strümpfe. In der linken Hand hält er einen gebogenen Hirtenstab. Der Hintergrund ist zinnoberrot, und wird durch eine sich stark verästelnde dünne Goldranke ornamentiert.

4. Fol. 39a. Anbetung der heiligen drei Könige (in einem D).

(Abb. 11). (Größe 55:55 mm).

Links sitzt Maria, die gleich den segnenden Königen außer dem Nimbus noch eine Krone trägt, mit dem segnend die Rechte erhebenden rot gekleideten Christkind auf dem Schoß. Rechts kniet

Melchior, in rotem Mantel und blauem Obergewand und langem grauem Haar und Bart. Im Hintergrund stehen nebeneinander die beiden anderen Könige, jugendlich dargestellt, mit im Nacken abgeschnittenem dichtem Haar. Der eine trägt ein langes rosaes Gewand, der andere ein blaues Wams, rosaes Strumpfhosen mit Gürtel⁷¹⁾. In den Händen halten die beiden stehenden Könige goldene Gefäße, der knieende hat außerdem seine Krone abgenommen und hält sie in der Linken. Links oben steht der goldene Stern von Bethlehem. Der Hintergrund ist rosa mit Goldranke wie auf Fol. 36 a⁷²⁾.

5. Fol. 42. Bethlehemitischer Kindermord (in einem D).
(Größe 46:50 mm).

Links sitzt auf einem hellgrünen Throne Herodes. Er trägt roten Mantel, blaues Untergewand und auf dem Haupte eine Krone. In der Rechten hält er ein Schwert, mit der Linken deutet er nach rechts, wo zwei Mütter sitzen, die eine in blauem, die andere in rosaem Gewand. Die Blaue hält einen Säugling im Arm, bei dem starke Blutspuren gezeichnet sind, die Rosaes ein älteres Kind, das gleichfalls starke rote Striche zeigt. Hinter dieser Gruppe stehen in der zweiten Ebene vier Kriegsknechte, die Kettenhauben und Helme tragen. Die Helme sind in ihrer Form ebenso wie die Kettenhauben überhaupt charakteristisch für die Jahrzehnte um die Jahrhundertwende. Um die Tiefenwirkung zu vervollständigen, sind hinter den Kriegsknechten noch zwei Speere zu sehen, und außerdem läuft ein perspektivisch gezeichneter Architekturstreifen auf der rechten Seite des Bildes nach hinten. Der Hintergrund ist golden, ornamentiert durch schwarze und weiße Quadrierung.

⁷¹⁾ Die Tracht des letzteren kam um die Wende des 13. zum 14. Jahrh. auf und wurde in den ersten Jahrzehnten des 14. als Hausracht getragen (s. Hofner-Ulleneck, Tafel 145).

⁷²⁾ Eine ikonographisch ähnliche Darstellung, mit dem einzigen Unterschied, daß hier Maria rechts sitzt statt links wie auf unserem Bilde, findet sich auf einem französischen Elfenbeinrelief vom Anfang des 14. Jahrh. im Germanischen Nationalmuseum. (Josephi, Die Werke plastischer Kunst im Germ. N. M. Nürnberg, 1910, Tafel LXIII, 630.) Dort kommt ebenfalls die kammartige Hand vor. Allerdings ist dort alles etwas entwickelter derart, daß die Grazie in den Figuren selbst liegt und nicht durch symmetrische Komposition von außen hereingetragen wird. Dasselbe gilt von dem inhaltlich gleichen Relief 623, Tafel LXII. Das beweist, daß es sich um einen dieser Zeit geläufigen ikonographischen Typ handelt (s. auch Geisberg-Meier, das Landesmuseum der Provinz Westfalen, Bd. I, 1914, Die Skulpturen, Tafel XLIX, 248).

Fol. 45. Flucht nach Ägypten (in einem D).

(Größe 57:54 mm).

Links reitet Maria auf einem weißen Esel, das Jesuskind im Arm. Rechts geht Joseph in rotem Gewand, diesmal ohne Bart und ebenfalls wie in Fol. 32a ohne Nimbus mit einem am Ende umgebogenen Stab über der linken Schulter, über den ein blauer Mantel hängt. Die linke Hälfte des Bildes nimmt eine hellgrün angelegte Landschaft ein, diesmal durch umgebogene weiße Tupfen belebt, die rechte eine blauviolett gezeichnete doppeltstöckige Architektur. Im Hintergrund wieder das übliche Rot mit umgebogener Goldranke⁷⁹).

7. Fol. 50. Darstellung im Tempel (in einem C).

(Größe 56:55 mm).

Rechts steht hinter einem roten, perspektivisch gezeichneten Altar, über den ein weißes Tuch gebreitet ist, Simeon, in blauem Gewand und langem grauem Bart, ein Tuch in der Hand, um das Kind in Empfang zu nehmen. Links steht Maria mit dem rot gekleideten Kind auf dem Arm. Hinter ihr eine weibliche Gestalt in rotem Gewand, die in der rechten Hand das Körbchen mit den Opfertauben trägt. Der Hintergrund ist golden, belebt durch schwarze und weiße Quadratmuster.

8. Fol. 53a. Christus als Rex gloriae (in einem D).

(Größe 60:54 mm).

Inmitten einer rot-rosaen Aureole, die durch Gold von dem blauen Initialkörper abgegrenzt ist, sitzt Christus in blauem, rot gefüttertem Gewand. Er trägt auf dem Haupte eine dreistufige Tiara. In der linken Hand hält er die Weltkugel, die rechte ist mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger emporgehoben. Links neben ihm steht auf dem übertrieben verkürzten, trühenartigen Thron ein goldener Kelch. In den vier Ecken der Aureole sind die Evangelistensymbole angebracht, die Spruchbänder mit den Namen der Evangelisten tragen.

⁷⁹) Eine ikonographisch ähnliche Darstellung findet sich auf dem linken Flügel eines französischen Elfenbeindiptychons vom Ende des 15. Jahrh. in London, das allerdings bedeutend weiter entwickelt ist (Abbild. im Cicerone, 1920, S. 446). Also handelt es sich auch hier um einen festen ikonographischen Typ. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß dieselbe Darstellung auch auf dem hochromanischen Weihnachtsfenster in Chartres (Abbild. bei Schmarzow, Kompositionsgesetze roman. Glasgemälde, 1916) vorkommt. Ebenso finden wir dort eine ikonographisch ähnliche Geburtsdarstellung und „Verkündigung“.

9. Fol. 66. Die Kreuzigung (in einem D). (Abb. 12).
(Größe 61:56 mm).

In der Mitte Christus am Kreuz mit übertrieben langen Gliedmaßen, schmal, mager und bartlos. Er ist mit drei Nägeln an das Kreuz geschlagen, der rechte Fuß liegt über dem linken. An der rechten Seite ist die Seitenwunde angegeben. Links sitzt Maria, in blauem, weiß gefüttertem Mantel und rotem Untergewand, rechts Johannes in rotem, weiß gefüttertem Mantel und blauem Untergewand. Zu Füßen des Kreuzes liegen auf dem Boden zwei Totenschädel und Gebeine, als Andeutung von Golgatha. Der obere Teil des Hintergrundes ist reines Gold, der untere ist mit blauen, weißen und schwarzen Quadraten bemustert. Vielleicht klingt in dem Sitzmotiv von Maria und Johannes (für das wir sonst keine Belege finden konnten) noch die Symbolik der vorausgegangenen Zeit nach, die Ecclesia und Synagoge zu Füßen des Kreuzes sitzen ließ.

10. Fol. 71. Die Ausgießung des hl. Geistes (in einem D).
(Größe 61:60 mm).

Die Apostel sind in zwei Gruppen geteilt. Die vordere Gruppe sitzt, die zweite steht dahinter, sodaß von ihr nur Kopf und Oberkörper zu sehen sind. Über den Aposteln schwebt die Taube des hl. Geistes herab, von der goldene Strahlen nach ihren Häuptern gehen⁷⁴).

11. Fol. 75. Totenmesse (in einem B). (Größe 59:48 mm).

Über dem Initial steht (anscheinend als Anweisung für den Miniator): „as vespres de mors antienne“. Hinter einer mensa, die mit einem zinnoberroten Tuche bedeckt ist, das mit goldenen Kauten- und Lilienmustern verziert ist, steht ein Totenpult mit Noten darauf. Links von ihm stehen drei Leute mit priesterlicher Kleidung, rechts vier ganz schwarz gekleidete Personen mit schwarzem Kopftuche. Die vorderste von ihnen hat ein Buch in der Hand. Auf der mensa liegt gleichfalls ein Buch. Vor ihm stehen vier brennende Leuchter auf dem unteren Rande des Buchstabens. Der Hintergrund ist blau mit goldenem Rankenmuster.

12. Fol. 121 a. Maria mit dem Kinde (in einem N).
(Größe 54:49 mm).

Maria sitzt auf einem truheartigen Sitz und hat das grau-

⁷⁴) Eine anscheinend spätere Hand hat zwischen den beiden Drolleriefiguren der oberen Randdekoration ein Spruchband angebracht mit den Worten: „mont de bonnes gens“. Man kann noch die Rasur an den Händen der einen Figur sehen, die notwendig war, um den Händen eine andere Lage zu geben.

schwarzgekleidete Jesuskind rechts auf dem Schoße. Den Hintergrund bildet ein abwechselnd blau, weiß, schwarz und golden gegebenes Rautenmuster.

13. Fol. 125 a. Christus auf dem Throne (in einem B).

(Größe 34:37 mm).

Christus sitzt auf einem ähnlichen Sitze wie Fol. 53 a. Die Arm- und Handhaltung ist dieselbe, auch steht rechts von ihm wieder der Kelch. Nur fehlen die Evangelistensymbole und alles ist bedeutend primitiver. Die Faltengebung an den Beinen zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der des thronenden Christus im „Psautier de S. Louis“⁷⁵⁾ Nur sind auf unserem Bilde die gerollten Saumfalten vom linken auf das rechte Bein übertragen. Der Hintergrund ist auf dieselbe Art ornamentiert wie in Fol. 121 a.

14. Fol. 130. Maria mit dem Kinde (in einem D).

(Größe 56:54 mm).

Die Darstellung unterscheidet sich von der auf Fol. 121 a dadurch, daß Maria ein rotes Obergewand und blaues Untergewand trägt, das Jesuskind ein hellviolettes Kleid, und das Sigmotiv der Maria und des Kindes etwas anders ist.

Die Farben, die in der Handschrift vorkommen sind: Rot, Blau, Braunrot, Graubraun, Dunkelgrün, Hellgrün, Schwarz, Rosa, Gelb und Grauviolett. Die Einzelheiten werden gegeben durch schwarze und braune Striche, daneben tritt Modellierung durch Auftrag von Deckweiß. Eine deutliche Konturierung durch kräftige schwarze Striche wird kaum angewandt. Meistens besorgen Kontraste der Lokalfarbe allein diese Aufgabe. Diese Geringschätzung dem Kontur und der Silhouette gegenüber ist typisch für unsere Hs. Das Inkarnat ist ein sehr helles Rosa-Weiß.

Im Dekorationsstil zeigt unsere Hs. starke Anklänge an die Hs. Brit. Mus. Abb. 29 923⁷⁶⁾. Wir finden dort die gleichen farbigen Versenden häufig, ebenso die roten, goldenen, und blauen Fünfblätter, die z. B. auch in einer Pariser Hs.⁷⁷⁾ vorkommen. Beide Hs. sind etwa um die Jahrhundertwende entstanden und dürfen unmittelbar mit der Schule Honorés in Verbindung gebracht werden.

Die Gesichtsbildung ist sehr verschieden. Fast überall sind der Nasenrücken und Teile des Gesichtes durch Auftragen von Weiß

⁷⁵⁾ Omont, H., Miniatures du psautier de S. Louis, Tafel 23.

⁷⁶⁾ Vigtum a. a. D., S. 45.

⁷⁷⁾ Bibl. Nat. fr. 24 429.

akzentuiert. Die Augen werden bei den wichtigsten Darstellungen mit doppeltem Oberlid und mit Unterlid gegeben. Die Nase bildet dann mit der einen Braue, von der sie ausgeht, zusammen eine S-förmige Kurve. Bei allen übrigen Darstellungen dagegen fehlt das Unterlid und die Nase ist nur abgekürzt durch die Nasenspitze angegeben. In der Mundbehandlung fallen die ersten Anzeichen der Individualisierung auf. Meistens wird der Mund durch einen leichtgeschwungenen kleinen Strich mit einem Punkt darunter gezeichnet. An den Mundwinkeln wird dieser Strich scharf umbogen, sodaß zwei kleine Falten entstehen. Es werden nun die einzelnen Personen genau unterschieden durch die größere oder geringere Länge dieser Falten oder dadurch, daß sie ganz wegbleiben. Ebenso wird manchmal auch die Unterlippe zu einem größeren oder kleineren Strich erweitert. Oft wird der Mund auch durch einen ganz leichten Auftrag von Rot belebt.

Ferner wird das Kinn und die Gesichtslinie schon verschieden angegeben. Bei Frauen weiche, gerundete Umrisse, bei Männern gebrochene, eckige. Typisch für den Meister ist die häufig in größerer oder geringerer Stärke auftretende gebrochene Kinnlinie. Schmale und breite Köpfe, hohe und niedrige Stirnen treten nebeneinander auf.

Auch in der Haarbehandlung zeigen sich Ansätze, über das Typische hinauszukommen. Das Haar unterscheidet sich bei den einzelnen Personen durch größere oder geringere Dichte, durch lockige oder schlichte Behandlung und durch die Farbe. Dagegen bleibt sich die Anordnung immer gleich. In der Mitte ist meistens eine gerade Lage, von der nach beiden Seiten die Strähnen herunterfallen. Manchmal wird auch ein Scheitel angedeutet.

Die Hälse werden gleichfalls unterschieden, ebenso wie das bei den Händen versucht wird. Man kann da drei verschiedene Handtypen erkennen. Der eine wird charakterisiert durch den langen ausgestreckten Zeigefinger und den abgespreizten Daumen, der an der Spitze leicht nach außen umbogen ist; außerdem ist diese Hand etwas voll und rundlich. Die zweite Hand ist sehr zart, und bei ihr gehen die Finger von der Handwurzel aus in leichter Schwingung fächerförmig auseinander. Bei der dritten, schlechtesten, Art der Hände stehen die Finger spitz und eckig wie die Zinken einer Gabel nebeneinander. Oft werden alle drei Arten der Hände auf einem Bilde nebeneinander gegeben (so Fol. 71).

Wenn wir nun zur Gewandbehandlung übergehen, so fallen uns sofort zwei große Unterschiede auf: Bei vielen Miniaturen haben

wir reich und elegant geschwungene symmetrische Faltenzüge, weich modelliert und organisch gegliedert. Bei anderen dagegen wieder lineare, hart und grade oder gebrochen durchgezogene Falten, ohne jede stilisierende Bewegung. Aber es läßt sich auch bei ihnen der Versuch erkennen, der Natur nahe zu kommen (Fol. 39a und 45).

Wenn wir uns die Bilder nun näher betrachten, bei denen dieser Unterschied besonders auffällt, so sehen wir auch große Unterschiede in der Komposition. Bei den Bildern der ersten Art herrscht auch symmetrische Komposition nach der Tiefe hin. Die Gestalten sind aber nicht etwa in zwei Ebenen hintereinander angeordnet, sondern es wird wirklich versucht, eine Tiefenillusion zu erwecken. Bei den zweiten Bildern dagegen sind die Gestalten streng in eine bzw. zwei Ebenen hineinkomponiert. Diese Tiefenillusion wird meistens versucht durch perspektivisch angeordnete Architektur zu geben. Wir sehen also auf der einen Seite eine mehr malerische, auf der anderen eine mehr lineare Manier dasselbe Ziel, eine Annäherung an die Natur, verfolgen.

Viele Einzelheiten sind nun aber an Bildern der beiden Typen gleich, sodaß man wohl annehmen kann, daß sie von derselben Hand ausgeführt sind. Ferner vermischen sich auch bei manchen beide Prinzipien. Verschiedene typische Faltenzüge, wie z. B. der auf der Seite doppelt umgeschlagene weiße Saum eines bunten Gewandes, kommen auf allen Bildern vor; ebenso überall dieselbe Art der Haar-, Gesichts- und Handbehandlung. Gleichzeitig finden sich auf allen Zierseiten dieselben Dekorations-elemente.

Dieser Unterschied ist nun wohl so zu erklären, daß bei den Bildern mit mehr malerischer Tendenz wohl ein Vorbild kopiert wurde, während unser Meister in den anderen Bildern, die er, da er für sie keine Vorbilder hatte, von sich aus komponieren mußte, versuchte mehr oder weniger aus sich heraus, Ähnliches zu geben. Dabei konnte er aber doch nicht über seine lineare Einstellung hinaus⁷⁸⁾.

Charakteristisch für unseren Meister sind die bei jeder Gelegenheit vorkommenden betonten überhängenden Faltenzipfel, die durch zwei im Gegensinn verlaufende Wellen stilisiert sind. An manchen Stellen ist dieser Zug so unmotiviert, daß der Saumzipfel aus herunterhängenden Backen zu bestehen scheint. Diesen Zug haben wir am ausgeprägtesten gefunden in der Hs. der Nürnberger Stadtbibliothek „Solger in 4“. Auf dem Fol. 20 dieser Hs.⁷⁹⁾ ist eine Santa Clara

⁷⁸⁾ Dafür spricht auch der starke qualitative Unterschied beider Typen.

⁷⁹⁾ Bigthum a. a. O., Tafel IX.

dargestellt, bei der dieser Zug des Gewandzipfels stark auffällt. Sehr ähnlich ist dort auch die Augen- und Mundbildung; ebenso kommen dort wie auch bei uns die kurzen hakigen Striche vor, die Honoré noch nicht anwendet. Diese Nürnberger Hs. setzt Bizthum um 1300 an.

Die weißen Rippen des Dornblattwerkes tauchen zuerst in einer Hs. Honorés vom ausgehenden 13. Jahrhundert auf und sind dort schon vollkommen durchgeführt (Paris, Bibl. Nat. lat. 1023)⁸⁰). In den Miniaturen dieses sichereren Werkes Honorés finden wir gleichfalls⁸¹) Anklänge an die unserer Hs. Wir sehen z. B. wie häufig, gleich wie bei unserer Hs., dort die zwei-, dreimal in demselben Sinne geschwungenen Saumfalten sind. Auch die in die Augenwinkel gerückten Pupillen stimmen mit unserer Hs. überein, z. T. auch die Munddarstellung. Allerdings ist bei uns alles wesentlich vereinfacht und vergrößert. Das kommt auch in der Haarbehandlung, der Darstellung der Körperformen und in allen übrigen Einzelheiten zum Ausdruck.

Über Honoré hinaus geht die Darstellung der Tiefe. Die Figuren werden nicht mehr friesartig in einer Ebene aufgereiht, sondern man versucht sie hintereinander zu ordnen. Aus derselben Tendenz wird auch versucht, die Architektur perspektivisch darzustellen. Die Farbgebung geht gleichfalls über die Honorés hinaus, der Tiefblau, Kirschrot, Braunrot, Graubraun und Violett liebt. In unserer Hs. kommen dazu Dunkelgrün, Hellgrün, Rosa und Gelb, im wesentlichen also etwas abgeschwächende, ausgleichende Farben.

Auffällig bei Honoré ist die Verbindung weichgeschwungener Falten und Säume mit heftig gebrochenen Säumen (der Gegensatz von Bewegung und Ruhe), die schon im Londoner Evangelienbuch (Brit. Mus. Addit. 17 341) auftaucht. Dieser Gegensatz klingt in unserer Hs. nur noch leise nach. Im allgemeinen dominiert die langgezogene, weiche, fließende Falte, und das eckig gebrochene Element wird nur durch die erwähnten Hafenfalten und die ausgezackten Gewandzipfel betont.

Kompositionelle und formale Beziehungen zu unserer Hs. sind vorhanden in der Hs. Brit. Mus. Arundel 83, II. Am auffälligsten sind sie bei der Darstellung der Geburt Christi (Fol. 124)⁸²). Die

⁸⁰) Bizthum a. a. O., S. 41.

⁸¹) Bizthum a. a. O., Tafel VII, VIII.

⁸²) Abbild. bei „Brit. Mus., Reproductions from Illuminated Manuscripts“ Serie III, Tafel 23.

Anordnung ist hier im Prinzip genau dieselbe wie in unserer Hs. Vorne liegt auf einem Lager Maria, hinter ihr in der Krippe das Christkind (auch hier als Säugling), neben dem rechts Joseph auftaucht. Den Abschluß nach hinten bilden links ein Ochse, rechts ein Esel. Von letzteren ist in unserer Hs. abgekürzt nur der Kopf gegeben. Seiner allgemeinen Tendenz entsprechend versucht der Meister unserer Hs. die Tiefenillusion noch durch eine perspektivisch gezeichnete Kaufe zu verstärken⁸³). Stilistisch merkwürdig ist an unserer Geburtsdarstellung die fast symmetrische Wiederholung der Saumfalten des Tuches, mit dem Maria bedeckt ist, bei dem Saum des Tuches, das von ihrem Lager niederhängt. Diese symmetrische Wiederholung, fast noch mehr gesteigert, findet sich in der Londoner Hs. Nur sind dort die Falten der qualitativ besseren Ausführung entsprechend komplizierter stilisiert wie in unserer Hs. Auch die Armhaltung der Maria ist auf beiden Darstellungen ähnlich, wenn auch wieder die geringe eigene künstlerische Fähigkeit unseres Miniators in dem absolut mißverstandenen Ansatz des linken Armes zum Ausdruck kommt.

Das Motiv des mehrfach gefältelten Zipfels des Obergewandes, das besonders auf Fol. 71 bei dem vorne knienden Apostel auffällt, kommt ähnlich bei der Kathedrale von Amiens mehrfach vor, so bei dem sogenannten „Beau Dieu“⁸⁴), ferner bei verschiedenen Aposteln der „Porte de la Vierge dorée“ besonders auffällig bei dem vierten, rechts von dem Baldachin⁸⁵), außerdem am Mantelsaum der „Vierge“ selbst. Typisch für unseren Meister ist die Tatsache, daß trotz seines Bestrebens, die Gewandteile organisch zu gliedern, die entsprechenden Formen an der Kathedrale, trotzdem sie auf den ersten Blick ornamentaler erscheinen, organischer wirken wie bei uns⁸⁶). Ferner ist das Motiv sehr häufig bei den Königen der Westfassade von Amiens angewandt⁸⁷). Schon bedeutend weiter entwickelt kommt es bei verschiedenen nordfranzösischen Madonnen vor, z. B. auf der linken Mantelseite einer Maria mit dem Kinde aus

⁸³) Eine ganz ähnliche Geburtsdarstellung findet sich außerdem in einer Brüsseler Hs. (Kgl. Bibl. 155, fol. 40), die bei *W i g t h u m* a. a. O., Tafel XXIV, abgebildet ist.

⁸⁴) Vitry & Brière, Documents de sculpture française en Moyen-age, Paris 1884, Pl. LVII.

⁸⁵) Vitry & Brière a. a. O., Pl. LX.

⁸⁶) Dies Motiv kommt nicht nur in Amiens vor, sondern ist auch in der gleichzeitigen Plastik der übrigen nordfranzösischen Kathedralen häufig, z. B. bei den Reimser Aposteln.

⁸⁷) Vitry & Brière a. a. O., Pl. LXXV, 1 u. 3.

der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Kirche von Magny-en-Vergin (Dpt. Seine et Oise) südöstlich von Rouen⁸⁸⁾ und ebenso bei einer Maria in der Hl. Kreuzkirche von Bernay⁸⁹⁾, westlich von Rouen. Noch weiter entwickelt ist es bei einer sitzenden Maria mit dem Kinde in der Kathedrale von Sens, südöstlich von Paris⁹⁰⁾. Es hat also ganz den Anschein, als ob es sich hier um ein typisch nordfranzösisches Motiv dieser Zeit handelt.

Charakteristisch für unsere Hs. sind auch die (besonders bei den Sitzfiguren) symmetrisch auf beiden Seiten herabwallenden und lang auf dem Boden ausgebreiteten Gewandmassen.

Mit den Rankeninitialen unserer Hs., die dort am Anfang und am Schluß vorkommen, zeigen zwei Bibelhs. (Chantilly, Musée Condé No. 4 und Paris, Bibl. de l' Arsenal 50 59)⁹¹⁾ einige Verwandtschaft, die Witzthum in das erste oder zweite Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts setzt. Nur ist in unserer Hs. das Motiv noch nicht so reich entwickelt, die Ranken sind noch nicht gespalten.

Mit der Pariser Hs., die um 1317 entstanden ist, besteht auch eine ikonographische Verbindung bei unserer Hs. Wir finden dort, wie es aus der Beschreibung⁹²⁾ hervorgeht, eine Christusdarstellung ähnlich wie in unserer Hs. auf Fol. 125 a. Dafür daß diese Hs. vielleicht etwas später sein könnte wie unsere, spricht die Weiterentwicklung der Rahmen dort. Während wir in unserer Hs. nur einfache Rahmen ohne Musterung finden, sind dort gemusterte Rahmen mit einspringenden Golddecken.

Noch stärker weiter entwickelt wie unsere Hs. ist das sogenannte „Breviaire de Belleville“⁹³⁾. Schon bei dem Kalender tritt das auffällig in Erscheinung. Der viel reicher verzierte Rahmen ist rings herumgeführt, und neben die Monatsbeschäftigungen treten noch andere Darstellungen. Noch mehr fällt das bei den eigentlichen Miniaturen auf. In der Gewandbehandlung ist aus der Synthese des englischen und französischen Formgefühls eine stellenweise rocaillehafte Stilisierung entstanden. Besonders auffällig tritt das auf Fol. 163 des Breviers⁹⁴⁾ bei der Maria der Verkündigung zutage. Ferner sind die Figuren organischer mit der Architektur in Verbindung ge-

⁸⁸⁾ Vitry & Brière a. a. D., Pl. CXIV, 7.

⁸⁹⁾ Vitry & Brière, Pl. CV, 8.

⁹⁰⁾ Vitry & Brière a. a. D., Pl. XCV, 6.

⁹¹⁾ Witzthum a. a. D., Tafel 35 u. 36.

⁹²⁾ Witzthum a. a. D., S. 174.

⁹³⁾ Delisle, Notice de douze livres royaux, 1902, Pl. XV—XVII.

⁹⁴⁾ Witzthum a. a. D., Tafel XXXVIII.

bracht, der man anmerkt, daß sie aus wirklich beginnendem Raumgefühl gestaltet ist.

Wir sehen also, daß einerseits in unserer Hs. noch die Pariser Honorésschule nachwirkt, andererseits aber schon englische Einflüsse eindringen, ohne sich aber so zu vermischen, daß sie wie bei Jean Pucelle ein untrennbares Ganzes bilden, oder wenigstens, wie es im 2. Jahrzehnt der Fall war, der englische Einfluß dominiert⁹⁵⁾.

Ein Kennzeichen des Pariser Einflusses ist die Tatsache, daß die ganze Ornamentik im wesentlichen durch das Dornblattwerk bestritten wird, während Drollerien nur sparsam verwandt werden, im Gegensatz zu den flämischen, englischen und lothringischen Hs. der Zeit. Auch der Pariser Farbengeschmack, die Gegenüberstellung von Blau, Weiß und Rot klingt sehr stark durch. Dagegen kommt das Umspringen der Farben in Paris nicht vor. Bizthum führt es als typisch provinziell bei zwei Reims'er Hs. an⁹⁶⁾. Ferner sind mehrere typische Eigenheiten der von Bizthum um die Jahrhundertwende angelegten Schule von Amiens-Corbie nachzuweisen. Dazu gehören die weißen Blattadern, „die eine Spezialität der Gegend zu sein scheinen“, ebenso die kräftige weiße Musterung der Bildinitialen und die eckige Herumführung des Rankenbandes, sodaß die Seite fast geschlossen ist. Außerdem ist ein Kriterium für die provinzielle Entstehung das teilweise Hinausgehen der Figuren über den Rand des Initials. Die Versenden, die in unserer Hs. noch häufig vorkommen, sind in Paris schon um 1314 aus der Mode⁹⁷⁾. Da wir unmittelbare Pariser Einflüsse in unserer Hs. feststellen konnten, dürfen wir wohl annehmen, daß sie (die Versenden) wohl auch nicht viel später in der dauernd mit Paris in Verbindung stehenden Schule von Amiens-Corbie nicht mehr angewandt wurden.

Die schon bei der stilistischen Betrachtung festgestellten stilistischen Verschiedenheiten können wir uns jetzt noch verständlicher machen, wenn wir annehmen, daß der Maler sich teilweise Pariser Vorbilder zum Muster genommen, diese allerdings z. T. mit seiner Art durchsetzt hat, zum anderen Teil aber mehr aus sich heraus in größerer oder geringerer, direkter oder indirekter Anlehnung an englische Vorbilder, die seiner Art mehr entsprachen, geschaffen hat.

Unsere stilistischen Untersuchungen haben ergeben, daß die Hs. zwischen die mehr zeichnerische Richtung Honorés und die mehr

⁹⁵⁾ Bizthum a. a. O., S. 149.

⁹⁶⁾ Bizthum a. a. O., S. 65.

⁹⁷⁾ Bizthum a. a. O., S. 81.

malerische Bucelles einzugliedern ist, ebenso daß sie der Schule von Amiens-Corbie sehr nahe steht, eine Lokalisierung und Datierung, die beide durch die Angaben des Kalendars bestätigt werden. Damit können wir ungefähr die Zeit um 1310 als Entstehungszeit annehmen, was auch mit dem Schriftcharakter übereinstimmt⁹⁸⁾.

Nachtrag:

In der gräflichen Bibliothek zu Laubach befinden sich außerdem noch 3 lose Blätter mit Miniaturen, die zweifellos zu dieser H. gehören. Sie sind sämtlich mit einem rechteckigen Goldrahmen umgeben, und stellen dar:

1. Maria mit dem Kinde.

Maria sitzt, eine Krone auf dem vom Nimbus umgebenen Haupte, in blauem Mantel und karminrotem Untergewand auf einer braunen Truhe. Auf ihrem Schoße sitzt das nimbengekrönte, rotgekleidete Kind, das in der Linken einen goldenen Apfel hält. Den Hintergrund bildet ein abwechselnd blau, weiß, schwarz und golden gegebenes Rautenmuster.

2. Desfis.

Aus dem Munde des mit karminrotem Mantel und hellblauem Gewand bekleideten sitzenden Gottvaters kommt eine weiße Taube; der Gottvater hat langes, gelbgraues Haar. Sein Kopf ist vom Nimbus umgeben. Er hält in den ausgebreiteten Armen das Kreuzifix. Aus der Seitenwunde des gleichfalls nimbierten Christus, ebenso wie aus den Wunden an Händen, Füßen und beiden Armen fließt Blut. Christus trägt langes gelbgraues Haar aber keinen Bart. Den Hintergrund bildet dasselbe Rautenmuster wie in der vorigen Darstellung. Am unteren Rande des Bildes ist ein schmaler grüner Bodenstreif sichtbar.

3. Maria mit Kinde.

Maria sitzt in karminrotem Untergewand und blauem Mantel auf goldener Truhe. Auf dem Schoße hält sie das rotgekleidete Kind. In der Rechten hat sie ein Spruchband mit den Worten: „Orate pro me mater dei memento mei.“ Der Hintergrund ist rot, mit goldenen Rafetten und Kreismustern mit goldenen Lilien.

⁹⁸⁾ Vielleicht kann man die Tatsache, daß von fol. 109—111 überhaupt kein Schmuck verwandt wird, und dann auf den folgenden Blättern fol. 112—168 nur in einem in Vergleich zu fol. 1—108 äußerst beschränktem Maße, mit dem um 1310 von Philipp dem Schönen erlassenen Verbot, Goldgeräte herzustellen, in Verbindung bringen (Witzthum a. a. O., S. 173).

VI.

Hf. 1081.

Fuero juzgo.

(Forum Judicum sive Lex Wisigothorum.)

Die Hf. ist in einen alten Ganzpergamentband gebunden, der ohne jede Verzierung ist. Sie besteht aus 124 starken Pergamentblättern, die auf die Größe 185 : 245 mm beschnitten und in Quaternionen, die mit Reclamanten versehen sind, gebunden sind. Die Schrift ist auf jeder Seite in zwei Kolonnen von je 34 Zeilen eingeteilt, die mit Bleistift liniert sind. Ringsum ist ein Rand freigelassen, der verschieden breit ist. Vor dem Text sind zwei Papierblätter als Schutzblätter angeheftet. Fol. 1 ist unbeschrieben, ebenso Fol. 124. Fol. 2—4a trägt das Kalendär.

Die Hf. beginnt auf Fol. 5 mit den Worten: „El primero titulo es de la e[le]ccion de los principes e del ense[nam]iento como deuen iudgar derecho. e de la pena da qu'ellos q' d'judga' tuerto“ usw., und endet auf Fol. 119^b: „Estas leyes que son escriptas fueron leydas a los Judios en la eglia de sca. Ma. en la cibdad de Toledo VI dias por andar de Ennero en el p'mero ano q' nt'o Senor el bien aueturado do' Orihus regno. Acabado es este libro benitto sea Jesu Christo.“

Daran schließen sich noch nachträgliche Eintragungen, deren erste am 18. März 1330 niedergeschrieben ist: „Et ante nos los escriuanos publicos de Talaua q' escriuiemos nros nobres en fin desta carta por testigos Somos testigos dello fecha la carta dize ocho dias de marco. Era de mil Trezietos treynta anos;“ Darauf folgen die Unterschriften der „escriuanos publicos de Talauera“⁹⁹).

Die Eintragungen des Kalendärs weisen auf die Gegend von Toledo. Neben vielen Heiligen, die Sevilla und Toledo gemeinsam sind, kommen einige vor, deren Tage nur in Toledo gefeiert wurden, nämlich 9. V. „Gregorii“ und 27. VIII. „Victoris“.

Die Schrift ist die spanische Abart der gotischen Minuskel. Charakteristisch ist die starke Abrundung und die Horizontaltendenz, die neben der Angleichung der Buchstaben an ein Niveau sich auch in den kräftig nach der Seite ausgezogenen Haken der f, langen s, d usw. äußert. Sie zeigt gewisse Anklänge an die französische Schrift vom Ende des 13. Jahrhunderts.

Die datierte Schrift der nachträglichen Eintragung von 1330

⁹⁹) Talavera (de la Reina) liegt westlich von Toledo.

bietet uns durch den Vergleich mit der Originalschrift der Hs. vielleicht eine gewisse Möglichkeit, diese selbst auch ungefähr zeitlich zu bestimmen. Der Hauptunterschied zwischen beiden ist die in der datierten Eintragung stärker hervortretende Eckigkeit der Buchstaben, ebenso wie ihre größere Symmetrie. Daraus ergibt sich, daß wir unsere Hs. der Schrift nach ein, zwei Jahrzehnte früher ansetzen müssen.

Die Hs. ist künstlerisch geschmückt:

1. Durch Initialen.
2. Durch 59 medaillenförmig gerahmte Miniaturen.
3. Durch 8 rechteckig gerahmte Miniaturen.

Bei den Initialen sind zwei Typen zu unterscheiden:

1. Ein vegetabilisch-ornamentaler Typ.
2. Ein Greifen- (Drachen-) initial.

Das vegetabilisch gebildete Initial setzt sich folgendermaßen zusammen: Es wird umgeben von einem rechteckigen Rahmen mit einspringenden Golddecken, letztere mit einer schwarzen Linie konturiert, auf die weiße Punkte aufgesetzt sind¹⁰⁰). Bei den Rahmen werden für die beiden Lang- und die beiden Breitseiten verschiedene Farben angewandt. Diese Farben werden nach der Innenseite des Rahmens zu heller, sodaß der ganze Rahmen plastisch erscheint. Innerhalb dieses Rahmens steht das Initial. Charakteristisch ist der Umstand, daß auch der Buchstabenkörper durch eingesprengte Goldmuster belebt wird, die auf ähnliche Art wie die Golddecken der Rahmen gebildet werden. Die Enden des Buchstabenkörpers laufen in leicht volutenförmig umgerollte Blattlappen aus. Die Farbe des oberen, und des unteren Teiles des Buchstabenkörpers ist verschieden. Außerdem sind die Blattvoluten unter sich und von dem eigentlichen Körper verschieden gefärbt. Das Umspringen der Farbe wird gern durch die erwähnten Goldflecke betont. Der Buchstabenkörper wird an den Rändern aufgehellert, der innere Teil durch punktierte Kreise und andere einfache Muster belebt, die gegenüber den helleren Rändern in segmentförmigen Figuren zusammengefaßt werden. Die Polster des Initials sind ebenfalls meist horizontal in zwei verschiedene Farben geteilt. Und zwar so, daß immer ein Teil dem gegenüberliegenden Teil des Buchstabenkörpers in der Farbe entspricht. Die Zwickel sind nur durch dünne Punktmuster ornamentiert. Der Innenraum

¹⁰⁰) Vielleicht handelt es sich hier um ein Ornament, das noch aus einer viel früheren Zeit stammt, denn wir finden dieselbe Art der Konturierung bei den Rimben unserer ottonischen Kölner Hs.

des Initials ist mit gerollten Ranken, an die sich breitlappige umgebogene Blätter anschließen, oder durch kalligraphische dünne weiße Ranken belebt. Manchmal sind auch auf den Initialrahmen weiße Punkte aufgetragen.

Bei dem zweiten Typ, der im wesentlichen nach demselben Prinzip gebildet wird, ist der Hauptunterschied der, daß entweder als Teil des Buchstabenkörpers oder der Füllung das Motiv eines geflügelten Drachen genommen wird. Typisch für diese Art der Initialbildung ist auch der reichere Gesamtcharakter der Füllung. Einmal (Fol. 23a) kommt sogar eine Drolerie vor, ein bärtiger Männerkopf, der mit einer spitzen Mütze bedeckt ist.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Typ zwei, allerdings nur in den großen Zügen, zeigt ein Initial¹⁰¹⁾ einer englischen Gratianhs. von 1314 in Paris. Der Unterschied unserem Typ gegenüber liegt hauptsächlich darin, daß einerseits bei uns die Blattwerkfüllung abstrakter stilisiert ist als in der Pariser Hs., wo schon das Dornblatt sich findet, andererseits aber bei uns der Drache sowohl der Form als auch der Bewegung nach naturalistischer gebildet ist wie dort. In der Pariser Hs. ist der Hals des Drachen spiralförmig umgebogen, der ganze Körper überhaupt stärker bewegt¹⁰²⁾. In unserer Hs. (Fol. 13a) heißt der nicht so unnatürlich gewundene Drache in den Buchstabenkörper, den er auf diese Weise bilden hilft. Ein besonderer Unterschied zwischen beiden Initialen ist auch die bei unserem, bei gleicher Fülle, stärker wirkende Übersichtlichkeit.

Eine Einzelheit, die in unseren beiden Typen gemeinsam ist, die breitlappigen, eigentümlich gebogenen Rankenblätter, finden wir in einer französischen Aristoteleshs. vom Ende des 13. Jahrhunderts¹⁰³⁾.

Die medaillonförmige gerahmten Miniaturen (Größe d. h. durchschnittlicher Durchmesser 57 mm) geben die Bildnisse der Westgotenkönige wieder. Auf Fol. 13—18 sind es folgende:

1. Athanarigo. 2. Marigo. 3. Athaulpho. 4. Bualia. 5. Sigerigo.
6. Theuderedo. 7. Thurismundo. 8. Eurigo. 9. Theodorigo. (Abb. 13).
10. Marigo. 11. Gifaleygo. 12. Theudio. 13. Theodisco. 14. Agila.
15. Athanagillo. 16. Leonegillo. 17. Vinba. 18. Recaredo. 19. Vinba II.

¹⁰¹⁾ Bithum a. a. O., Tafel XVIII.

¹⁰²⁾ Vielleicht äußert sich in dieser abstrakten Bewegung das nordisch-germanische Empfinden.

¹⁰³⁾ Wichhoff & Dvorak a. a. O., Bd. IV, 1, Tafel XXII, 4; auch die Schrift dieser Hs. zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit unserer, obwohl uns letztere weiter entwickelt erscheint.

20. Gundemaio. 21. Birerigo. 22. Sisebumo. 23. Haredo. 24. Sun-
tilla. 25. Recaredo (II). 26. Hymiro. 27. Sisnando. 28. Tutgas.
29. Cintilla. 30. Cindasiundo. 31. Becefiundo. 32. Cruigio. 33. Hamba.
34. Egica. 35. Vitiza. 36. Rodrigo.

Darauf folgen noch 23 ähnliche Königsdarstellungen, die nicht näher bezeichnet sind, und zwar davon 13 auf Fol. 18a—20a, durchschnittlicher Durchmesser 53 mm, und auf den folgenden Seiten je eine: Fol. 22a, Fol. 40a, Fol. 51a, Fol. 67a, Fol. 91, Fol. 97, Fol. 97a, Fol. 101a, Fol. 102, Fol. 103a.

Diese Medaillonbilder sind alle nach einem Schema behandelt. Der Rahmen der ersten 36 Medaillons besteht aus drei konzentrischen Kreisen, bei denen abwechselnd der äußere und der innere blau und gelb sind, während der mittlere ausgespart bleibt. Diese runden Rahmen sind einem mit der Feder gezeichneten blauen oder roten Quadrat einbeschrieben. Die Zwickel sind mit kalligraphisch behandeltem blauem oder rotem Schnörkelmuster ausgefüllt. Innerhalb dieser Rahmen sind nun die einzelnen Könige dargestellt. Sie sitzen auf einem truhens- oder thronähnlichen Sitze, der manchmal mit einer Decke, einem Kissen, manchmal mit beiden bedeckt ist. Sie sind bekleidet mit einem Untergewand und einem goldgefärbten Mantel, der am Halse durch eine goldene Spange zusammengehalten wird. Außerdem kommt noch ein vollkommen geschlossenes Obergewand vor, mit weiten Ärmeln. Auf dem Haupte tragen sie eine Krone, an den Füßen goldene Schnabelschuhe. In den Händen halten sie abwechselnd Szepter, Reichsapfel und Schwert, und zwar entweder eins davon oder auch zwei. Dieses Schema wird nun durch die in jedem Medaillon verschiedene Farbenverteilung belebt. Die Farben wechseln sowohl im Hintergrund der Medaillons als auch an den Gewändern der Könige. Die nicht mit Namen bezeichneten 23 Medaillons unterscheiden sich nur wenig von den anderen. Bei ihnen fällt nämlich das das Medaillon umschreibende kalligraphische Quadrat weg, und außerdem ist die Farbenverteilung bei den konzentrischen Rahmen etwas anders.

Die rechteckig umrahmten Miniaturen stellen dar¹⁰⁴):

1. Fol. 5. Das vierte Konzil von Toledo. (Größe 143:60 mm.)

Links stehen in drei Reihen übereinander eine große Zahl von Bischöfen. Sie tragen alle Alba, Dalmatica, Casula, und Mitra. Der zweite von rechts hält ein Buch in den Händen. Rechts von den Bischöfen kniet ein König in rosaem Untergewand und violetter

¹⁰⁴) Die Rahmen sind auf dieselbe Art behandelt wie die Initialrahmen.

Mantel und hebt die Hände bittend empor. Rechts hinter ihm stehen verschiedene Bürger und schauen auf den König herab. Der Hintergrund ist blau, mit Violett und Weiß kasettiert.

2. Fol. 20a. (Abb. 14). (Größe 68:65 mm).

Inmitten einer gotischen Architektur (Doppelbogen in je 2 Gruppen zu je zweien) sitzt links ein König und rechts von ihm drei Bischöfe. Alle vier halten ein rotes Buch in der Hand, die beiden linken in der rechten, die beiden rechten in der linken Hand. Das Bildganze wird durch die Architektur in zwei Teile geteilt. Sie wird folgendermaßen gebildet: Auf drei goldenen Säulen mit Akanthuskapitell erheben sich zwei Spitzbögen, in die je zwei Nischen eingesetzt sind. In den Bogenzwickeln setzen die Richtung der Säulen nach oben drei fialenähnliche kleine Türmchen fort.

Der links sitzende König trägt ein rosafes Untergewand und violetten goldgesäumten Mantel, auf dem Haupte eine Krone. Der rechts von ihm sitzende Erzbischof trägt violette Dalmatika, unter der der Saum der weißen Alba hervorkommt, rosae Casula, Mitra und Pallium. Er spricht mit dem Könige. Innerhalb des zweiten Bogens sitzen zwei Bischöfe, ähnlich gekleidet, im Gespräch miteinander, nur fehlt ihnen das Pallium. Bei ihnen wechseln in der Kleidung die Farben Rosa und ein etwas dunkleres Violett von links nach rechts ebenso wie im ersten Bogen. Alle vier Personen tragen die schon erwähnten spitzen goldenen Schuhe. Der Hintergrund ist im linken Bogen blau mit schwarzem, weiß ornamentiertem Kautenmuster, im rechten rosa, sonst ebenso. Der Zwickel zwischen Bogen und Bildrand sind im Gegenfinne gefärbt, links rosa und rechts blau, durch weiße Punkte belebt.

3. Fol. 23a. (Größe 69:73 mm).

Dasselbe Motiv wie in Fol. 20a, nur erscheint im rechten Bogen zwischen den beiden Bischöfen noch der Kopf eines dritten. Außerdem ist diesmal der König der sprechende Teil, während der Erzbischof und auch die drei anderen Bischöfe zuhören. Auch die Farbverteilung ist etwas anders. Bei den Figuren kommt noch (das in 20a im Hintergrund verwandte) Blau vor.

4. Fol. 41. (Größe 69:70 mm).

Inmitten der beschriebenen Architektur sitzt auf einem Throne im linken Bogen ein König, im rechten ein Bischof. Der König trägt eine Krone, blaues Untergewand und rosafes Obergewand und hält in der linken Hand ein Szepter. Der Bischof trägt rosae Dalmatika, schwarzviolette Casula, Alba, Mitra und hat einen Krumm-

stab in der linken Hand. Der Hintergrund ist im linken Bogen grauviolett, im rechten rosa, beide mit dem erwähnten Rautenmuster. Die Architektur ist etwas bereichert, da über dem Spitzbogen je ein giebelähnlicher Aufbau angebracht ist, der wie der Hintergrund innerhalb des betreffenden Bogens gefärbt ist. Außerdem sind die Nasen der Spitzbogen im Gegenfinne wie die entsprechenden Hintergründe gefärbt, also links rosa, rechts blauviolett.

5. Fol. 68. (Größe 66 : 66 mm).

Innerhalb der gotischen Architektur sitzt im linken, schmäleren Bogen ein König, der in der rechten Hand einen Reichsapfel hält, und mit der Linken die mittlere Säule anfacht. Er trägt ein karminrotes Untergewand und blauen Mantel mit Goldsaum. Auf dem Haupte hat er eine Krone. Links hinter ihm steht ein Krieger mit Kettenhaube und flachem Helm in zinnoberrotem Gewande. Im rechten Bogen sitzen acht Personen in drei Reihen hintereinander derart, daß in der ersten Reihe drei Personen, in der zweiten zwei und in der dritten wieder drei angeordnet sind. Die Farben ihrer Gewänder variieren in denselben Tönen wie im linken Bogen. Stark betont ist hier das Zinnoberrot. Die drei vorderen Personen haben dieselbe typische Handhaltung. Abwechselnd hält immer die eine Hand den Mantel zusammen und die andere ist emporgehoben. Der linke Bogen ist im Hintergrund karminrot, der rechte blauviolett, beide mit Rautenmuster.

6. Fol. 91. (Größe 67 : 33 mm).

In einem rechteckigen schwarzen Rahmen sitzen auf je einem Throne links ein König, rechts ein Bischof. Beide tragen die Insignien ihrer Würde: Der König Krone, Szepter und Reichsapfel, der Bischof Krummstab und Mitra. Die einzelnen Gewandstücke des Bischofs sind nicht genau zu erkennen. Man sieht nur ein mantelähnliches blaues Obergewand, unter dem die Alba zum Vorschein kommt. Der König trägt ein blaues Untergewand und rosaen Mantel mit Goldsaum. Die Hälfte des Rechtecks, in der der König sitzt, ist blau, die andere rosa im Hintergrund.

7. Fol. 102. (Größe 66 : 63 mm).

Innerhalb eines quadratischen Rahmens, der nach Art der Initialrahmen gebildet ist, sitzt links ein König in zinnoberrotem Untergewand und rosaem Mantel mit Goldsaum. Er trägt eine Krone und hält in der linken Hand ein Szepter; mit der erhobenen Rechten wendet er sich an den rechts sitzenden Bischof hin der ein rotbraunes Buch mit goldenen Schließen in den Händen hält. Der

Bischof trägt eine Mitra und ist bekleidet mit rosaem Untergewand und blauviolettem Mantel. Beide sitzen auf einem mit grünem Tuch überschlagenem Sitze. Der Hintergrund der Darstellung ist kobaltblau.

8. Fol. 103a. (Abb. 15.) (Größe 65 : 64 mm).

Die Anordnung ist dieselbe wie in Fol. 102, nur hält der König in der linken Hand einen Reichsapfel und der Bischof sein Buch in der Linken, und seine Rechte ist zum Könige hin erhoben. Dies violette Übergewand des Bischofs ist geschlossen, das Untergewand ist rosa. Der König trägt grünes Untergewand und rosaen Mantel. Der Sitz ist mit einem gelben Tuche bedeckt. Der Hintergrund ist wieder blau.

Die Farben, die in der Hs. vorkommen, sind: Hellblau, Dunkelblau, Blaugrau, Hellgrau, Dunkelgrau, Hellgrün, Olivgrün, Chromgelb, Blauviolett, Violett, Orange, Karmin, Zinnober, Rosa, Hellbraun, Gold, Schwarz und Weiß. Das Inkarnat hat meist die Farbe des Pergamentes. Charakteristisch für unsere Hs. ist der äußerst entwickelte Farbensgeschmack der mit Vorliebe Nuancen derselben Töne nebeneinandersetzt. Modelliert wird durch zeichnerische schwarze Striche und durch malerisches Auftragen von dunkleren und helleren Tönen der Lokalfarbe. Manchmal wird auch durch Weiß gehöhlt.

Es lassen sich hier schon drei verschiedene Hände unterscheiden, die teils mehr malerisch, teils mehr zeichnerisch arbeiten. Bei näherer Betrachtung vertieft sich dieser Eindruck noch mehr; wahrscheinlich handelt es sich also um die Zusammenarbeit einer Werkstatt. Da es aber nicht möglich ist, die einzelnen Hände genau zu trennen, denn oft sind an einer Darstellung mehrere Hände beschäftigt, müssen wir uns darauf beschränken, im Folgenden in der Hauptsache das Typische der Schule hervorzuheben. Die Köpfe sind durchschnittlich ziemlich breit mit kurzen, breiten Nasen, tiefliegenden Augen bei denen die Pupillen immer nach der Seite gerichtet sind und geschwungenen Augenbrauen. Der Mund ist ziemlich breit, mit schmalen Lippen, die durch leichten Auftrag von Rot, das sich auch manchmal auf den Wangen findet, gehöhlt werden. Charakteristisch sind die doppelten Falten an den Mundwinkeln. Die Hälse sind mager. Die Hände sind meist gut gebildet mit langen, schmalen Fingern und schmalen Gelenken. Die Haare sind gelockt und fallen in kürzeren oder längeren Wellen, die sich am Ende etwas einrollen, auf die Schultern. In der Gesichtshaltung wird durchgehend das $\frac{3}{4}$ -Profil angewandt. All diese Einzelheiten erinnern an die Menschentypen der franzö-

fischen Hf. um die Jahrhundertwende, ohne daß sich Belege für irgendwelche direkten Einflüsse fänden.

In der Beinsetzung klingt noch mehr oder weniger stark das romanische Sigmotiv mit auseinandergedrückten Knien nach. Ebenso taucht noch selten da und dort das Lächeln des 13. Jahrhunderts auf. In der Faltengebung sind hauptsächlich zwei Motive zu unterscheiden, beide aus dem Sigmotiv hervorgehend. Bei den Königen liegt der Hauptakzent auf der Behandlung der Mantelfalten zwischen den Knien. Es werden dort Hänge- und Dreiecksfalten nach verschiedenen Richtungen hin variiert. Bei den Bischöfen wird die Faltengebung der Casula besonders betont. Dadurch daß diese zwischen beiden Armen durchgezogen ist, fällt vorne ein bogenförmiger Zipfel herunter. Der Miniator hat es nun verstanden, das durch das Schwergewicht bedingte Schüsselfaltenmotiv mit dem durch die Armhaltung verursachten radialen Falten zu einem organischen Ganzen zu vereinen, das den Eindruck großer Plastizität hervorruft.

Typisch für unsere Hf. ist der bei Betrachtung der Initialen bereits festgestellte Sinn für Organisches und Symmetrie. Nicht nur die für den Aufbau des Körpers wichtigen Punkte sind bezeichnet, sondern auch die Körperformen selbst kommen da und dort zum Vorschein. Auf diese Art wird alles vermieden, was die Übersichtlichkeit stören könnte. Weiterhin charakteristisch ist die in unserer Hf. sich äußernde Vorliebe für glatte Gewandsäume, die ganz im Gegensatz zu dem damals in Frankreich beliebten von England übernommenen Wellensaummotiv steht. Nur ganz selten wird dieser Mode einmal eine Konzession gemacht, dann aber ist die Anordnung doch wieder so symmetrisch, daß sie einen ganz anderen Eindruck hervorruft. Es sind die herunterhängenden Säume der Tücher, mit denen die Sitze bedeckt sind. Als Beispiel wählen wir Fol. 113a. Erstens sind dort die Einschlüge des Tuches ganz symmetrisch verteilt, dann sind aber auch die Vertikalfalten so angeordnet, daß immer auf ein auf der Basis stehendes Faltendreieck ein auf der Spitze stehendes folgt.

Eine ähnliche Art der Rahmenarchitektur finden wir in einem Breviar der Pariser Honorésschule¹⁰⁵⁾. Allerdings erstreckt sich diese Ähnlichkeit nur auf die Gesamtanordnung, nicht auf Einzelheiten.

In der Figurenkomposition der rechteckigen Miniaturen wiederholt sich meist dasselbe Motiv. Der Unterkörper ist frontal gerichtet, der Oberkörper mehr oder weniger stark gedreht, die Köpfe im

¹⁰⁵⁾ B i z t h u m a. a. O., Tafel IX.

$\frac{3}{4}$ -Profil. Die Gesamtheit der Figuren ist immer in eine Ebene hineinkomponiert. Auch bei der Darstellung einer Massenszene, wie beim Konzil von Toledo, sind die drei Gruppen genau auf drei Ebenen gebracht. Lediglich durch die oft sehr malerische Gewandbehandlung wird eine gewisse körperliche Illusion erzielt, die aber durch die rein ornamentale Hintergrundbehandlung wieder z. T. aufgehoben wird.

Ein gewisser Unterschied zeigt sich auch hier in der Behandlung der Medaillons den rechteckigen Miniaturen gegenüber. In den Medaillons herrscht im allgemeinen die frontale Gebundenheit viel stärker, sodaß auch die Köpfe in Enface gegeben werden. Dem entspricht auch die hier mehr zeichnerische Behandlung, die auch mehr Wert auf den Umriß legt.

Es zeigt sich also, daß in unserer Hs. französische Motive nachklingen¹⁰⁶), ohne daß diese aber kopiert wären. Wir finden im Gegenteil eine ganz freie, selbständige Umarbeitung dieser Motive, sodaß sie zu einem neuen Ganzen werden. Charakteristisch, d. h. typisch spanisch, ist neben der großen Zahl der fein abgestimmten und nuancierten Farben die Symmetrie und Abgewogenheit der Komposition, die z. T. weit über das hinausgeht, was wir in französischen Hs. dieser Zeit finden¹⁰⁷).

Zusammenfassend möchten wir die Hs. als kastilische Werkstattarbeit bezeichnen, die in dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts in der Gegend von Toledo entstanden ist.

VII.

Holländisches Brevier aus Laubacher Besitz.

Die Hs. ist in einen alten braunen Lederband gebunden. Sie besteht aus 163 Blättern nicht besonders guten Pergamentes, die auf die Größe 153 : 107 mm beschnitten und in Quaternionen (ohne Reclamanten) gebunden sind. Auf jeder Seite sind 19 Schriftreihen so angeordnet, daß ringsum ein breiter Rand bleibt. Auf der Vorderseite des ersten Blattes, dessen Rückseite unbeschrieben ist, befindet sich folgender Eintrag: „Ex liberali munificentia praenobilis pij ac eruditi Adolescentis Thomas Petri a Steenberghen ex Nyenbeck ipso Pacchanatorum festo datus Adolpho Bernardo Essero.“

¹⁰⁶) Im Gegensatz zu aragonischen Hs. dieser Zeit, die schon unter dem Einfluß der sienesischen Schule stehen.

¹⁰⁷) Die Zierlichkeit mancher Ornamente scheint uns noch ein Nachklingen eines gewissen maurischen Stilgefühls zu sein.

Darunter durch einen Strich getrennt: „Ex liberali donatione pl'm rdi ac clariss Dr. Apollinaris Rick Eccl. Coll: B. V. M. Res et Can: Cap: et Parochii me possidet Bibliotheca Arnsburg 1785.“

Die Hs. beginnt auf Fol. 15 mit den Worten: „Hier beghint die lange vrouwe tide. Here du salte op doen mine lippen ende myn mont sal voert kundige dyn loff“, und endigt auf Fol. 163: „Here ghif hem die ewighe ruste ende dat ewighe licht moet he luchten. Sie moten rusten in vreden. Amen.“

Dem eigentlichen Text geht auf Fol. 2—15 ein Kalender voraus, das dem Kalender der Utrechter Diözese fast genau entspricht.

Die Schrift zeigt sehr große Verwandtschaft mit der zweier Hs., die Winkler¹⁰⁸⁾ veröffentlicht hat. Es sind das die Hs. Wien Cod. 2771/72¹⁰⁹⁾, die um 1431 entstanden ist, und Lüttich U. B. Gebetbuch No. 34. Wir finden dort dieselbe breite kräftige, gotische Minuskel wie in unserer Hs. Während bei der Hs. 2771/72 einige Verschiedenheiten in die Augen fallen, wie die stärkere Rundung und größere Kontrastierung der Buchstaben, ist die Ähnlichkeit mit der Schrift des Lütticher Gebetbuches um so frappanter. Wir treffen dort z. B. dieselbe Tendenz, das Niveau der großen und kleinen Buchstaben aneinander anzugleichen, dieselbe Form der großen Buchstaben (z. B. H und O), dieselben am unteren Ende wenig umgebogenen Stege der kleinen Buchstaben und andere Übereinstimmungen mehr, sodaß wir unbedenklich beide Hs. als Produkte einer Epoche ansehen können¹¹⁰⁾. Dieses Lütticher Gebetbuch bringt Winkler in Verbindung mit dem Lütticher Gebetbuch No. 13, das er auf die Zeit zwischen 1437 und 1456 datiert¹¹¹⁾.

Die Hs. ist geschmückt:

1. Durch große rote, blaue und goldene Buchstaben im Text und Kalender, die ohne jede Verzierung sind.
2. Durch einfache Zeilenenden¹¹²⁾.
3. Durch Randverzierungen.
4. Durch Initialen.
5. Durch eine Miniatur am Anfang des Textes auf Fol. 15.

¹⁰⁸⁾ Winkler, Fr., Studien zur Geschichte der niederländischen Min. Malerei im 15. und 16. Jahrh., in Jahrb. d. K. S. d. K. S. Bd. 32. 1915.

¹⁰⁹⁾ Winkler a. a. D., Tafel 21.

¹¹⁰⁾ Allerdings ist die Schrift des Lütticher Gebetbuches wesentlich sorgfältiger, insolgedessen auch schnörkelhafter wie unsere.

¹¹¹⁾ Winkler a. a. D., S. 332.

¹¹²⁾ Sie setzen sich aus je einem blauen und roten Striche zusammen, zwischen denen in der Mitte ein goldener Punkt sitzt.

Bei den Randverzierungen sind zwei Typen zu unterscheiden, ein reicherer (A) und ein einfacherer, aus diesem reduzierter (B). A kommt nur einmal vor auf Fol. 15, B wird bei allen übrigen Initialen angewandt.

A setzt sich zusammen aus kalligraphisch mit der Feder gezeichneten Ranken, die durch kleine kurze Federstriche, die auf beiden Seiten des Stengels sitzen, verziert sind. An den Enden der Ranken sitzen plastisch behandelte, gelappte blaue, rosae oder goldene Rankenblätter, die höchstens einmal eingerollt sind. Mehrmals springt die Farbe auf demselben Rankenblatte um, entweder von Blau auf Rosa oder von Grün auf Rosa. Zwischen den Ranken sitzen als Füllung:

1. Goldene Punkte; entweder einzeln oder mehrere nebeneinander.
2. Naturalistisch gegebene Früchte (eine Erdbeere, ein Kürbis (?) usw.).
3. Ornamental stilisierte blaue und rosae Blüten, die in der Mitte gleichfalls einen goldenen Punkt tragen.

Diese Randverzierung rahmt den Text an den drei Außenseiten ein. Das Mittelstück des Rahmens wird noch besonders dadurch betont, daß hier auf der Innenseite (neben dem Text) von unten nach oben ein schmaler Rahmenstreif läuft. Er zerfällt in drei Teile, oben rötlich, unten blau und in der Mitte golden. Die roten und blauen Teile sind durch dünne weiße Zickzackmuster belebt.

Der Typ B ist eine Reduktion aus A. Bei ihm ist charakteristisch die Vernachlässigung der oberen und der unteren Randleiste, die oft nur durch Goldpunkte belebt sind. Der mittlere Außenrand wird durch kleine grüne Blätter und Goldblätter, die sich aus der Zusammensetzung mehrerer (der erwähnten) Goldpunkte ergeben, geschmückt. Manchmal läuft auch noch der erwähnte Rahmenstreifen nebenher, bei dem die Farbenverteilung aber hier verschieden ist von der bei A. Dieser Streifen zerfällt in zwei Teile, einen durchgehenden goldenen auf der Innenseite und daran nach außen anschließend einen zweiten Streifen, der zur Hälfte blau, zur Hälfte rosa gefärbt ist, und die erwähnten Zickzackmuster trägt¹¹⁹⁾.

Der Randschmuck unserer Hs. ist typisch holländisch. Er stellt

¹¹⁹⁾ In gewissem Sinne charakteristisch sind die zackig auslaufenden Enden des Rahmenstreifens, in denen wohl noch etwas die Tendenz des französischen Dornblattmusters nachklingt. Ebenso scheint uns das in den Goldblättern der Fall zu sein, die weiter nichts sind als abgerundete Dornblätter ohne Dornen.

eine Vermischung der von Bogelsang¹¹⁴⁾ aufgestellten Typen A und B des holländischen Randschmuckes des 15. Jahrhunderts dar. Fast allen holländischen Systemen ist die Füllung mit goldenen Punkten gemeinsam. Mit Typus A überein stimmt die bei uns noch leise nachklingende Tendenz des Dornblattwerkes, die dort noch herrscht. Andererseits kommt unser Typ A Bogelsangs Typ B schon sehr nahe, für den als Grundmotiv charakteristisch ist „die Verbindung des schon gleichzeitig mit Typus A zu beobachtenden Distel-Akantusblattes mit einem als Wellenlinie oder Spiralaranke gebogenen Stengel“. An Bogelsangs A dagegen erinnert wieder mehr die dünne Stengellinie, die bei dem ausgebildeten Bogelsang'schen B bereits verschwunden ist.

Im Ganzen aber entspricht der Grundcharakter unseres Randschmuckes doch am meisten dem B von Bogelsang, denn wir finden hier das Charakteristikum Bogelsangs für B: „Nicht auf die Nachahmung in der Natur vorkommender Formen wird hier abgezielt, sondern es sollen phantastische Formen sich den Gesetzen der Symmetrie und Eurhythmie fügen“. Dem widerspricht nicht das Vorkommen naturalistischer Einzelheiten (Früchte), da sie sich hier vollkommen unterordnen und verschwinden.

Der Typ A hat nach Bogelsang bereits um die Jahrhundertmitte seinen Höhepunkt weit überschritten und seine Ausführung verroht allmählich. Der Typ B kommt fertig entwickelt erst um 1450 vor, in einzelnen Teilen schon früher. Da unsere Hf. zwischen A und B steht, darf man wohl ihre ungefähre Entstehungszeit in das 2. Drittel des 15. Jahrhunderts setzen.

Mit dem bereits in der Schrift verglichenen Lütticher Gebetbuch No. 34 besteht auch eine Ähnlichkeit in der Schmuckbehandlung. Der Randschmuck ist allerdings dort viel reichhaltiger. Dem entspricht 1a auch die dort festgestellte sorgfältigere Schrift.

Sehr ähnlich, wenn auch sorgfältiger und reicher, ist auch der Rahmen des bei Winkler S. 329 abgebildeten Bildinitials. Wir finden dort dasselbe schmale an den Ecken gezackte Goldpolster wie bei uns auf Fol. 15. Die Ähnlichkeit geht bis in die Einzelheiten. So ist z. B. das H dort fast genau so gestaltet, sodaß am oberen Rande des Initials das Goldpolster den schmalen Vertikalstreifen des H fast vollkommen umschließt. Die Füllung des Buchstabenkörpers ist aber natürlich, dem ganzen Charakter der Lütticher Hf. angemessen, viel reicher wie in unserer.

¹¹⁴⁾ Bogelsang, W., *Holländ. Miniaturen*, 1889, S. 20 ff.

Die Initialen sind Goldbuchstaben. Entweder ist das Polster rosa oder die Füllung. Während das Polster nur durch einfache weiße Rahmenlinien umzogen wird, sitzt in der Füllung meist eine weiße, mehr kalligraphisch als naturalistisch behandelte Staupe.

Die Miniatur auf Fol. 15 (Größe 45 : 60 mm) (Abb. 16) stellt (in einem H) die hl. Jungfrau dar, mit blauem Mantel, eine Krone auf dem Haupte, und das nackte Kind auf dem rechten Arme, das mit dem goldenen Apfel spielt. Das Polster des Buchstabens ist golden und gezackt ähnlich wie bei den Initialen des Dornblattornamentstiles. Der Buchstabenkörper ist blau, mit einfachem weißem kalligraphischem Muster. Der Hintergrund in der Füllung ist rotbraun. Am unteren Ende der Füllung hebt sich deutlich ein schmaler sichel-förmiger Goldstreifen ab (vielleicht Maria auf der Mondsichel?). Die Zeichnung ist durch braunschwarze Linien gegeben, stärker betont die Gewandfarben, die Fleischteile nur leicht umrissen.

Der Typus der Madonna scheint uns am stärksten an den J. van Eycks und den Rogiers v. d. Weyden zu erinnern. Dazu würden auch die langen noch nicht geknickten Vertikalfalten des Mantels stimmen. Die Madonna hat noch nicht den Strahlennimbus der späteren niederländischen Kunst. Der Typ des Kindes scheint uns auf den Rogiers hinzuweisen¹¹⁵⁾. Dagegen erinnert die Tatsache, daß das Haar der Maria nicht hinter die Ohren zurückgestrichen ist, sodaß diese unsichtbar bleiben, etwas mehr an Hubert v. Eyck¹¹⁶⁾. An die Madonna Rogiers „mit der Lilie“ erinnert dagegen die Fassung der Komposition als Halbfigurenbild. Die Gesichtszüge unserer Madonna sind anscheinend später retouchiert worden, sodaß man sie kaum zu einer Stilkritik heranziehen kann.

Wir sehen also, daß auch die Ergebnisse der stilistischen Behandlung¹¹⁷⁾ mit dem Resultat übereinstimmen, das wir bei Behandlung der Schrift und des Rahmenschmuckes fanden. Infolgedessen können wir die Zeit zwischen zirka 1440 und 1460 als Entstehungszeit dieses handwerksmäßig mittelmäßigen Breviers ansehen, das wahrscheinlich in einem Orte der Diözese Utrecht hergestellt worden ist.

¹¹⁵⁾ s. „Madonna mit der Lilie“ in E. Hässe, Roger van Brügge, 1904, Tafel VIII.

¹¹⁶⁾ s. Maria des Genter Altares.

¹¹⁷⁾ Soweit sie in diesem Falle, wo sie sich auf eine einzige Miniatur, die dazu nicht sehr gut erhalten ist, beschränken mußte, in Frage kommen kann.

VIII.

Hs. 683.

Sancti Gregorii Moraliu libri XIX. ultimi.

Die Hs. ist in einen alten braunen Lederband mit einfacher Stempelpressung gebunden, der vielleicht noch der Originalband ist. Auf der Vorderseite ist sechsmal das Wort „maria“ eingepreßt, was vielleicht auf die Entstehung der Hs., jedenfalls aber wohl des Einbandes, in einer Klosterwerkstatt hinweist. Die Hs. besteht aus 306 Blättern starken Pergamentes, die auf die Größe von 375 : 285 mm beschnitten und in Quinquionen, die mit Reclamanten versehen sind, gebunden sind. Die Schrift ist auf jeder Seite in 42 Zeilen eingeteilt. Ringsum ist ein breiter Rand freigelassen, der da und dort mit Randschmuck versehen ist. Fol. 1 ist unbeschrieben als Schutzblatt, die Rückseite von Fol. 306 gleichfalls.

Der Codex beginnt auf Fol. 2 mit den Worten: „*Quociens in sancti uiri hystoria per nouum uolumen enodare misterium typice exposicionis aggredimur*“ usw. und endet auf Fol. 306: „*rediens postpositis uerborum foliis postpositis sentenciam ramis dum ipsam subtiliter radicem mee*“.

Die Schrift ist eine italienisierende Minuskel, wie wir sie in Oberdeutschland und Österreich im 15. Jahrhundert oft finden.

Die Hs. ist künstlerisch geschmückt:

1. Durch eine Miniatur innerhalb eines O auf Fol. 2. (Abb. 17).
2. Durch Zierinitialen auf Fol. 13, 36, 51 a, 70 a, 80, 94 a, 109, 122 a, 134, 186 a, 204, 223 a, 247 a, 262 a, 283, 295 a.

Die Miniatur (Größe 75 : 77 mm) stellt vier Figuren dar, die in Kreuzesform angeordnet sind, mit zwei nebeneinanderstehenden Wappen. Es sind drei Engel mit langen, blonden Haaren, mit braunen Gewändern bekleidet, und ein Wappenkind, in rotem gegürteten Gewand. Die oberste Figur hält eine Mitra, von den beiden darunter jede ein Wappenschild, und die unterste Figur (Wappenkind) stützt beide Schilde zusammen. Die beiden mittleren Figuren tragen zwei über die Schultern laufende an der Brust sich kreuzende weiße Bänder, auf denen übereinander rote Kreuze angebracht sind. Der Kopf des zu oberst angeordneten Engels ist von Flügeln umgeben, die sich aus drei konzentrischen Ringen zusammensetzen, die von innen nach außen blau, grün und gelb gefärbt sind.

Bei den mittleren Figuren sind nur auf der Innenseite der Köpfe Reste des Flügels, bei der untersten Figur fehlt er ganz. Der Raum zwischen den Engeln und dem Innenrande des Initials wird ausgefüllt durch gebogene dünne Goldranken mit weißen rosettenähnlich angeordneten Blüten. Der Hintergrund innerhalb der Wappenschilde wird durch eine grüne Steinmauer gefüllt.

Der linke Wappenschild ist in zwei Teile geteilt durch eine von links unten nach rechts oben quer durchlaufende fünfzackige Zickzacklinie. Der untere Teil des so geteilten Schildes trägt in rotem Feld eine weiße Rosette, der obere ist weiß und trägt eine rote Rosette. Das ist das Wappen des Eichstätter Bischofs Johann III. von Eych (1445—64)^{117a)}. Der rechte Wappenschild zeigt drei goldene Leoparden übereinander in rotem Feld. Das ist das Wappen von England, das von dem deutschen Domkapitel von Eichstätt übernommen worden war, weil der Gründer des Bistums, der Hl. Willibald, der Legende nach ein englischer Prinz war¹¹⁸⁾. Dasselbe Wappen führte auch das Frauenkloster St. Walburga in Eichstätt¹¹⁹⁾.

Diese Wappen deuten darauf hin, daß wir es hier mit einer der Abschriften der Moralschriften Gregors VII. zu tun haben, die im Auftrage des Eichstätter Bischofs Johann III. mehrfach angefertigt wurden¹²⁰⁾.

Stilistisch ist über die Miniatur nicht viel zu sagen. Die Technik ist handwerksmäßig, und man merkt, daß der Miniator wenig Übung in der Figurendarstellung hatte. Charakteristisch sind die roten Backen und die stark durch Nebeneinandersetzung von Schwarz und Weiß betonten Augen. Die Faltengebung ist sehr primitiv. Die einfache, gerade durchgezogene Vertikale dominiert. Bei der untersten, knieenden Wappenfigur zeigt sich ein gewisses Bestreben, sich dem Organischen zu nähern, in den etwas gerundeten und gebogenen Faltenzügen des unteren Gewandteiles.

Charakteristisch für unsere Handschrift ist der feine Farbengeschmack und die reiche Verwendung von Glanzgold. Beides tritt besonders deutlich zutage im Randschmuck. Er geht meistens nur an einer,

^{117a)} Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Professor Dr. F. Vonwerden, Eichstätt.

¹¹⁸⁾ Siebmachers Wappenbuch I, 5, 1, Tafel 23.

¹¹⁹⁾ Siebmachers Wappenbuch I, 5, 2, Tafel 26.

¹²⁰⁾ f. Sax, Zul., Die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt, Landshut 1884, S. 317.

höchstens an zwei Seiten des Randes entlang. Nur einmal auf dem Titelblatt (das auch die Miniatur trägt), umschließt er beinahe den gesamten Text. Die Verzierung des Titelblattes ist aber auch nach anderer Seite hin von besonderer Bedeutung. Sie unterscheidet sich sehr deutlich von den Verzierungen der folgenden Blätter durch die rahmenartige Zusammenfassung. Das Rankenwerk hebt sich nämlich von einem Goldgrund ab und wird dadurch rahmenartig zu einer geschlossenen Einheit verbunden. Mit dem Initial steht es nur dadurch in Verbindung, daß es vom unteren Ende des Buchstabenkörpers ausgeht. Gleichzeitig finden wir auch an dieser einzigen Stelle der Hs. in der Randverzierung Tiere (Vögel und Schmetterling) verwandt.

Besser zum Ausdruck kommt der typisch oberdeutsche Schmuckcharakter der Hs. in der Ornamentik der übrigen Zierseiten. Die Initialen stehen in rechteckigen einfach profilierten Rahmen, die eine Imitation von Holzrahmen darstellen. Der äußere Teil des Rahmens ist in einer Farbe gehalten. Bei dem inneren wechseln Licht und Schatten, sodaß immer an der linken und oberen Seite des Rahmens mit einem dunkleren Ton der Farbe des äußeren Rahmenteils der Schatten und rechts und unten mit einem helleren Ton das Licht angegeben wird. Meistens sind Grün, Blau und Rot die Grundfarben. Im Inneren des Rahmens steht dann auf Goldgrund das Initial. Dieser Goldgrund ist aber nur in den Zwickeln zwischen Buchstabenkörper und Rahmen in seiner Reinheit beibehalten und lediglich durch eine dem Rahmen ringsum parallel laufende mit Mattgold aufgetragene Wellenlinie belebt. Im Innern des Buchstabenkörpers wechseln verschiedene Muster. Das häufigste Motiv sind spiralenförmige dünne Goldranken auf verschiedenfarbigen Gründen. Manchmal wechseln sogar die Farben der Gründe innerhalb desselben Initials. Daneben tritt auch ein Raffettenmuster auf, das mit rosettenartigen Gebilden gefüllt ist, und ganz naturalistische Blumenranken. Der Buchstabenkörper selbst ist in Unimalerei durchgeführt. Er wird durch in hellerer Farbe aufgesetztes stark bewegtes Kollwerk belebt, bei dem die oft vorkommende spiralenförmige Umbiegung charakteristisch ist. Eine Ausnahme von diesem eben beschriebenen Typ machen allein die I. Bei ihnen fallen die Rahmen weg und sie gehen unmittelbar in das Rankenwerk über. Bei ihnen trägt aus diesem Grunde auch die Füllung des Buchstabenkörpers oft naturalistischeren Charakter wie sonst.

Die Randzier wird gebildet durch eine in rhythmischen Wellen von dem Initial ausgehende Ranke. Sie ist mit reichem, breitem und bewegtem Blattwerk besetzt, außerdem da und dort mit naturalistischen Blüten, wie sie erst nach der Mitte des Jahrhunderts in Oberdeutschland auftreten¹²¹⁾. Typisch ist die häufige spiralenförmige Einrollung, die an den Abzweigungen und etwas seltener auch bei der Hauptranke auftritt. Durch die Einrollung entstehende Binnenräume werden mit Gold ausgefüllt. Außerdem sind Goldpunkte, um die mit der Feder ein Kreis von zentrifugal ausstrahlenden geraden oder gebogenen Linien gelegt ist, überall zwischen den Ranken zerstreut.

Charakteristisch ist die Symmetrie der Rankendekoration, die immer so angelegt ist, daß sie mit einem imaginären rechteckigen Rahmen umzogen werden kann¹²²⁾. Ebenso charakteristisch ist die Art, wie zwischen Randschmuck und Initial eine Verbindung hergestellt wird. Die Rahmen sind als eine Fortsetzung des Buchstabenkörpers gedacht. Gleichzeitig wird auch dadurch die Illusion der Körperlichkeit des Rahmens, die schon durch die malerische Modellierung versucht wird, vertieft. Die Ranken scheinen nämlich von dem Buchstabenkörper aus unter dem Rahmen hindurch zu gehen, um dann ihre randfüllende Bestimmung aufzunehmen. Manchmal ranken sich auch Ausläufer des Randschmucks um den Rahmen schlingpflanzenähnlich herum. Allerdings ist dies letztere Motiv nur schwach entwickelt.

Die ganze Art des Schmucks ähnelt stark dem (in ganz Oberdeutschland um diese Zeit verbreiteten) Augsburger Dekorationsstil der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Er unterscheidet sich wesentlich von dem südwestdeutschen Stil dieser Zeit, der bedeutend knapper in seiner Anlage ist¹²³⁾.

Wenn wir das Ergebnis unserer Untersuchung zusammenfassen, so dürfen wir die Hs. wohl als das Produkt einer süddeutschen Klosterwerkstatt der Diözese Eichstätt bezeichnen, das zwischen 1445 und 1464 im Auftrage des Bischofs Johann III. von Eich angefertigt wurde. Abgesehen von der Miniatur zeigt der Randschmuck

¹²¹⁾ Raspe, Th., Nürnberger Miniaturmalerei, S. 31.

¹²²⁾ Auf Fol. 2 wird ja faktisch die Konsequenz aus diesem Prinzip gezogen und die Dekoration auf einen rechteckigen Goldrahmen aufgesetzt.

¹²³⁾ Bredt, E. W., Katalog der mittelalt. Miniaturen des German. National-Museums, S. 65.

eine im Ornament geübte und gewandte Hand, ebenso feinen Far-
bengeſchmack.

IX.

Flämiſches

Livre d'Heures aus Laubacher Beſitz.

Die Hf. iſt in einen braunen mit wenig Gold verzierten Leder-
band des beginnenden 19. Jahrhunderts gebunden. Sie beſteht aus
127 Blättern guten Pergamentes, die auf die Größe 85:120 mm
beſchnitten und in Quaternionen, die mit Reclamanten verſehen
ſind, gebunden ſind. Auf jeder Seite ſtehen 14 Schriftreihen in
einer Kolumne. Ringsum iſt ein breiter Rand (anſcheinend für
Randverzierungen, die aber nicht ausgeführt wurden) freige-
laſſen. Die einzelnen Schriftreihen ſind mit roten Linien liniert. Auf der
Vorderſeite des erſten Blattes, deſſen Rückſeite unbeſchrieben iſt,
ſteht folgender Eintrag: „Dieſes Altertum zum Neujahr in die
hochgr. laub. Bibliothek gewidmet von Joh. Bapt. Schue. Gießen 7.
Xbr. 1804“. Da dieſer Joh. Bapt. Schue¹²⁴⁾ ein ehemaliger
Mönch des zur Zeit der Schenkung ſchon ſäkulariſierten Kloſters
Arnsburg war, darf man wohl annehmen, daß die Handſchrift aus
dem Beſitz dieſes Kloſters ſtammt.

Fol. 20 iſt unbeſchrieben¹²⁵⁾, deſgleichen Fol. 127 als Schluß-
blatt. Fol. 2—13 trägt das Kalendrar, das abwechſelnd mit roten,
blauen und goldenen Buchſtaben geſchrieben iſt. Der eigentliche
Text beginnt auf Fol. 14 mit den Worten (Joh. I, 1.): „In princi-
pio erat uerbum et uerbum erat apud deum et deus erat uerbum“. Er
endet auf Fol. 126a mit: „Omnipotens ſempiterna deus qui
corpus glorioſe uirginis et martiris tue katherine in monte
synay ab angelis deferra et ſepeliri iuſſiſti. concede quominus
eius obtentu nos ad arcem uirtutum prouehi quo uisionis tue clari-
tatem mereamur intueri. per dominum“.

Das Kalendrar trägt nicht das Kennzeichen einer beſtimmten
Diözefe. Es hat ſehr ſtarke Anklänge an das Utrechter Kalendrar,
bringt aber auch ſehr viele nordoſtfranzöſiſche Heilige. Es weiſt alſo,
was uns ſpäter auch die Illuminierung beſtätigen wird, nach
Flandern.

¹²⁴⁾ Dieſe Mitteilung verdanke ich Herrn Bibliothekſdirektor Prof. Dr.
Ebel, Gießen.

¹²⁵⁾ Anſcheinend war hier die Miniatur des Evangeliſten Lucas vor-
geſehen.

Die Schrift ist die französisch-niederländische der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Große Verwandtschaft mit ihr zeigt der Cod. 1857 der Wiener Hofbibliothek¹²⁶⁾. Typisch für unsere Hs. ist unter anderem die oft auftretende verschiedenartige Ausbildung der zwei Stege des n, so daß der hintere bedeutend mehr gebrochen wird wie die beiden vorderen. Dasselbe finden wir in der Wiener Hs., wie wir dort auch dieselbe Art der Form der a und o, dieselben relativ schwachen Horizontalhaken an den f und s, dieselbe Annäherung an die Kursive durch fast durchgehende Verbindung mit Haarstrichen haben. Doch ist bei unserer Hs. der Schriftcharakter im allgemeinen nicht mehr so spätgotisch stark gezackt, sondern mehr abgerundet und erweicht, welsch letzteres z. B. in der größeren Individualität der einzelnen Buchstaben zum Ausdruck kommt. Eine noch größere Übereinstimmung in der Schrift besitzt unsere Hs. mit dem Gebetbuch der Sammlung I. Withehead¹²⁷⁾. Beide Hs. (die Wiener und diese) sind nach Winkler zwischen 1480 und 1500 entstanden. Weiter entwickelt als unsere Hs. scheint mir ein Gebetbuch der Madrider Nationalbibliothek, das nach 1508 entstanden ist¹²⁸⁾.

Die Handschrift ist künstlerisch geschmückt:

1. Durch Zierbuchstaben und Zeilenenden.
2. Durch 16 ganzseitige Miniaturen. (Blattgröße 80 : 120 mm).

Bei den Zierbuchstaben sind zwei Typen zu unterscheiden:

A) Kleinere:

Der Buchstabenkörper ist golden und steht auf rotem oder blauem Grund. Der noch freibleibende Raum wird durch einfache goldene Strich- und Punktmuster, seltener durch goldene Ranken ausgefüllt.

B) Größere:

Der Buchstabenkörper ist blau auf rotem Polster oder umgekehrt. Er wird ebenso wie der innerhalb der Buchstabenumrahmung freibleibende Raum durch goldene Rankenmuster belebt.

Die Zeilenenden sind blau oder rot und tragen goldene Muster. Entweder ist es das schon im 14. Jahrhundert dort angewandte Wellenlinien- oder Zickzackmuster, oder es sind plastisch behandelte bandartige Streifen, oder Spiralen, ebenso Ableitungen aus all diesen Mustern.

¹²⁶⁾ Abbild. bei Winkler a. a. D. S. 285.

¹²⁷⁾ Abbild. bei Winkler a. a. D. S. 253.

¹²⁸⁾ Abbild. bei Winkler, Der Brügger Meister des Dresdener Gebetbuches und seine Werke (Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstsamml. Bd. 35, S. 239).

Eine ähnliche Art der Dekoration finden wir in der schon erwähnten Hs. 1857 der Wiener Hofbibliothek. Aber dort sind die Muster wesentlich weniger abstrakt und mehr organisch. Es klingt noch die Tendenz des naturalistischen Dornblattmusters und der Ranke nach. Dann sind auch in der Wiener Hs. (soweit man das auf den Abbildungen sehen kann) die Buchstabenkörper z. T. noch nicht so stark aufgelöst, wie in unserer Hs. In dem Breviar der Isabella von Spanien¹²⁹⁾ (vor 1497) im Brit. Mus. überwindet z. T. schon das Füllmuster den Buchstabenkörper, während in dem bereits erwähnten Gebetbuch in Madrid der Buchstabenkörper schon zum Teil durch das ursprüngliche Muster ersetzt wird und infolgedessen gezackt und geschwungen wird wie dieses. Noch weiter entwickelt ist dies im „Breviarium Bruckenthal“¹³⁰⁾, wo die Buchstabenkörper plastisch behandelt sind und in eine schon fast barocke Bewegung geraten.

Die Miniaturen stellen dar:

1. Fol. 14. Johannes auf Patmos. (Abb. 18).

(Größe 72:92 mm).

Der Evangelist, ein Jüngling mit einer Schriftrolle in der Hand, sitzt in braunem Gewande auf einer rings von Wasser umgebenen kleinen Insel. Rechts von ihm steigt ein steiler Fels empor. Links von ihm ist ein Adler. Den Hintergrund füllt eine Wasser- und Berglandschaft aus mit Schlöffern und Wäldern. Auf dem Wasser liegt ein Schiff.

2. Fol. 16a. Der Evangelist Matthäus. (Größe 72:92 mm).

Matthäus, ein härtiger Greis, sitzt in einem Raum, der sich nach dem Hintergrund zu öffnet. Er trägt einen dunkelblauen Mantel und rotes Untergewand. Die rechte Hand ist erhoben zu einem Engel, der in gelbbraunem Gewand und blauen Flügeln links vor ihm steht mit einem Buch in der Hand. Matthäus hält in der rechten Hand eine Schriftrolle. Zu seinen Füßen am Boden liegen drei Bücher. Den Raum schließt nach rechts eine goldbraune Wand ab, die auf vier Vertikalfeldern in je drei Kreisbogen Reliefdarstellungen trägt. Im Hintergrund sieht man eine hügelige Wiesen- und Heckenlandschaft, rechts auf einer Anhöhe ein Schloß.

3. Fol. 18a. Der Evangelist Markus. (Größe 44:45 mm).

Inmitten eines architektonisch reich gegliederten Raumes, der links und rechts im Hintergrund den Durchblick auf eine Wiesen-

¹²⁹⁾ Abbild. bei Winkler a. a. O. S. 233 ff.

¹³⁰⁾ Esaki, M., Das B. B., Hermannstadt 1912.

und Heckenlandschaft offen läßt, sitzt der Evangelist auf einem reichverzierten, goldbraunen Stuhl. Vor ihm steht ein brauner Lesepult, auf dem eine Schreibrolle und Bücher liegen. Rechts von ihm auf einer Truhe liegen gleichfalls Bücher. Der Evangelist trägt ein gelbes Untergewand, einen blauen Mantel und eine rote hermelinbesetzte Mütze. Links von ihm steht sein Löwe.

4. Fol. 22. Die Verkündigung. (Größe 72:90 mm).

Links kniet Maria in blauem Untergewand und blauem Mantel vor einem Betpult, auf dem ein aufgeschlagenes Buch liegt. Auf ihren Knien hat sie gleichfalls ein aufgeschlagenes Buch liegen. Rechts von ihr kniet ein Engel in braunem Unter-, braungelben Obergewand und blauen Flügeln, der in seiner Rechten ein Spruchband hält. Im Hintergrund eine in der Dekoration anscheinend einem Kirchenportal nachgebildete, nach hinten offene Halle, mit Putten und Heiligen unter Baldachinen. Rechts von Maria hinter dem beschriebenen Engel acht ebensolche Engel, in Paaren von je zwei vom Himmel kommend. Von ihnen gehen links goldene Strahlen aus, auf denen die Taube des hl. Geistes niederschwebt. Ganz im Hintergrund des Gesamtbildes die herkömmliche bereits beschriebene Landschaft.

5. Fol. 38. Die Heimsuchung. (Größe 76:93 mm).

Links kniet Maria, rechts Elisabeth in karminrotem Kleide und weißem Kopfstuch. Hinter ihr ragt ein teilweise begrünter Felsen hervor. Im Hintergrund eine Landschaft mit einem Dorf, einer weidenden Kuh, zwei Hügeln mit Burgen, Wiesen, Felder und Hecken. Ganz am Horizont anscheinend das Meer.

6. Fol. 48. Kreuzigung. (Abb. 19). (Größe 76:95 mm).

In der Mitte Christus am Kreuz. Rechts von ihm eine dichtgedrängte Reiterschar mit Hellebarden und Lanzen. An ihrer Spitze anscheinend ein Hauptmann und ein Richter, letzterer mit einem Stab in der Rechten. Links niedergesunken Maria, in blauem Gewand und weißem Halstuch, mit betend gefalteten Händen. Hinter ihr kniend Johannes in braunrotem Gewand. Er stützt Maria. Hinter dieser Gruppe Magdalena in blauem Gewand, links von ihr noch zwei weitere Frauen, die eine in karminrotem, die andere in braunem Gewand. Hinter dieser Gruppe, getrennt von ihr durch eine Baumreihe, sieht man die Zinnen von Jerusalem. Den Horizont bilden eine Reihe von Bergkegeln. Zu Füßen des Kreuzes liegt ein Totenschädel.

7. Fol. 48 a. Pfingstwunder. (Abb. 20). (Größe 76:97 mm).

Rechts kniet Maria, hinter ihr die Apostel. Links ein Heiliger in schwarzblauem Untergewand und braunem Mantel, vielleicht Petrus. Von rechts oben kommt die Taube des hl. Geistes. Die Szene geht in einem Raum vor sich, der z. T. von gewundenen Säulen getragen wird. Durch ein Fenster mit eingestellten Säulen im Hintergrund sieht man auf eine grüne Landschaft.

8. Fol. 51. Anbetung der Hirten. (Größe 75:95 mm).

Im Vordergrund rechts kniet Maria mit betend gefalteten Händen. Hinter ihr in derselben Stellung Joseph in karminrotem Gewand und blauem Schultertragen. Links von ihnen liegt auf einem weißen Tuch das Jesuskind. Rechts von diesem knien die Hirten. Hinter Maria und Joseph öffnet sich der Stall, aus dem am Ende Ochsen und Esel heraussehen. Hinter den Hirten eine Hügelandschaft.

9. Fol. 55. Verkündigung an die Hirten. (Größe 73:94 mm).

Drei Hirten: der erste von rechts liegt im Gras neben einem Wasser. Neben ihm liegt sein Hirtenstab. Er stützt den Kopf in den linken Arm. Er trägt einen karminroten Kittel, weiße Strumpfhosen und eine blaue Mütze. Links vom ihm kniet ein zweiter Hirte im Gebet. Er trägt einen schwarzblauen Mantel, rötliche Strumpfhosen und einen rotbraunen Schultertragen. Auch neben ihm liegt sein Stab. Der dritte steht in braunem Gewand und Mütze links hinter dem zweiten. In der rechten hält er seinen Hirtenstab, mit der Linken greift er nach seiner Mütze. Zwischen den Hirten weidet ihre Schafherde. Im Mittelgrund des Bildes ein burgähnliches Gebäude umgeben von Bäumen, das einen Turm trägt. Links davon undeutlich eine Stadt. Im Hintergrund Hügel mit Burgen. In der Mitte des oberen Bildrandes die blaue Gruppe der Engel.

10. Fol. 58 a. Anbetung der Könige. (Größe 75:95 mm).

Vor dem Stalle knien Maria und Joseph. Maria hält in ihrem linken Arm das nackte Kind. Joseph trägt diesmal außer seinem gewöhnlichen Anzug noch einen Gürtel mit einer Tasche daran. Links von Maria kniet der härtige Melchior in braunem Mantel mit weißem Hermelintragen. Er hält in den Händen ein goldenes Gefäß. Rechts vor ihm steht auf dem Boden seine tiaraähnliche Krone. Hinter Melchior stehen die beiden anderen Könige; beide tragen gleichfalls goldene Gefäße in ihrer Rechten, außerdem Kronen auf dem Haupte. Der eine hat ein blaues, der andere ein karmin-

rotes Gewand. Hinter ihnen öffnet sich der Blick auf eine Wiesenlandschaft.

11. Fol. 62. Darstellung im Tempel. (Größe 73:101 mm).

Im Tempelraum, der sich im Hintergrund nach zwei Seiten auf die Landschaft hin öffnet, steht vor einem Altar rechts Maria und reicht das nackte Kind dem links von ihm stehenden Simeon hin. Dieser trägt ein blaues Untergewand, hellbraunes Obergewand und auf dem Haupte eine Mitra. Über seine Arme, die er nach dem Kinde hin ausgestreckt hat, hat er ein weißes Tuch gebreitet. Rechts hinter Maria steht eine Dienerin in karminrotem Gewand, weißen Ärmeln und blauer spitzer Mütze. In der linken Hand hält sie ein kleines Körbchen, in dem wohl die Opfertauben enthalten sind.

12. Fol. 65 a. Flucht nach Ägypten. (Größe 73:99 mm).

Die Mitte der Szene nimmt Maria ein, die auf einem Esel sitzt und in ihren Händen das in ein braunes Tuch gewickelte Jesuskind hält. Links von ihr geht Joseph, mit rotem Rock, blauer Hose und roter Kapuze den Stab über der rechten Schulter. In der linken Hand hält er die Leine, an der er den Esel führt. Hinter Maria steigt ein begrünter Felsen auf. Im Hintergrunde des ganzen Bildes eine hügelige Feld- und Wiesenlandschaft, am Horizont begrenzt durch z. T. burggekrönte Hügel.

13. Fol. 71. Krönung Mariä. (Größe 71:99 mm).

Links kniet Maria mit betend gefalteten Händen. Rechts von ihr steht in blauschwarzem Gewand Christus. Mit der Linken setzt er Maria die Krone auf das Haupt. Die Rechte hebt er mit ausgestrecktem Daumen, Zeige- und Mittelfinger empor. Hinter ihm steht ein mit hellbraunem Tuch verhangener Thron. Links und rechts von diesem zwei braune Engel. Hinter diesen eine Reihe von blauen Engeln mit gekreuzten Flügeln. Hinter den blauen als Abschluß eine Reihe von roten Engeln.

14. Fol. 82. Bathseba im Bade. (Abb. 21). (Größe 77:95 mm).

Links steht die nur mit einer goldenen Halskette bekleidete Bathseba bis über die Knie in einem Wasserloch mit aufgelösten rotbraunen Haaren. Rechts von ihr kniet eine Dienerin mit einer braunen geschuppten Mütze und rotem Gewand mit weißen Ärmeln. Neben ihr liegt ein blaues Tuch. Durch ein bewachsenes Gitter von dem Vordergrund getrennt sieht man im Mittelgrund rechts vor einem abgetreppten hohen Palastportal König David mit seinem Hofstaat. Der König trägt ein schwarzblaues, goldbesetztes Gewand

und auf dem Kopfe eine Krone. Rechts von ihm stehen drei Hofleute, zwei in blauem, einer in rotem Gewande. Links von der Architektur ist ein Garten mit Wegen, Beeten und einem Baum angedeutet. Durch einen Laubengang ist der Mittelgrund vom Hintergrund getrennt. Dort sieht man eine langsam ansteigende Wiesen- und Heckenlandschaft, in der rechts zwei Häuser liegen.

15. Fol. 122. Maria und das Kind. (Größe 72:100 mm).

In der Mitte eines Raumes, der links durch eine Tür und rechts durch ein geöffnetes Fenster einen Blick in die Landschaft bietet, kniet Maria im Gebet, ein rotes Buch mit Goldrand vor sich. Hinter ihr ein gelbgrüner Vorhang. Von links kommt in hellblauem Gewand anscheinend das Jesuskind mit erhobenen Händen auf sie zu. Hinter ihm stehen zwei musizierende Engel.

16. Fol. 126. St. Katharina. (Größe 77:101 mm).

Die Heilige steht vor einer Brüstung. Sie trägt ein hellblaues enganliegendes, ausgeschnittenes Niederkleid und braunroten Mantel. Um den Hals hängt ihr eine Goldkette. Auf dem braunroten Haar sitzt eine goldene Krone. In den Händen hält sie Buch, Schwert und Palme. (Die Tracht ist die der Jungfrauen auf Memlings Ursula-Schrein). Über die Brüstung hinaus sieht man eine leichtgewellte Feld- und Wiesenlandschaft.

Die Hauptfarben die in der Handschrift vorkommen sind: Alle Schattierungen von Blau, dann Braun, Karminrot und Grün, außerdem selten Schwarz. Das Infarnat ist verschieden: Es ist bei den Männern durchschnittlich ein nach Rosa spielendes Braun, bei den Frauen, Engeln und Jünglingen mehr weißlich. Die Wangen sind leicht gerötet, die Lippen überall rot gegeben.

Merkwürdig ist der Unterschied in der Farbenbehandlung zwischen Figur und Landschaft. Während bei der Landschaft fein abgewogene und nuancierte Farbenstimmungen ohne irgendwelche harten Gegensätze in einander übergehen und alles außerdem durch einen gemeinsamen bläulichen Grundton zusammengehalten wird, werden die Farbwerte der Figuren hart und unvermittelt nebeneinander gesetzt. Auch innerhalb der Figuren fehlt da jeder Übergang. Es herrscht die Lokalfarbe, die höchstens durch dunklere Töne derselben Farbe und durch Gold oder Weiß akzentuiert wird. In der Wiedergabe der Architektur treffen beide Farbengebungen zusammen.

Wir haben also hier den Übergang von der alten, harten Farbgebung (bei den Figuren) zur neuen tonig gebundenen (in der Landschaft), die am Ende des 15. Jahrhunderts herrschend wird. Ähn-

lich zeigt sich auch dieser Gegensatz bei Memling, der nur bei Hell- dunkel tonige Farben verwendet, während er sonst mehr die alte harte Manier beibehält. Bei Geertgen van Haarlem z. B. herrscht die neue tonige Art schon unbestritten.

Der Typ der Madonna erinnert stark an den Memlings. Wir finden denselben relativ großen Kopf mit der hohen Stirn, der langen, schmalen Nase, den langen, schmalen Augenlidern und den hochgeschwungenen Augenbrauen. Ebenso die betonte Furchung zwischen Mund und Nase, die etwas volle, kleine Unterlippe, den Schatten zwischen der Unterlippe und dem spitzen Kinn und den im Verhältnis zum Kopfe schmalen Hals. Ein Unterschied ist nur der, daß bei Memling die Kinnlinie von den Jochbeinen ab spitzer verläuft, während sie bei uns oft mehr abgerundet erscheint, sodaß die Gesichtsform sich mehr dem reinen Oval und damit der Gesichtsform des Gérard David nähert. Dagegen stimmt die Haarbehandlung wieder mit der des späten Memling überein. Nur erscheint sie uns weiter entwickelt im Sinne stärkerer Bewegung, sodaß die Haare mehr gewellt sind. Aber auch hier finden wir wie dort weniger durchlaufende Wellen als in kleinere Teile aufgelöste. Das Haarmotiv ist das bei Memling zuerst auf dem Ursula-Schrein vorkommende. In den oberen Partien liegt das Haar eng an dem Kopfe an, und unterhalb fließt es dann in freien Wellen entlang der Schulterlinie. Auch für die hier meist sehr summarisch behandelnden Hände bietet Memling die nächste Vergleichsmöglichkeit.

Die Männerköpfe dagegen entsprechen dem Memlingschen Typ nicht. Ihre breite Form, die breiten Lippen und der Backenbart haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des Hugo v. d. Goes (Tod Mariä). Sie repräsentieren jedenfalls einen durchaus nordischen Typ.

Der Akt der Bathseba steht ungefähr in der Mitte zwischen der Eva von d. Goes und einer Vanitas¹⁸¹⁾, die man Memling oder S. Marmion zuteilt. Die Formen sind im allgemeinen schon bedeutend voller und gerundeter wie bei v. d. Goes; die hoch angelegten Brüste und die relativ breiteren Hüften nähern sich schon den Proportionen der Vanitas. Die Faltengebung erinnert an den Memlingschen Spätstil. Im oberen Teil der Figuren nur wenige lange, übersichtlich gezogene Vertikalfalten, kaum gebrochen, die sich, sobald sich ihnen ein Widerstand entgegenstellt, in horizontaler Richtung in ein Gewirr von vielen kleinen, eckig und mehrfach ge-

¹⁸¹⁾ s. Voll, Karl, Memling, Stuttgart 1909, S. 128.

brochenen, lebhaft bewegten Faltenmassen auflösen, sodaß auch nicht das kleinste Gewandstück dort unbewegt erscheint. Zwischen den Vertikal- und den gebrochenen Falten vermitteln leicht ausgebogene lange Faltenstege. Dieser Faltentwurf ist nun meist so behandelt, daß die für den Aufbau des Körpers und für die Übersicht seiner Stellung notwendigen Teile hervortreten, sodaß der Dualismus zwischen Körperlichkeit und Gewanddrapierung sich ziemlich die Wage hält. Daneben sind aber eine große Zahl Figuren (besonders die Engel) wesentlich vereinfacht behandelt. Dort beschränkt sich die Belegung des rein kubisch behandelten Gewandes auf wenige Vertikalfalten, die glatt durchgezogen sind. Von Körperlichkeit ist dabei keine Rede. Bei anderen fällt auch das weg, und es wird einzig Goldschraffierung zur plastischen Illusion angewandt.

Die Formen, in denen sich die Bewegung bei unseren Figuren äußert, sind im allgemeinen stereotyp und unbeholfen. Charakteristisch dafür ist die häufige Wiederkehr des Niederknien mit betend gefalteten Händen. Typisch ist z. B. auch bei dem Bilde „Bathscha im Bade“, wie da König und Hofstaat genau dieselbe Armhaltung haben. Das trägt mit dazu bei, daß die Heiligen in einer Sphäre, die außerhalb der des Beschauers liegt, bleiben. In demselben Sinne wirkt auch die Tatsache, daß die Figuren nie ihre Gefühle zum Ausdruck bringen und so vermenslicht werden, sondern z. B. immer dieselbe etwas fade, gleichmütige Miene aufsetzen. Noch nicht einmal die Typen untereinander sind verschieden. Auf der „Anbetung der Könige“ hat der König denselben Kopftyp wie Joseph, ohne daß im geringsten individualisiert wäre. Eine einzige doppelte Ausnahme scheint die Maria der „Kreuzigung“ zu bilden, die mit ihrer weißen Gesichtsfarbe und der schmerzlich verzogenen Miene ein Ausdruck des Jammers ist. Johannes aber, der sie stützt, ebenso wie die hl. Frauen hinter ihr, sehen mehr interessiert als schmerzbewegt aus. Auch wenn Maria das Kind auf dem Schoße hat, fehlt völlig jeder Versuch der Andeutung einer menschlichen Beziehung zwischen beiden, wie sie die Maler dieser Zeit sonst oft schildern.

Charakteristisch für unsere Hs. ist das häufige Vorkommen von überschnittenen Figuren. Daraus spricht ein Wille, dem es weniger darauf ankam, eine harmonisch in sich abgeschlossene Figurenkomposition zu geben, als das Geschehen möglichst deutlich zu illustrieren (also noch eine ganz mittelalterliche Anschauung). Es kreuzen sich in der Figurenkomposition die Einflüsse Fouquets und Memlings.

Neben Massenszenen nach Fouquet'scher Manier¹³²⁾ treten Miniaturen, denen man deutlich das Bestreben anmerkt, die verhältnismäßig wenig gedrängte Komposition symmetrisch und geschlossen zu geben, wie es Memling tut. Allerdings liegt diese Art unserem Meister weniger. Die Art, wie die Figuren ziemlich frei in den Raum gestellt werden, ist gleichfalls Memling.

Den Unterschied, den wir bereits bei Betrachtung der Farbengebung zwischen Figuren und Landschaft feststellten, können wir bei Betrachtung der Darstellung im allgemeinen noch vertiefen. Während die Landschaft schon mit rein malerischen Mitteln Tiefenwirkung erzielt, sind die Figuren noch ganz flächenhaft aufgefaßt. Das trifft sowohl für die Einzelfiguren wie für die Beziehungen der Figuren untereinander zu. Es fällt meistens nicht schwer, die Gruppen der Dargestellten auf mehrere verschiedene Ebenen zusammenzubringen. Das erinnert etwas an die Schichtbildung, wie sie bei Geertgen van Haarlem, dort allerdings bedeutend entwickelter und ausgeprägter, vorkommt (Heilige Sippe).

Um nun diesen Mangel an Körperlichkeit auszugleichen, sind die Figuren oft in einen architektonisch reich gegliederten Raum einbezogen, wo durch die linearen Mittel der Perspektive versucht wird, das zu erreichen, was unmittelbar durch malerische nicht gelingt. Die Perspektive ist, soweit wir das sehen konnten, durchschnittlich immer nach dem Augenpunkt geordnet. Es wird auch bereits versucht, durch Verteilung von Licht und Schatten die Tiefenwirkung der Perspektive zu unterstützen, aber die letzte Raumillusion wird dadurch nicht erreicht.

Ein auffallendes Beispiel für den Versuch, auch in der Landschaft durch lineare Mittel Tiefenillusion zu erzielen, bietet die „Verkündigung an die Hirten“. An der rechten Bildseite ist dort die Ecke eines Wasserbassins zu sehen, sodaß es vom Bildrand überschritten wird. Parallel zu dessen Rande liegt nun ein Hirte in diagonaler Richtung zum Bildganzen auf dem Boden. Zwischen ihm und dem Wasserrand, parallel zu beiden, und die Diagonale noch unterstreichend, sein Hirtenstab. Wie wenig bewußt aber kompo-

¹³²⁾ Die schematisch angehäuften Massen der Engel mit den gekreuzten Flügeln erinnern sehr stark an Fouquet. Ebenfalls sind vielleicht die Reiter der „Kreuzigung“ ein Rest seiner Massendarstellung. Allerdings sind die einzelnen Individuen bei uns nicht so unterschieden wie dort, sondern kompakter und roher zusammengefaßt. Sonst erinnert die Darstellung der Kreuzigung mehr an Memlings Kreuzigung, da Maria nicht mehr wie bei Roger den Stamm des Kreuzes umklammert, sondern rechts davon niedergesunken ist.

niert wird, beweist die Tatsache, daß sowohl die oben angeführte Diagonale als auch eine zweite, die durch den ganzen Komplex der drei Hirten und der Herde gebildet wird, aus dem Rahmen des Bildes hinausstreben und verpuffen, sodaß an Stelle der Konzentration auf den geistigen Mittelpunkt eine Diffusion der Wirkung erreicht wird.

Bei Betrachtung der Architektur fallen verschiedene Züge auf, die nur von J. Fouquet übernommen sein können. Dazu gehören die häufig verwandten gedrehten Säulen, ein Motiv, das Fouquet aus Rom mitgebracht hatte, ferner die geflügelten Putten, die als Dekorationselement verwandt werden, ebenso die Hallenarchitektur z. B. auf der „Verkündigung“, die ohne Kenntnis Fouquet'scher Kompositionen (*Antiquités Judaïques*) undenkbar wäre¹³³). Dagegen stammen andere Motive wieder von Memling, wie die Anordnung eines Architekturteiles inmitten des Bildes, die vielfache perspektivische Durchblicke nach dem Hintergrund zu gestattet, ferner das Motiv des Dachaufbaues des Stalles bei der „Anbetung“. Außerdem scheint uns auch das bei Memlings Madonnendarstellungen so beliebte Baldachinmotiv in etwas umgewandelter Form bei der Darstellung unserer St. Katharina wiederzukehren.

Im allgemeinen ist die Landschaft das am meisten in malerischer Richtung fortgeschrittene Element der Gesamtkomposition. Sie zeigt im großen und ganzen den Typ der Fouquet'schen Landschaften, nur mehr nach dem Charakter der flämisch-holländischen Landschaft hin verflacht (in wörtlicher Bedeutung). Ebenso zeigt auch die Technik der Landschaftsbehandlung gewisse Übereinstimmung mit der Fouquet'schen Technik, nur daß in unserer Hs. die Technik noch routinierter und auch malerischer ist. Wir finden zwar dieselbe Art, Kontur und Farben zu verwischen wie bei Fouquet, ebenso wie die großzügigere Schilderung des Hintergrundes der mehr detaillierenden des Vordergrundes gegenüber, aber bei uns sind alle Übergänge noch bedeutend weicher, vibrierender, vielleicht ein zweites Beispiel für die schon vorhin festgestellte flämisch-holländische Landschaftsauffassung, die hier sich in dem weichen Ton der feuchten Seeluft offenbart. Außerdem spürt man bei Fouquet, wie in seiner ganzen Komposition auch in der Landschaftsdarstellung, sein romantisches Blut, das sich in der Gliederung der Landschaft zeigt, die oft etwas fast Stilisirtes hat, um nur ja nicht die tektonischen Ge-

¹³³) Ähnliche Übereinstimmungen mit Fouquet hat man ja auch bei dem späten Memling festgestellt, z. B. das Girlanden- und Puttenmotiv.

sehe, denen er unwillkürlich auch den Aufbau der Landschaft unterwirft, undeutlich zu lassen. Davon ist bei unserer Landschaftskomposition nicht die Rede, sondern es wird eher alles getan, jeden Schein von Gefekmäßigkeit zu vermeiden.

Die Einzelheiten stimmen nun sehr stark mit Fouquet überein. Der hohe Horizont, die Lichtperspektive, die hügelige Burgenlandschaft und die Felsen, die bei uns aber weniger schroff und auch weniger verstanden sind. Nur tritt an die Stelle der Fouquet'schen Flußlandschaft bei uns öfter das Meer.

Die Wasserspiegelung auf unserer Johannes-Darstellung ist ebenfalls eine Weiterentwicklung Fouquet'scher Technik. Der Burgberg am äußersten links auf derselben Miniatur zeigt sehr große Übereinstimmung mit einer Landschaftsdarstellung Simon Marmions in seinem „*Livre des sept âges du monde*“¹⁸⁴). Wir sehen dort denselben Burghügel mit einer ähnlich turmgekrönten Burg, zu der ein ähnlicher Serpentinweg hinaufführt, auf dem man ein paar winzige Gestalten sieht. Da wir auch einen ähnlichen Felsen wie auf unserer Miniatur haben, gehört, zumal wenn wir die auf Marmions Bild zu Füßen der Burg liegende Stadt mit einem Walde umgeben, nicht viel dazu, um aus der Marmionschen Landschaft die Landschaft unseres „Johannes auf Patmos“ entstehen zu lassen. Abgesehen von dieser Einzelheit erinnert öfter die Behandlung der Bäume und Felsen stark an die Marmionsche Technik.

Im allgemeinen ist die Landschaftsdarstellung in unserer Hs. schon weit vorgeschritten. Denn die Landschaft ist nicht mehr ein lediglich dekoratives Mittel, den Hintergrund zu beleben, sondern sie spielt zum Teil schon ihre eigene Rolle. Von dieser Auffassung bis zu der, die den Hauptwert auf die Landschaft legt, ist dann kein allzu großer Schritt mehr.

Wenn wir das Ergebnis unserer stilistischen Untersuchung noch einmal zusammenfassen, so sehen wir, daß wir sehr starke Anklänge an den Stil der flämischen Meister der 70er, 80er Jahre fanden, ebenso wie an Fouquet. Besonders beeinflusst ist unser Miniator aber vom späten Memling, ohne daß aber direkte Kopien nachzuweisen sind.

Das deckt sich mit dem Ergebnis unserer bibliographischen Be-

¹⁸⁴) Abbild. 13/14 bei Winkler „S. Marmion als Miniaturmaler“ (Jahrb. d. preuß. R. S. 34, S. 264/65).

trachtung, sodaß wir die Hs. wohl als ein Werk der flämischen (Gent-Brügger) Schule¹⁸⁵⁾ zwischen 1480 und 1490 ansetzen können.

Wenn sich der Miniator auch bemüht, die eigenen und fremden Kompositionselemente zu einem neuen Ganzen zusammenzubringen, so kann er noch nicht darüber wegtäuschen, daß er weder formal noch inhaltlich besondere Eigenwerte besitzt. Damit ist die Hs. als handwerkliches Produkt gekennzeichnet.

X.

Französisches

Livre d'heures aus Laubacher Besitz.

Die Hs. ist in einen alten braunroten Lederband gebunden, der mit einfachen Goldornamenten verziert ist. Außerdem hat sie Goldschnitt. Sie besteht aus 79 Blättern starken Pergamentes, die auf die Größe 180:130 mm beschnitten und in Quaternionen, die ohne Reclamanten sind, gebunden sind. Auf jeder Seite stehen 20 Schriftreihen, die mit roten Linien liniert sind, in einer Kolonne angeordnet. Ringsum ist ein verhältnismäßig breiter Rand freigelassen, der stellenweise mit Verzierungen geschmückt ist.

Fol. 1—12 a trägt das Kalendar. In ihm sind nur die besonderen Feste mit roter Tinte geschrieben, alle übrigen Tage in schwarzer. Es weist seinen Heiligen nach in die Gegend von Rouen: Juni 13 Translatio St. Romani, Oktober 23 St. Romanus (rot). Auf Fol. 13 beginnt der Text mit dem Anfang des Johannes-Evangeliums: „In principio erat verbum et verbum erat apud deum et deus erat verbum“. Er endet auf Fol. 17: „Que vray confes puisse mouru. Amen“.

Daran schließen sich dann noch Familieneintragungen aus dem beginnenden 16. Jahrhundert bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Die älteste davon hat folgenden Wortlaut: „Le XIIIe jour de septembre mil cinq cens vingt huit . . . a finit . . . la marche“. Damit ist ein sicherer terminus ante gegeben. Ähnliche Familieneintragungen finden sich auch in dem Kalendar auf Fol.

¹⁸⁵⁾ Vielleicht ist die Handschrift unter dem Einfluß von Werkstattgenossen des Jakob Brelant entstanden, für dessen Werkstatt die Verbindung von französischen und holländischen Elementen bezeichnend ist, die wir ja auch dort feststellten (L. Kaemmerer, Nordniederländische Buchkunst und ostdeutsche Tafelmalerei im 15. Jh. im Jahrb. d. preuß. K. S. 40/41, S. 36 ff.).

4 a, 5 und 5 a. Die in diesen Eintragungen vorkommenden Adelsnamen weisen in die Gegend nordwestlich von Rouen ¹⁸⁶⁾.

Zwischen Fol. 71 a und 72 fehlen einige Seiten, da auf Fol. 72 oben unvermittelt mitten im Satz der Text französisch wird.

Die Schrift ist die gotische Minuskel, wie sie in französisch-flämischen Hs. der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts häufig vorkommt. Charakteristisch für sie ist, daß die einzelnen Buchstaben sehr individuell behandelt werden. Spätgotisches Stilgefühl äußert sich z. B. in den ausgezogenen Zacken am oberen und unteren Ende der einzelnen Stege, ein ähnliches Gefühl findet in der Überhöhung der Spitze im Eselsrücken seinen Ausdruck. Die Schrift unserer Hs. unterscheidet sich von der sonst in Hs. dieser Art üblichen durch die geringere Betonung des Kursivcharakters, die größere Dicke der Stege und durch die im Gegensatz zur sonst herrschenden Vertikale hier mehr in die Erscheinung tretende Horizontale.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Schrift unserer Hs. zeigt die des erwähnten Lütticher Gebetbuches Nr. 13 ¹⁸⁷⁾. Doch erstreckt sich diese nur auf die großen allgemeinen Züge. Die Schrift unserer Hs. ist sehr viel mehr im Sinne der Spätgotik gebrochen und gebogen. Dasselbe gilt von dem Verhältnis der Schrift der „Antiquités Judaïques“ des J. Fouquet zu unserer Schrift, ebenso von der des „Missel d'Autun“ ¹⁸⁸⁾, das vor 1483 entstanden ist.

Die Hs. ist geschmückt:

1. Mit Zierbuchstaben.
2. Mit Zeilenenden.
3. Mit Zierleisten.
4. Mit acht ganzseitigen Miniaturen, einer im Format 45 : 50 mm, einer innerhalb eines Initials.

Bei den Zierbuchstaben sind im wesentlichen zwei Typen zu unterscheiden:

1) Kleinere Initialen.

Der Buchstabenkörper ist immer in Gold, der Grund in Rot oder Blau gehalten. Diese Initialen sind nur ganz einfach mit kleinen Schnörkeln und Strichmustern verziert.

¹⁸⁶⁾ J. B. Fol. 4 a und 5: Clany, St. Vaste (= St. Vaast?), Cranille (= Grainville?).

¹⁸⁷⁾ Winkler a. a. O. S. 330. Vor 1450.

¹⁸⁸⁾ F. de Mély, Les primitives et leur signatures; les miniaturistes, 1913, Pl. XIV.

2) Größere Initialen.

Sie stehen auf goldenem Polster. Der Buchstabenkörper ist dunkel, schwärzlichbraun. Im Gegensatz zu 1) ist er hier schon in plastisch behandeltes Rollwerk aufgelöst, das nach innen und außen über den eigentlichen Körper hinausgeht. Es ist weißlich und mit blaugrauen Schattentönen modelliert. Das Buchstabeninnere wird meist durch naturalistisch behandelte Blätter und Blüten belebt. Auf diese Art 2) sind auch die K L im Kalender behandelt.

Die Zeilenenden sind sehr einfach gehalten. Kalligraphische goldene Strich-, Punkt- und Kreismuster auf blauem oder rotem Grunde.

Bei der Randornamentik, die nur einmal (Fol. 19a) getrennt von einer Miniatur erscheint, sind ebenfalls zwei Typen vorhanden:

Der Randschmuck setzt sich bei dem ersten Typ zusammen aus spätgotisch gerolltem, ziemlich breitlappigem Rankenwerk, zwischen das naturalistische Blüten, Blätter und Früchte (Trauben, Erdbeeren usw.) verteilt sind. Die Ranken sind abwechselnd blau und hellbraun, wobei diese Farben an derselben Ranke einmal oder auch mehrfach umspringen. Als Füllung sind dann zwischen Ranken und Blüten unzählige Punkte und kleine Kreise verwandt, die z. T. mit Gold gefüllt sind. Der französische Farbengeschmack klingt in dem im Verhältnis zu den abgeschwächten anderen Farben kräftig behandelten Blau und Rot durch, das sich deutlich von dem weißlichen Untergrund des Pergamentes abhebt. Französisches Formempfinden äußert sich in dem symmetrisch genauen ornamentalen Aufbau des Rahmenwerkes, das Ranken und Blüten immer deutlich trennt. Denn ganz im Gegensatz zu der niederländischen Auffassung sind hier Blüten und Früchte, also die naturalistischen Teile, von den abstrakteren Ranken dadurch getrennt, daß sie in planimetrischen Figuren z. B. Rechtecken, Vierpässen usw. zusammengefaßt sind. Die Gesamtheit des Rahmenschmuckes liegt innerhalb einer rechteckig herumgeführten Randleiste, die auf der Innenseite bedeutend schmaler wie auf den Außenseiten ist. Bei den Miniaturen umschließt das Rahmenwerk das Bild meistens auf drei Seiten derart, daß die obere Seite frei bleibt.

Diese Art des Rahmenwerkes kommt in französischen Hs. des ausgehenden 15. Jahrhunderts oft vor. Als Beispiel führen wir die Hs. 70 der Rossiana an (um 1480)¹⁹⁹⁾. Nur ist dort die Be-

¹⁹⁹⁾ Wichhoff & Dvorak a. a. O., Bd. V, S. 44 ff.

wegung noch nicht so stark, wie sie sich in der Einrollung des Rankenwerks unserer Hs. äußert. Außerdem sind dort die Ranken noch etwas zarter, noch nicht so breitlappig. Überhaupt klingt in dieser Hs. noch manchmal die elegante, zierliche, mehr ausstreuende Tendenz der Randornamentik vom Beginne des Jahrhunderts nach, des letzten Ausläufers des Dornblattwerks.

Die Form der Initialen unserer Hs., und zwar beider Typen, findet sich ähnlich in einem livre d'heures wieder, das Jean Bourdichon z. T. illuminiert hat¹⁴⁰).

Eine ähnliche Behandlung der K L im Kalender findet sich in dem Kalender der „Heures des Herzogs von Cumberland“¹⁴¹). Allerdings erscheint uns dort die Auflösung des Buchstabenkörpers noch weiter fortgeschritten.

Außerdem kommt noch eine zweite Art des Rahmenwerks (allerdings nur einmal auf Fol. 32) in unserer Hs. vor. Es besteht aus einem unverstandenen nachgeahmten Renaissance-Architektur-Aufbau. Auf einem Stylobat erheben sich links und rechts von dem Bilde je zwei gekuppelte korinthische Halbsäulen, die einen giebelähnlichen Aufbau tragen. Das Unverständene, Unorganische des Aufbaus kommt noch besonders darin zum Ausdruck, daß man einerseits die Symmetrie wahren wollte und deshalb unter das Stylobat dem Giebelaufbau entsprechende Glieder einschob, andererseits aber nicht bedachte, daß dadurch die Architekturillusion vollkommen zerstört wurde.

Auch diese zweite Art der Rahmengenbung ist in der französischen Illumination des ausgehenden 15. Jahrhunderts sehr beliebt, wenn sie auch nicht immer so mißverstanden wird wie hier. Ganz ähnlich, allerdings bedeutend weiter entwickelt, kommt dieser Rahmen in der Hs. 76 der Rossiana vor¹⁴²). In gewissem Sinne typisch ist diese Rahmengenbung für Jean Bourdichon. Bei ihm kommt sie, organisch gebildet und verstanden, häufig vor.

Die ganzseitigen Miniaturen stellen dar:

1. Fol. 13. Johannes auf Patmos. (Abb. 22).

(Größe 67:100 mm).

Inmitten einer hügeligen Parklandschaft mit versatzstückartig verteilten Bäumen kniet Johannes in blauem Untergewand und

¹⁴⁰) E. Male, „J. Bourdichon et son atelier“ in Gazette d. B. A., 1904, Tafel zwischen S. 442 und 443.

¹⁴¹) Mély a. a. O. Pl. XXII.

¹⁴²) Wichhoff und Dvorak a. a. O., Bd. V, S. 22, Fig. 64.

farminrotem Mantel, eine Krolle auf dem rechten Knie, auf der er schreibt. Von links kommt der Adler. Im Mittelgrund sieht man eine Stadt, während der Hintergrund durch zwei burgenbedeckte Hügel abgeschlossen wird, an deren wagrecht geteilten Abhängen da und dort Baumgruppen stehen. Vor dem rechten Burghügel sieht man eine größere Wasserfläche, anscheinend eine Meeresbucht. In der linken unteren Ecke des Bildes ist gleichfalls noch ein kleiner Wasserstreifen sichtbar. Von oben kommt ein goldener Strahl auf den Evangelisten herab¹⁴³).

2. Fol. 22. Mariä Verkündigung. (Abb. 23).

(Größe 160:125 mm).

Inmitten eines halb gotisch, halb renaissancemäßig gedachten Raumes, der von einem gotischen Baldachin in der Mitte überdeckt wird, kniet links Maria, mit betend gefalteten Händen, rechts der Engel. Maria trägt ein blaßrotes Untergewand und kobaltblauen Mantel. Der Engel trägt ein weißes und grünes Untergewand, farminrotes Obergewand und grüne Flügel. In der linken Hand hält er einen Lilienstab, die Rechte hebt er mit ausgestrecktem Zeigefinger empor. Zwischen dem Engel und Maria liegt auf einem hellgrün ausgeschlagenen Pult ein Buch.

3. Fol. 30. Heimsuchung. (Abb. 24). (Größe 71:100 mm).

Links steht Maria, rechts kniet Elisabeth in farminrotem Untergewand, etwas hellerem Mantel und weißem Kopf- und Halstuch. Links von Maria kniet ein Engel, mit farminrotem Gewand und ebensolchen Flügeln, mit gefalteten Händen. Im Mittelpunkt rechts liegt auf einem Hügel, der zum Vordergrund zu einem Felshang abfällt, ein Schloß. Links von ihm unten eine Stadt, und im Hintergrund die Burghügel mit der Wasserfläche. Von der Mitte oben kommt ein goldener Strahl auf die beiden Frauen herab.

4. Fol. 38. Geburt Christi. (Größe 70:100 mm).

Inmitten eines Stalles knien Maria und Joseph. Vor ihnen liegt auf einem Mantelzipfel Marias das nackte Kind. Maria faltet die Hände. Joseph, der ein farminrotes Gewand und blaues Schultertuch trägt, hebt die Hände erstaunt in die Höhe. Rechts knien Ochs und Esel. Durch die Türe durch erblickt man im Hintergrunde eine blaue Burghügel-Landschaft.

¹⁴³) Das Motiv des links im Vordergrund sichtbar werdenden Wasserflecks finden wir in ganz ähnlicher Weise gleichfalls bei Bourdichon auf der Johannesdarstellung eines livre d'heures (Gazette d. B. A., 1909, S. 193).

5. Fol. 45. Darstellung im Tempel. (Größe 70:100 mm).

In einem renaissancemäßig gedachten Raume hält links Maria das nackte Kind in einem weißen Tuch. Rechts steht Simeon mit gefalteten Händen in blauem Unter-, rotem Obergewand, eine Mitra auf dem Haupte. Zwischen Maria und ihm steht ein altarähnlicher Tisch, über dem ein roter Baldachin sich erhebt. Rechts hinter Simeon steht ein Diener in hellblauem Rock, grünem Schultertuch und blauer Mütze. Links hinter Maria steht eine Dienerin in rotem Gewand. Zwischen Maria und Simeon steht Joseph, der gleichfalls die Hände faltet.

6. Fol. 48a. Krönung Mariä. (Größe 70:100 mm).

Links kniet Maria. Rechts von ihr sitzt auf einem baldachinüberdeckten Throne Christus, in blauem Unter- und rotem Obergewand. Die Rechte ist mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger segnend erhoben, die Linke enthält einen goldenen Reichsapfel. Der Hintergrund ist zur Hälfte von einem karminroten Teppich abgeteilt, über dem oben ein blauer Sternhimmel zum Vorschein kommt. Von ihm herab schwebt ein Engel in weißem Gewand, der die Krone in den Händen hält.

7. Fol. 66a. Ausgießung des hl. Geistes. (Größe 70:100 mm).

Inmitten eines Renaissance-Raumes knien Maria und die Apostel. Am meisten links kniet Maria, diesmal als Matrone, mit über den Kopf gezogenem Mantel und weißem Halstuch, hinter ihr schließen sich die Apostel an. Von links oben kommt die Taube auf einem goldenen Strahl herab.

8. Fol. 69. Hiob und seine Freunde. (Größe 70:100 mm).

Der unbekleidete Hiob sitzt auf einem Misthaufen. Rechts von ihm kniet einer seiner Freunde. Hinter diesem stehen drei andere. Hinter Hiob sieht man ein von einem mächtigen Baume überragtes schloßähnliches Gebäude. Rechts von diesem, von Büschen umgeben, in den Wiesen eine größere Ansiedlung und im Hintergrunde ein Hügel mit einer Burg. Von oben kommt auf Hiob ein goldener Strahl herab.

Die Miniatur in kleinerem Formate (45:50 mm) stellt dar:

Den hl. Christophorus mit dem Kinde auf der Schulter. Christophorus trägt einen blauen Rock, der aber nur bis zur Mitte der Oberschenkel geht, und flatternden roten Mantel. Der Heilige steht bis zu den Knien im Wasser des Flusses, den er durchwatet. Er stützt sich mit beiden Händen auf einen Stab. Auf seiner linken

Schulter sitzt das Kind in einem hellroten Kittel. Im Hintergrund sieht man burgenbedeckte blaue Hügel.

Die Initialminiatur stellt innerhalb eines D den hl. Sebastian dar. Er steht nur mit einem Schamttuch bekleidet an einen Baum gebunden. Hinter ihm öffnet sich der Blick auf die übliche blaue Landschaft.

Die Farbenzusammenstellung unserer Miniatur ist einfach und beschränkt sich auf wenige Grundfarben, die z. T. nuanciert werden. Kobaltblau und alle Schattierungen von Karmin herrschen vor. Dazu kommen ein helles Grasgrün, ein helleres manchmal abgestuftes Braun, Grau und die Zwischenstufen zwischen beiden. Außerdem sehen wir noch ein ganz dunkles, fast schwarzes Grün beim Laubwerk. Da und dort wird auch einmal Weiß verwandt. Das Inkarnat ist bei Frauen und jungen Menschen sehr hell, fast weiß. Bei den älteren Männern ist es dunkeler, rötlicher. Die Modellierung erfolgt im Allgemeinen durch dunklere Töne der Lokalfarbe. Zum Aufsetzen der Lichter wird Gold verwandt, allerdings nur sparsam, wie überhaupt in dieser Handschrift.

Typisch für unsere Hs. ist das Vorherrschen der alten gebundenen Farbengebung. Vielleicht zeigt sich in der Tatsache, daß öfters in einer Miniatur bestimmte Farben, wenn auch in verschiedenen Nuancen vorherrschen, ein Versuch, einen gemeinsamen Farbton in das Bild hineinzubekommen.

Der Gesichtstyp unserer Figuren zeigt sehr starke Verwandtschaft mit dem J. Bourdichons. Wir finden bei der Maria dieselbe gerade Nase, dasselbe Gesichtsoval, dieselbe charakteristische Gesichtslinie im Dreiviertel-Profil, die an den Augen beginnend in einem nur leicht geschwungenen Bogen zum Kinn läuft, dieselben hochgeschwungenen Augenbrauen und dieselbe zierliche Mundbildung. Auch der zierliche Hals stimmt damit überein, ebenso die oft überhohe Stirn und auch die schmalen, langfingerigen Hände. Allerdings ist auf diesem letzten Gebiete der Vergleich hier schwerer durchzuführen, da hierin nicht die Stärke unseres Meisters lag.

Auch in den breiteren Formen der Männerköpfe zeigt sich Übereinstimmung mit den starken geraden Nasen und den buschigen Augenbrauen Bourdichons. Ebenso ist die Haarbehandlung ähnlich. Das Haar der Maria liegt eng am Kopfe an, und fällt dann in zarten, kleinen Wellen an der Schulter herunter. Bis in die Einzelheiten überein stimmt die Haar- und Bartbehandlung bei den Männern.

Der Akt des Hiob ist ziemlich unbeholfen dargestellt. Mit ganz primitiven Mitteln wird versucht, den abgekehrten Körper eines Greises zu geben. Der Brustkasten hebt sich von dem Leibe so ab, daß man meinen könnte, es sei ein Stück von dem letzteren herausgeschnitten. Typisch ist die Art wie in der Mitte des Brustkorbs durch runde übereinandergesetzte Pünktchen die einzelnen Rippen sichtbar werden.

Der Faltenwurf zeigt gewisse Anklänge an Fouquet, z. B. an die „Heures d' Etienne Chevalier“. Allerdings sind z. B. bei der knienden Figur der Maria die Kontraste zwischen den Vertikalfalten des Mantels, solange er am Körper niederhängt, und dem eckig gebrochenen Faltenemirr, sobald er sich am Boden staut, in unserer Hs. nicht mehr so stark wie bei Fouquet. Die graden Vertikalen beginnen bei uns sich bald in großen, stumpfen Knicken zu brechen, die dann allmählich in immer kleinere Knick übergehen. Ferner sind bei uns die Falten der auf dem Boden liegenden Gewandmassen großzügiger gebrochen wie bei Fouquet.

Das Motiv des knienden Engels bei der „Verkündigung“ in unserer Hs., dessen Obergewand an der Seite geschlitz ist, sodaß das Untergewand sichtbar wird, kommt gleichfalls auf einer Miniatur von J. Fouquet vor¹⁴⁴). Die ganze Anordnung dort zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der Komposition auf unserer Miniatur.

Der Hauptunterschied zwischen dem Faltenwurf auf unseren Miniaturen und dem Bourdichons liegt, abgesehen von der dort bedeutend komplizierteren Stilisierung, in einer stärkeren Plastizität. Bourdichon war ein Maler, der sehr stark mit den Kontrasten von Licht und Schatten arbeitete. Infolgedessen erscheinen auch die Faltenmassen seiner Gewänder durch die ausgiebige Verwendung dieser beiden Elemente sehr stark plastisch. Vielleicht war diese weichere, die Lokalfarbe weniger aufwühlende Gliederung, die wir in unserer Hs. finden, eine Eigentümlichkeit der Schule von Rouen überhaupt. Denn wir finden sie ähnlich in einer Hs. aus der Gegend von Rouen vom Jahre 1503, wenn auch dort z. T. schon der mehr kontrastierenden Richtung, wie sie Bourdichon vertritt, Konzessionen gemacht sind¹⁴⁵). Auf derselben Miniatur sehen wir auch das Motiv der hakenförmig umgebogenen Falten nachklingen, das bei der Gewanddarstellung unserer Hs. häufig verwandt wird.

¹⁴⁴) I. I. Marquet de Vasselot, Deux émaux de J. Fouquet (Gazette d. B. A., 1904, S. 143).

¹⁴⁵) Michel, A., Histoire de l'Art, Tafel IV, 2, S. 749).

Die innere, seelische Bewegung äußert sich nur, wie in den meisten Hs. dieser Art und Zeit, in sehr beschränkter Form, hauptsächlich in Handgesten und durch Niederknien. Die Hände sind meist entweder gefaltet, oder es werden erstaunt die Arme ausgebreitet. In den Gesichtszügen werden blos die einzelnen Typen charakterisiert, und auch die nur in großen Zügen. Jedes Sichtbarwerden des augenblicklichen Vorganges fehlt. Charakteristisch für das eigentliche Wollen dieser Kunst ist der schon erwähnte Hiob. Trotzdem er sich in einer äußerst primitiven Lage befindet, sind Haare und Bart wohl gepflegt und genau nach demselben Schema dargestellt, wie der Bart und das Haar z. B. des Simeon oder seiner (Hiobs) wohlgekleideten Freunde ¹⁴⁶⁾.

Das mittelalterliche Empfinden, das, anstatt sich indirekt, wie es modernem Empfinden entspricht, durch Sichtbarmachung des Effekts einer sinnlich nicht faßbaren Ursache, lieber diese Ursache selbst in einem sinnlichen Symbol gibt, äußert sich in der häufigen Verwendung der erwähnten vom Himmel sich ergießenden goldenen Strahlen.

Die Raumbehandlung erinnert wieder sehr stark an Bourdichon, wenn auch dort die Mischung von gotischen und Renaissance-Architekturteilen überwunden ist, die bei uns doch mehrfach vorkommt. Wir finden die gleichen durch Pilaster gegliederten Mauern, an denen oben ein Majuskelfries hinläuft, ebenso wie das Fliesenmuster am Boden. Die für Bourdichon charakteristische stärkere Betonung des Malerischen tritt auch in der Perspektive hervor. Bourdichon arbeitet bei Innenräumen mit malerischer Perspektive, durch besondere Licht- und Schattenwirkungen. Deshalb kann er auch auf Ecken verzichten und verwendet sehr gerne halbrunde Räume. Bei uns dagegen haben die Innenräume alle Ecken und es wird im Wesentlichen mit linearer Perspektive gearbeitet.

In der Landschaft sind durch verschiedene Farbtöne die drei Gründe unterschieden. Der Vordergrund ist am kräftigsten unterstrichen und die Farben sind dort am vollsten. Das Laubwerk ist fast schwarzgrün, die Lichter sind etwas heller und durch Gold gehöhht. Bei dem Laubwerk sind überall dunkle Schlagschatten angegeben. Diese Funktion kommt auch wohl den öfters unterhalb der Büsche herlaufenden schwarzen Horizontalstrichen zu, die wohl noch verstärkt werden sollten, sodaß kein Zwischenraum zwischen dem

¹⁴⁶⁾ Wie anders hätte ein gleichzeitiger Niederländer diese Szene dargestellt!

Laubwerk und ihnen mehr übrig bleibt, wie es auch an anderen Stellen geschehen ist. Der Grasboden wird ganz ohne Einzelheiten lediglich durch parallele Vertikalstriche, die lang durchgezogen sind, gegeben. Ähnlich primitiv werden Felsenhänge nur durch übereinanderlaufende Wellenlinien angedeutet. Eine Angabe der Wasserpiegelung fehlt vollkommen. Im Mittelgrund nimmt die ganze Landschaft schon einen bläulichen Ton an, aber die Lokalfarbe bricht meistens doch noch durch. Nur das Laubwerk der kugelförmigen Büsche ist ganz blau gehalten, ebenso ihre Schlagschatten. Die Dächer sind dort weiß aufgesetzt.

Dieser blaue Ton wird dann im Hintergrunde ganz einheitlich durchgeführt. Das ist ein typisches Kennzeichen der französischen Schulen des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Am Himmel ist dann auch die Luftperspektive vollkommen durchgeführt derart, daß er, je mehr er sich dem Horizont nähert, desto heller wird.

Die einzelnen landschaftlichen Elemente sind die in Frankreich zu dieser Zeit typischen. Schon bei Fouquet kommen die burgenbedeckten Hügel und die Städte an ihrem Fuße vor, ebenso bei Bourdichon und allen anderen Miniaturen der Zeit. Dasselbe gilt auch von den im Hintergrunde einspringenden Wasserflächen.

Wenn wir die Gesamtanlage der Komposition betrachten, so fällt uns die zahlreiche Verwendung der Diagonalen zur Raumvertiefung auf, mag das durch einen diagonal nach hinten gerichteten Altar wie auf der „Darstellung“ (Fol. 45) oder durch diagonal komponierte Figuren geschehen. Oft treffen beide Arten zusammen wie auf der „Geburt“ (Fol. 38). Dort geht der Blick links von Maria über Joseph in die Landschaft, die rechts im Hintergrunde sichtbar wird. Diese Blickrichtung wird noch durch die parallel zu dieser laufende Diagonale der beiden Tiere verstärkt.

An die Stelle dieser Komposition tritt auch manchmal eine rein zentrale Komposition wie auf den Bildern des „Christoph“ und „Sebastian“. Daß der Mittelpunkt des Bildes für die Gesamtanlage überhaupt eine gewisse Rolle spielt, dafür spricht vielleicht die Tatsache, daß er fast immer in einem Punkte liegt, der durch die Zeichnung betont wird, sodaß er also immer durch eine Linie geschnitten wird. Stellenweise bricht auch die Horizontal- und Vertikalachse durch.

Diese beiden Arten der Komposition, die zentrale, in einer Ebene liegende, und die diagonale finden wir nun ebenso bei Bourdichon wieder, ohne daß sie aber für ihn charakteristisch wären. Denn

sie kommen zahlreich in allen französischen und flämischen Hs. der Zeit vor. Das im Grunde nach möglichster Übersichtlichkeit strebende Wollen unseres Miniators äußert sich auch darin, daß er Überschneidungen nur in möglichst geringem Maße anwendet, aber wenn er es tut, auf jede Weise die Klarheit der Komposition zu wahren sucht.

Wir haben in unserer Hs. starke Einflüsse Bourdichons und in schwächerem Maße auch hier und da solche J. Fouquets festgestellt, ohne daß es uns aber gelungen wäre, unveränderte Übernahmen von einem der beiden festzustellen. Die Einwirkungen beschränken sich lediglich auf den Grad, den sehr viele französische Hs. vom Ausgange des 15. Jahrhunderts zeigen. Denn Bourdichon und die Schule von Tours beherrschten um diese Zeit die französische Malerei.

Durch die Kalenderuntersuchung, die in gewisser Weise vielleicht durch die erwähnten Familieneinträge gestützt wird, haben wir Rouen als den mutmaßlichen Entstehungsort unseres Livre d'Heures bestimmen können. Auf Grund der Stilkritik glauben wir es als ein stark handwerkliches Erzeugnis der beginnenden 1490er Jahre bezeichnen zu können. Vielleicht kann man es in Verbindung bringen mit der durch Kardinal Georges d'Amboise, den Minister Ludwigs XII., unterstützten, besonders um die Jahrhundertwende blühenden Miniatorenschule von Rouen¹⁴⁷⁾.

Anhang.

Im Besitze der gräflichen Bibliothek in Laubach (Oberhessen) befinden sich außer den beschriebenen an Ort und Stelle noch folgende Miniaturen, die gleichfalls alle aus dem Besitze der ehemaligen Urnsburger Klosterbibliothek stammen:

1. Liber Psalmorum.

Diese Hs. besteht in der Hauptsache aus Pergamentblättern, die wohl der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstammen. Am Anfang und Schluß sind eine Anzahl Papierblätter (wahrscheinlich am Anfang des 16. Jahrhunderts) eingehesftet. Das erste dieser Papierblätter trägt eine künstlerisch ganz unbedeutende Miniatur in einem B, die den harfeschlagenden König David darstellt. Sie stammt wohl auch aus dem beginnenden 16. Jahrhundert. Die Initialen dieser Papierblätter zeigen Anklänge an den niederländisch-französischen Stil dieser Zeit.

¹⁴⁷⁾ Michel, Histoire de l'Art, Tafel IV, 2, S. 748.

2. Fragment einer Reimbibel.

Es sind 2 Pergamentblätter, von denen das eine eine unkoloreierte Zeichnung aus dem Ende des 14. Jahrhunderts trägt, die laut der Beischrift „Zacharias und den Engel“ darstellt.

3. Barlaam.

Die Hs. ist bereits philologisch behandelt in der Marburger Dissertation von Adolf Perdisch „Der Laubacher Barlaam“, 1903. Dort ist sie auch bibliographisch beschrieben. Die Hs. trägt am Anfang eine kolorierte Zeichnung des Barlaam, der als König gegeben ist, mit einem Buche in der Hand. Diese Zeichnung stammt dem Stile nach aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Sie wird wohl gleichzeitig mit der Schrift angefertigt sein, die durch einen Eintrag am Schluß auf 1392 datiert wird. An der gleichen Stelle nennt der Schreiber seinen Namen. Es ist der Kleriker Gerlach von Wehlar.



Das Collegium musicum zu Schotten.

(Aus der Geschichte der Schottener Kirchenmusik.)

Von Karl Dotter.

„Verachtet mir die Meister nicht!“ (R. Wagner).

I. Praeludium.

„Die Musica ist eine wunderliche Kreatur und Gabe Gottes. Sie ist die aller schönste Kunst in der ganzen Welt; denn alle andern Künste, sie seien so herrlich als sie immer wollen, so hören sie mit diesem Leben auf, aber die Sing- und Spielkunst wird auch in dem ewigen Leben getrieben.“

So urteilt der hessische Geschichtsschreiber Johann Justus Winkelmann 1649 in seinen „Einfältigen Bedenken“, und der Schottener Metropolitan M. Karl Salomo Limpert schreibt im Jahre 1758 folgendes:

„Die liebe Musica, welche ihrem Gebrauch nach eingeteilt wird in: factum, profanum und medicinale ist allerdings aller Hochachtung und Liebe würdig. Die Tiere selbst werden durch sie begünstiget. Der Unmensch Nero hatte sie so lieb, daß er sich hat sehen lassen in der Gestalt eines Harfenschlägers. Um der bewegenden Kraft willen, die die Musik hat, hat man vor alters gepflogen, die

Quellen: Die Schottener Schulakten des hessischen Ministeriums des Innern, betr. die Kirchenmusik und das Organistenamt zu Schotten. — Die Schottener Schul- und Pfarrakten des Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt. — Die Schul- und Kirchenakten des hessischen Oberkonsistoriums. — Die Notenbibliothek des Schottener Kirchenarchivs. — W. Diehl, Schulordnungen Band I. u. II. — Zeitschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, darin: W. Diehl, Zur Geschichte des Gottesdienstes und der gottesdienstlichen Handlungen, W. Diehl, Aus der Geschichte der Chori musici. — Archiv für hessische Geschichte, Band I u. V. und N. F. IV. 2: G. Rausch, Aus den Akten der Stadt Schotten im 17. Jahrhundert. — Rückblick auf die Vergangenheit der Stadt Schotten, 1884. — Lehr, Randzeichnungen aus der Geschichte von Schotten, 1851. — Diehl, Stipendiatenbuch der Hessen-Darmstädtischen Universitäten Gießen und Marburg für die Zeit von 1605 bis 1774. — Diehl, Stipendiatenbuch der Universität Marburg für die Zeit von 1564—1624. — Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, I. Band, 1. Heft. — Archiv für Musikwissenschaft 1921, Heft 3: Karl Schmidt, Beiträge zur Kenntnis des Kantatenkomponisten Liebhold.

Gesetze abzusingen. Im Königreich Neapel weiß man, daß durch die Musik diejenigen beim Leben erhalten werden, die von denen giftigen Spinnen, welche man Tarantulus nennt, gestochen werden und in Lebensgefahr sind. Aus der eigenen Empfindung kann ein jeder wissen, daß die Musik Freude, Sanftmütigkeit und auch Wohl- andacht erwecken und einen kleinen Vorgeschmack vom ewigen Leben geben kann.“

Diese beiden schlichten, kindlich naiven Aussprüche zeigen so recht, welch hohe Bedeutung man der edlen Tonkunst, insbesondere der musica sacra, in früheren Jahrhunderten beimaß. Die protestantische Kirchenmusik stand in jenen Zeiten selbst an kleineren Plätzen auf einer Höhe, an die wir heute kaum noch heranreichen. In jener sangesfrohen, musikkreudigen Vergangenheit hatten selbst die kleinsten Landstädtchen ihren Chorus musicus, der bei den allsonntäglichen gottesdienstlichen Handlungen in Tätigkeit trat. Auf die Ausbildung der Schüler im Gesang wurde an den Lateinschulen der allergrößte Wert gelegt. Primavistagesang und Generalbaßspiel waren selbstverständliche Forderungen der Zeit. In unserer Gegenwart mit ihrem scheinbar so hochentwickelten Männergesang müssen wir beschämt gestehen, daß unsere jetzige Generation jenen Geschlechtern nicht im entferntesten das Wasser zu reichen vermag. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, daß unsres Herrgotts allerbesten, liebsten Musikant Johann Sebastian Bach seine unergleichlich hohen, gewaltigen Tonschöpfungen mit so bescheidenen Mitteln den Zeitgenossen zu Gehör gebracht hätte!

II. Concerto grosso.

Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Entstehungsgeschichte der protestantischen Kirchenmusiken. Bereits in der vorreformatorischen Zeit gab es sogen. „cantores“ oder Vorsänger, welche die Aufgabe hatten, die kirchlichen Gesänge anzustimmen und zu führen. Der ausführende Gesangskörper im Gottesdienste war aber der mit priesterlichem Charakter ausgestattete Chor. Auch der Gemeinde stand an vielen Orten das Recht zu, im Gottesdienste mitsingen zu dürfen. Man kannte auch hier und da die Einrichtung der sogenannten „Kantoreien“, doch erstreckte sich die Pflege der Kirchenmusik vorzugsweise auf die Höfe der geistlichen und weltlichen Fürsten, sowie die Klöster und großen Städte. Mit der Einführung der Reformation aber wurde dem Gemeindegesang, wie der Kirchenmusik überhaupt, ein wichtiger Platz im Gottesdienst angewie-

jen. Friedrich der Weise, Luthers Freund und Beschützer, hatte seine eigene Kapelle, die dem musikliebenden Reformator zu kirchlichen Dienstleistungen zur Verfügung stand. Auch Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen hatte seine Kantorei, eine Art Hauskapelle, an deren Spitze der Hofkomponist Johann Heugel stand. Bei seinem Eintritt bestand die Casseler „Sengerei“ aus 5 erwachsenen Personen und 4 Knaben; dazu kamen noch die 8 besser bezahlten Trompeter und ein Trommler mit seinem Lehrbuben. 1547 finden wir 10 Sänger im landgräflichen Dienste; später erscheinen einmal 6 Sängerknaben, und nach den unglücklichen Kriegen mit dem Kaiser gar nur 4, zu denen wenige Jahre vor seinem Tode noch 7 erwachsene Sänger hinzutraten ¹⁾).

Friedrichs des Weisen Nachfolger, Johann der Beständige, löste im Jahre 1530, trotz Luthers Protest, die Lorgauer Hofmusik auf. Da traten etliche musikliebenden und musikfundigen Bürger zusammen und gründeten die „erste Lorgauer Cantoreigesellschaft“, die sich zur Aufgabe machte, „freiwillig und unentgeltlich“ unter der Leitung des wackeren „Urkantors“ der protestantischen Kirche, Johannes Walthers, die kirchlichen Gesänge einzüben. Ihrem Beispiel folgten bald die übrigen protestantischen Städte Deutschlands, und es entstanden allenthalben sogen. „Chori musici“. Wir finden in späterer Zeit selbst an kleinen Orten, denen immerhin eine gewisse Bedeutung zukam, solche Institute; in Oberhessen: in Gießen, Friedberg, Alsfeld, Grünberg, Nidda, Allendorf, Schotten und anderen Orten. Meist entstanden dieselben gleichzeitig mit den neugegründeten Lateinschulen, und einer der Praeceptores übernahm die Leitung des Chorus musicus.

Über die Gründung der Schottener Lateinschule und die Entstehung des dortigen Collegiums musicum sind uns keine Nachrichten überliefert. Daß aber Schotten bereits im Mittelalter eine sanges- und auch tanzfreudige Bevölkerung gehabt hat, geht aus alten Urkunden hervor. Ein Ablassbrief vom Jahre 1330 verspricht u. a. auch demjenigen Sündenerlass, „der etwas für die Sänger der Kirche schenkt, vermachet oder besorgt.“ 1458 entschied das Ordinariat zu Mainz, daß alles Sonntagstanzen während des Gottesdienstes zu unterbleiben habe.

Im Jahre 1527 wurde die Reformation zu Schotten eingeführt. Der letzte katholische Geistliche hieß angeblich Frosch; ihm

¹⁾ Vgl. Wilibald Nagel, Der Hofkomponist Johann Heugel, in der Festschrift „Philipp der Großmütige“, Marburg 1904, S. 353—390.

folgte der erste protestantische Pfarrer Johannes Heil. Über die ersten Jahrzehnte des jungen kirchlichen Lebens sind uns keine Nachrichten erhalten. Erst im Jahre 1570 wird uns berichtet, daß die alte Orgel in Fulda gemacht worden sei. Auch erscheint von 1568 ab ein Organist zu Schotten, mit Namen Cleßgen. Von dem Schottener Gottesdienst heißt es in einem Bericht aus dem Jahre 1602: „Diesen hat Gott reichlich gesegnet!“

Die Entstehungsgeschichte der Schottener Lateinschule liegt im Dunkeln. Erst vom Jahre 1565 ab erscheint ein Oberschulmeister daselbst, Johannes Tulichius von Schotten. 1570 begegnet uns Laurentius Briccius an der Schule. Ihm folgte anscheinend Sigmund Tulichius, der Bruder des Erstgenannten. Zur Zeit, da Tobias Arcularius den Oberschuldienst versah (1585, Nov. 28. — 1588), erfolgte die Gründung einer zweiten Schulstelle (1587). Der Inhaber derselben, Johannes Strauch, war zugleich auch Organist. Der Glöcknerdienst aber lag in einer anderen Hand.

Um jene Zeit mag auch die Schottener Kirchenmusik ihren Anfang genommen haben. Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts entwickelt sich dieselbe zu einer gewissen Blüte. Wir sehen dies aus den zahlreichen Berichten über Notenananschaffungen, Spenden an einheimische und fremde Künstler, Verehrungen aller Art usw.

Fremde Musikanten und „Komponisten“ wurden zur Unterstützung der Kirchenmusik herangezogen. 1608 erscheinen auswärtige Hilfskräfte. Die Raubacher Spielleute treten 1612/13 und 1619 in Schotten auf; 1610 wirken die von Schütz mit, und 1610 finden wir Musikanten aus Weimar in Schotten, denen für ihre Hilfe eine Belohnung gereicht wird. Prüfen wir diese fremden Musikanten auf ihre Herkunft, so finden wir, daß sie aus Orten stammen, an denen sich eine fürstliche oder eine gräfliche Hofhaltung befand. Aber auch die einheimischen Musikanten dürfen wir nicht vergessen. 1608—10 werden mehrfach Spenden an die Schottener Musici erwähnt. Umfangreiche Notenananschaffungen werden uns aus den Jahren 1617, 21—24, 27 und 1629 berichtet. Die Schüler, welche unter Leitung ihrer Schulmeister das neue Jahr „ansingen“, erhalten Geschenke aus öffentlichen Mitteln (1603, 1605, 1607 und 1617)¹⁾. Um diese Zeit, im Jahre 1614, wurde auch eine neue Orgel

¹⁾ Georg Rausch, Aus den Akten der Stadt Schotten im 17. Jahrhundert, Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. N. F. IV, Darmstadt 1906, S. 197 f.

an den Meister Johannes Groeck (Grawrock) aus Frankfurt vergeben. Das „Klavier an der Orgel“ wurde im folgenden Jahre eingerichtet, und der neue Organist, der Stadtschreiber Max Rudrauff, ließ sich von seinem Kollegen in Laubach prüfen. Zugleich unternahm er eine Reise, um sich im Orgelschlagen zu vervollkommen. Die alte Orgel wurde 1620 nach Gebern verkauft. Die Schottener scheinen mit dieser neuen Orgel kein großes Glück gehabt zu haben, denn im Jahre 1667 mußte bereits wieder ein neues Werk gebaut werden.

Der Organistendienst lag von dem Gründungsjahr der 2. Schulstelle an, mit Ausnahme der Zeit von 1615—1626, wo ihn der Stadtschreiber versah, stets in den Händen des Unterschulmeisters. Daneben erscheint 1625—27 ein besonderer Kantor, Spamer mit Namen, und von 1629—1631 Johannes Eckhardt, der Unterschulmeister. Die Stadt gab den Musikanten 1635 7 fl. 6 torn. zu ihrer „Ergeßlichkeit“, und die Schüler erhielten auf Neujahr 3 fl. 8 torn. 16 Pf. Der neue Organist und Schulmeister Dietrich Hülischer empfing bei seiner Annahme 8 Maß Wein. Während der Kriegszeit, von 1641—1653 war der Oberschuldienst verwaist, und Adam Bott von Schotten versah den Orgel- und Schuldienst allein.

Die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts so blühende Schottener Kirchenmusik geriet in den 70er Jahren in Verfall, und so sah man sich denn genötigt, die Eltern der Schüler zur besseren Unterstützung derselben aufzufordern. Die Orgel wurde zugleich 1684 einer gründlichen Reparatur durch den Meister Anton Meier aus Darmstadt unterzogen. Das Jahr 1690 ist das eigentliche Erneuerungsjahr der Schottener Kirchenmusik.

Am 31. März dieses Jahres wurde zwischen den beiden Schottener Geistlichen, dem Pfarrer und Metropolitan M. Johann Heinrich Kozler, dem Diaconus Johann Adam Sell und den Kirchenmusikanten ein neuer Vertrag abgeschlossen. Er brachte ihnen die sogenannte „Personalfreiheit“, d. h. die Befreiung von den üblichen bürgerlichen Wachtverpflichtungen und die Entbindung von der Teilnahme beim sogen. „Auszug“. Diese seither bestehenden Pflichten hielten die Musikanten häufig von der Betätigung im Gottesdienste ab. Die Zahl der wirklichen Kirchenmusikanten wurde auf 6 festgesetzt. Diese neue Musikantenordnung fand auch die Bestätigung seitens der weltlichen Behörde.

Die Organisation der Kirchenmusik war ziemlich die

gleiche wie an allen anderen Orten ¹⁾. Das Collegium bestand aus 6 Mitgliedern. Musikliebende Bürger und Bürger söhne vereinigten sich mit den Praeceptores an der Lateinschule zur Übung und Pflege der geistlichen Musik. Der Unterschulmeister oder Konrektor war Dirigent der Kirchenmusik, Director musices. Auch hatte er als Organist bei der sonntäglichen Musik den Generalbaß zu schlagen. Darunter verstand man die schwierige Kunst, auf Grund eines bezifferten Orgelbasses und der Melodie das übrige harmonische Stimmengewebe zu ergänzen. Rektor und Konrektor waren in der Regel Theologen. Neben denselben erscheint im 18. Jahrhundert noch ein besonderer Kantor, der dann auch die Führung der Kirchenmusik übernimmt. Sie war den theologisch gebildeten Schulmeistern vielfach eine Last, und mancher von ihnen suchte sie auf andere Schültern abzuwälzen.

Die Mitglieder des Kollegiums hatten die Aufgabe, die Kirchenmusik instrumentaliter oder vocaliter zu pflegen. Hierzu bedurften sie häufig der Unterstützung durch einheimische oder fremde Musiker. Das in der Kirchenbibliothek zu Schotten vorhandene reiche Notenmaterial läßt uns einen genauen Einblick tun, welcher Art der musikalisch gebotene Stoff gewesen ist, und welche Instrumente im Gottesdienst gebraucht wurden. Am 8. Oktober 1908 unterzog ich das Schottener Notenmaterial einer genauen Durchsicht. Es fanden sich vor: achtstimmige Gesänge mit Orgelbegleitung von Bodenschatz (1621), Stücke von Vulpinus (1617), vierstimmige Gesänge mit Continuum von Jsaak Poschius (1623), Kompositionen von Donfridus (1624), und Wallisser (1627), die Cithara Lutheri (1629), Sammerschmidts Gesänge (1655), mehrere Jahrgänge von Georg Philipp Telemann (1681—1767), Werke von J. P. Kellner (1705 bis um 1785), Karl Otto Eberhardt (1711—1757), Liebhold, Krebs, Benda, Schlosser und Vieler ²⁾. Besonders der feinen persönlichen

¹⁾ Vgl. Karl Schmidt, Beiträge zur Kenntnis des musikalischen Lebens in der ehemaligen Reichsstadt Friedberg i. d. W. Festgabe zum 50jährigen Bestehen des Musikvereins in Friedberg. Leipzig 1918. — H. Müller, Zur Geschichte der Kirchenmusik an der Stadtkirche zu Friedberg. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Chorschule. Friedberg 1907. — H. Müller, Trauerfeier aus Anlaß des Todes Kaiser Josephs II. am Sonntag Palmarum 1790 in der Stadtkirche zu Friedberg. Friedberger Geschichtsblätter. — Karl Dotter, Das Collegium musicum zu Alsfeld, (Geschichte der Alsfelder Kirchenmusik). Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins der Stadt Alsfeld. I. Reihe Nr. 11. Alsfeld 1907.

²⁾ G. Benda (1722—1795), Kantate Dom. II post Trinitatis für 2 Violinen, Viola, Violoncello, Organo, Canto, Alto, Tenor, Basso. — Johann Chri-

Verhältnissen nach völlig unbekannte Komponist Liebhold, ein Vertreter der kleineren Kirchenkantate aus der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, ist in Schotten überreich vertreten. Seine Musik scheint sich damals besonderer Beliebtheit erfreut zu haben, denn auch anderwärts finden sich Arbeiten von ihm, in Miskfeld, Friedberg, Mückeln in Sachsen, Danzig, Berlin, Brüssel usw. Im Herbst 1920 untersuchte Herr Professor Karl Schmidt-Friedberg (Hessen) unter meiner Beihilfe den Notenbestand in Schotten. Dabei wurden zwei vollständige Jahrgänge Kirchenkantaten von Liebhold mit 116 Kantaten festgestellt¹⁾.

An Instrumenten für den kirchlichen Gebrauch wurden aus den vorhandenen Partituren festgestellt: Violinen, Violen, Fäße, Oboen, Flöten, Fagotti, Corni de chasse, Clarini (Trompeten), Basson, Tympani (Pauken) u. a. m.

Bei Vokalmusiken sangen die Mitglieder des Collegiums die Männerstimmen, Tenor und Baß. Die Oberstimmen, Alt und Sopran, wurden von den „Discantistenknaben“, stimmbegabten Lateinschülern, ausgeführt. 1612 wird uns berichtet, daß auch Knaben von Laubach zur gottesdienstlichen Musik herangezogen wurden, und 1613 enthält die Rechnung ebenfalls einen Ausgabeposten für 4 Discantisti aus Laubach.

Wer Mitglied des Collegiums sein wollte, mußte vor seiner Annahme geprüft werden. Eine eigentliche Bezahlung bekamen die Musici nicht, doch gab man ihnen alljährlich aus kirchlichen Mitteln oder aus der Stadtkasse eine bestimmte, öfters wechselnde Summe Geldes, den sogenannten „Singwein“. Auch bekamen sie in der Regel eine besondere Vergütung für die Lichter und Heizung bei der Musik. Ein alter eiserner Kropfen zum Kohlfeuer im Winter findet sich unter dem Inventar des Collegiums. Der Singwein wurde alljährlich auf einen bestimmten Tag im Wirtshause von den Mitgliedern „verzehrt“.

Noten und Instrumente wurden aus der „Musikantenbüchse“ bezahlt. Diese ging jeden Sonntag auf der Orgelbühne unter den dortigen Besuchern herum. Dem Kirchendiener war es

Stoph Bieler, landgräflich hessischer Kapellmeister (um 1762—68), Kantate Domin. post Trinitatis 19, für 2 Violinen, Viola da braccia, Violoncello, Oboe con Organo, C. A. T. B. — Schloffer, Kantate „Will dein Herz den Felsen gleichen?“ à 10 vocibus.

¹⁾ Karl Schmidt, Beiträge zur Kenntnis des Kantatenkomponisten Liebhold, Archiv für Musikwissenschaft 1921, Heft 3. S. 255—269.

unterjagt, auf der Orgelmpore mit dem allgemeinen Klingelbeutel zu sammeln. Aus den Geldern wurden auch andere Utensilien angeschafft, ein Schrank zur Aufbewahrung der Musikalien, die Notenpulte, Choralbücher, eine Tafel zum Aufstecken der Gesänge u. a. m. Häufig kam es auch vor, daß den Musikanten von edlen Gönnern und Freunden der Kirchenmusik Noten und Instrumente geschenkt wurden. Der Kirchenkasten, Beamte und abziehende Geistliche finden sich unter den Stiftern.

Bei Hochzeiten und Trauerfällen trat das Collegium mit seiner Musik ebenfalls in Aktion. Wenn es mit seinen „Leichenarien“ aufwartete, erhielt es dafür eine besondere Gratifikation.

Ein mindestens zweimaliges wöchentliches Üben wurde den Musikanten 1690 zur Pflicht gemacht, doch wurde es damit von ihnen nicht so genau genommen, und es gab Zeiten, wo die Musica sacra zu Schotten einen bedenklichen Tiefstand erreichte.

Blüte und Niedergang der Schottener Kirchenmusik hingen aufs engste mit den Verhältnissen an der dortigen Lateinschule zusammen. Wie wir bereits sahen, befand sich das Collegium musicum in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf einer ziemlich bedeutenden Höhe. Jedenfalls wurde die edle Musica eifrig und ernsthaft gepflegt. Dies wurde aber anders im Laufe des langen unseligen dreißigjährigen Krieges. In den Jahren um 1630 trat ein großes Mitardando ein. Der Rektor Heinrich Waßmuth, heißt es, war ein dem Trunke sehr ergebenen Mensch, und der Praeceptor secundus M. Johannes Eckhardt sei zänkisch und ein störrischer Kopf. Er habe bei der Jugend keinen Respekt und könne auch keinen Frieden mit dem 1. Praeceptor halten. Beiden wurde nachgesagt, sie hätten sich in der Kirche und vor derselben gelästert und geschimpft. Im Jahre 1631 trat in diesem Verhältnis ein Wandel ein. Johannes Eckhardt wurde entlassen, und Heinrich Waßmuth, der Rektor, wurde zum Unterschuldienst degradiert. Ein neuer Rektor, Johann Georg Pfister, trat an seine Stelle. Zugleich mußte Waßmuth den Orgeldienst und damit auch die Direktion der Musik übernehmen. Damit wurde aber an den kirchenmusikalischen Verhältnissen nicht viel geändert. Nach seinem Weggang 1635 besserte sich die Lage. Der neuangenommene Konrektor Dietrich Hülscher und seine Nachfolger nahmen sich nach dieser Fermate der heruntergekommenen Kirchenmusik wieder an, und besonders der Unterschulmeister Adam Bott aus Schotten, der von 1640—54 die beiden Schulstellen und den Organistendienst allein versah, hielt die Musica noch einiger-

maßen über Wasser. Ihm folgte 1659 der Konrektor Johann Kilian Blum, während dessen 32 jähriger Tätigkeit sich das Collegium musicum nicht recht erholen konnte. Da die Musik etwas „nachlässig und schläfrig geschienen“, kam es 1690, im letzten Amtsjahre Blums, zu einer Neugestaltung, deren Ergebnis die oben erwähnte Musikanntenordnung vom 31. März war ¹⁾.

Wir wollen annehmen, daß die Lage sich unter der langen Amtstätigkeit des nachfolgenden Konrektors Christoph Gabriel Triebert gebessert hat. Als er 1724 altersschwach geworden war, trat eine Veränderung bei den Schottener Schulstellen ein. Der seitherige Rektor Hieronimus Kepp von Schotten wurde Diaconus zu Grünberg, und an seine Stelle trat am 9. März 1724 Johann Ludwig Raab, ein „alter gravitätischer Mensch, welcher eine gute Erfahrung in Schulsachen sich erworben“. Das Konrektorat übernahm Trieberts Schwiegersohn Johann Philipp Klug von Lich, dem ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt wurde. Es heißt darin: „Gemeiner Klug hat sich nicht nur jederzeit fromm, fleißig und stille aufgeführt, sondern auch besonders sich auf die Musique applicieret, welche bei dergleichen Bedienung, vornehmlich aber in Schotten, wofelbst zwei Orgeln ²⁾ sich befinden, eines von denen vornehmsten requisitis ist.“ Bedenken hatte man gegen ihn, weil er „kein Landeskind“ war, aber schließlich wurde er doch dem anderen Bewerber Andreas Rodaug von Sellnrod vorgezogen, „sowohl seiner Studien als auch Capacité in der Musik“ wegen. Er war seinem Gegner „in der Musik, welche man bei diesem officio hauptsächlich zu tractieren hat“, überlegen.

Unter Klugs verständnisvoller Leitung nahm das Collegium musicum wieder einen Aufschwung. Er sorgte auch für Notenschaffungen.

Seine Nachfolger Johann Adam Orth von Schotten und Lorenz Schnabel führten ebenfalls die Kirchenmusik, dagegen war der Konrektor Joh. Gottl. Christoph Meher aus Schotten, der Sohn des fürstlichen Amtsverweisers, hierzu nicht im Stande. Da er „ein in musicis ungeübtes subjectum“ war, fürchtete man, im Falle seiner Annahme möchten der Gemeinde neue Lasten entstehen. Man verpflichtete ihn deshalb, daß er „an seinerstatt einen tüchtigen substitutum zum Orgelschlagen usw.“ unterhalten müsse. An seine

¹⁾ Beilage I.

²⁾ 1667 war eine neue Orgel erbaut worden. 1783 wurde wiederum eine solche errichtet.

Stelle trat als Direktor musices der Kantor Johann Tobias Raab, der später Pfarrer in Breungeshain wurde. Mit dieser Durchbrechung des Prinzips beginnt der eigentliche Verfall der Kirchenmusik. Kantor Raab, bei welchem der Gesang, dieses „Substantialstück eines Kantors“, in guten Händen lag, widmete sich zwar der Musik mit Eifer, und nach seinem Weggang traten auch noch einmal tüchtige Männer an seinen Posten, aber trotzdem war der Niedergang nicht mehr aufzuhalten.

An Meyers Stelle trat der Laubacher Konrektor Johann Heinrich Götz aus Mtsfeld. Er war ein Sohn des Mtsfelder Praeceptor tertius und Organisten Johannes Götz, der 1738 zu Mtsfeld in einen ergötzlichen Musikantenstreit verwickelt war¹⁾. Der junge Götz war wie sein Vater „in der Musik stark“. Seit 1749 stand er in Laubach, zugleich auch als Hofmusicus. Der Superintendent Benner urteilt von ihm 1768 folgendermaßen: „Ich glaube, daß er diesem Amte gewachsen ist, zu welchem keine studia critica erforderlich sind, wohl aber eine bessere Einrichtung des Gesanges bei dem Gottesdienst, wie auch der dabei üblichen Musik hoch vonnöten ist.“ Götz versah auch das seit dem Tode des Rektors Johann Adam Orth verwaiste Rektorat von 1768—73 mit. Bei der Neubesezung der Rektorstelle kam er nicht in Frage, obwohl ihm der Schottener Pfarrer Karl Salomo Limpert das Zeugnis ausstellte, daß er „im Informieren der hiesigen Schulknaben tüchtig und fleißig gewesen und in der Kirchen-Musique als Direktor musices eine besondere Geschicklichkeit bezeigt“ habe. Man wollte ihn nicht auf der zweiten Schulstelle missen, da „er seine Stärke in der Musik“ hatte.

Nach Götzens Tod im Jahre 1782 meldete sich der cand. theol. Johann Nikolaus Köhler aus Schotten um die Konrektoratsstelle. Er war ein Sohn des früheren Kantors Köhler und konnte auch „die Orgel schlagen“, doch scheint er kein großer Musicus gewesen zu sein. Das Examenprotokoll für ihn liegt den Akten bei. Es heißt darin:

Prof. Diez: . . . Auch spielt er das Klavier und sonderlich den Choral ganz schicklich. . . .

Prof. Benner: . . . Was hat ein Konrektor zu Schotten, der zugleich Direktor musices ist, besonders zu traktieren?“

R.: . . . Er spielt die Orgel und gibt den Takt.“ —

„Wievielerlei ist der Takt?“ — Dubitat, und wurde ihm gesagt.

¹⁾ Vgl. R. Dotter a. a. O. Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins der Stadt Mtsfeld. I. Reihe Nr. 11, 1907, S. 11—15.

Die weitere Übung und der Gebrauch guter Kompositionen wird dem Konrektor ein empfohlenes Mittel sein, die Approbation seines Vorgängers sich zu Wege zu bringen und die Schottische Desiderata zu erfüllen.“

Im August 1782 erhob der Bürgermeister und Rat der Stadt Schotten Einspruch gegen die beabsichtigte Ernennung Köhlers. Es heißt darin:

„Wenn wir desfalls unsre sorgsamten Gedanken in tiefster Ehrfurcht äußern und des unterthänigst Dafürhaltens sind, daß dieser Köhler unserer geringen Einsicht nach die zu einem tüchtigen Schulmann erforderlichen nötigen Eigenschaften ebensowenig besitze als weniger wegen seiner gänzlichen Unerfahrenheit in der Musik, weder die ihm obliegende Organistenstelle noch weniger aber das Direktorium bei unsrer sich in dem besten Zustand befindlichen Kirchenmusik, so einem zeitigen Konrektor ebenwohl zukommt, zu führen im Stande ist. Unser Mißtrauen gegen seine sonstige Geschicklichkeit gründet sich einesteils auf das außerordentlich blöde Gesicht dieses Menschen, das doch bei einem Schulmann, der kleine Kinder informieren will, vorzüglich gut sein muß, als auch darauf, daß derselbe, ob er gleich ein hiesiges Stipendium genossen, von seiner Gelehrsamkeit noch nicht die geringsten Proben abgelegt, ja sich noch nicht ein einzigesmal öffentlich hören lassen, andrer Ursachen nicht zu gedenken. Es ist leider allzu bekannt, daß unsre Stadtschule, an der bereits zwei Köhler, Vater und Schwager von diesem stehen, in sehr großes Abnehmen geraten ist.“

Johann Nikolaus Köhler erhielt die Stelle trotzdem. Seine hier erwähnten Verwandten sind: Der Rektor Johann Christian David Köhler von Blasbach (1773—88), später Pfarrer in Sellrod, und der Kantor Johann Balthasar Köhler (1772—98).

Mit der Schottener Schule war es tatsächlich um jene Zeit übel bestellt. Als sich nach dem Weggange des Rektors Köhler im Jahre 1789 der Kandidat Christian Spamer aus Schotten um die Stelle bewarb, sagte er in seiner Meldung: „Es ist bekannt, daß in dieser Schule nichts anderes gelernt wird als was auch in den deutschen Schulen getrieben wird, weder Lateinisch noch sonst gelehrte Wissenschaften.“ Bereits im Jahre 1782 hatte sich der Stadtrat über den Verfall der einstigen Lateinschule, an der sogar Griechisch gelehrt worden war, beklagt. Jetzt sei sie aber nur noch eine deutsche Schule. Auch der Bericht des fürstlichen Konsistoriums vom 14. Oktober 1789 spricht sich äußerst ungünstig über den Stand der Schule aus.

Schuld an dem Verfall aber trage der elende Zustand der Studierenden, die, „wenn sie einige Brot-Collegia gehört, doch auf Schulstellen und von diesen gar auf eine Predigerstelle mit der Zeit Anspruch machen“. Dazu kamen die geringen Besoldungen der Stellen. Köhler gibt seine Rektoratsbesoldung mit 130 fl. an, während die Konrektoratsstelle 175 fl. einbringe. Dieses Mißverhältnis erklärt der Pfarrer Johann Engelbert Theodor Limpert damit, daß der Konrektor „noch besonders wegen der Orgel und Musik 22 fl. 15 alb. nebst 1 Achtel Gerste und 1 Achtel Hafer aus dem Kirchenkasten genieße. Der Konrektor bezieht außerdem noch verschiedene Accidenzien bei Leichen und Kopulationen, die der Rektor, weil er nichts zu leisten hat, entbehren muß.“

„Übrigens“, schreibt der Pfarrer weiter in seinem Bericht, „hat die hiesige Schule noch nie aufgehört, eine lateinische Schule zu sein; wenigstens 4—6 Schüler sind immer vorrätig gewesen, die Lateinisch gelernt, aber selten weiter als zu Langens Colloquien gekommen. Da der Rektor nach Erkenntnis des Herrn Kirchenrats Venner mit so wenig Lateinern nicht Beschäftigung genug hatte, so wurden ihm auf dessen Anordnung noch 30 Schüler aus der deutschen Schule des Konrektors, die sich gewöhnlich auf 90—100 Schüler beläuft, gegeben, und so ist es seither geblieben.“

Am 16. März 1793 kam Johannes Becker aus Harbach auf das erledigte Konrektorat. Er war ein tüchtiger Schulmann und wohl-erfahrener Musikus, der „einen Choral mit Fertigkeit spielen“ konnte. Seine Nachkommen haben dem Hessenlande eine Reihe vorzüglicher Schulmänner und Theologen gegeben, und die noch lebenden Geschlechter sind durchweg vorzügliche Musiker. Im Jahre 1797 kam Becker nach dem Weggange des Rektors Christian Spamer, der Pfarrer in Burkhardt wurde, an das Schottener Rektorat, das er bis zum Jahre 1800 verwaltete. In diesem Jahre erhielt er die freigewordene Rektorstelle in Nidda.

Johannes Becker war der letzte Theologe zu Schotten, der den Orgeldienst versah und als Direktor musices dort wirkte. Seine Nachfolger im Konrektorate, Ernst Friedrich Ludwig Höfeld (1797 bis 1802) und Christian Friedrich Karl Eberwein (1802—13) waren dazu nicht im Stande. Den Organistendienst übernahm der Schottener Bürger und Schneider Johannes Arcularius. († 1811).

Vergebens bemühten sich der Kantor Friedrich Karl Cellarius, der Schreiner Christian Schmidt, ein Mitglied des Collegiums, und

der Rektor Georg Bernbeck (1817—27) ¹⁾ um die Wiedererweckung und Neubelebung der Schottener Kirchenmusik. Der Kirchen- und Schulrat zu Gießen erhöhte sogar im Jahre 1812 die Singweingelder von 8 fl. auf 16 fl. Alle Bemühungen waren aber vergebens. Die Sterbestunde der Schottener Kirchenmusik war gekommen.

Solange in einer ernsten, christgläubigen, stets andachtbereiten Zeit die Sehnsucht der Menschen noch einzig auf die ewigen Dinge des Jenseits gerichtet war, bildete die Kirchenmusik ein vorzügliches Mittel zur Erreichung dieses Zieles. In jenen Zeiten, da das ganze bürgerliche Leben von tiefster Religiosität durchdrungen war, erfüllte die musica sacra ihren hohen Zweck und fand dankbare Zuhörer. Sie war geeignet, „Freude, Sanftmütigkeit und Wohlthat zu wecken und einen Vorgesmack vom ew'gen Leben zu geben.“

„Wie kann die Kunst wohl unwert sein
Die solche Preise schließet ein? —
Daß unsre Meister sie gepflegt,
Grad recht nach ihrer Art,
Nach ihrem Sinne treu gehegt,
Das hat sie echt bewahrt!“ —

„Was wollt ihr von den Meistern mehr?“ —

III. Finale.

Am 1. Oktober 1820 wurde die Schottener Konrektoratsstelle mit dem Elementarlehrer C. Weber besetzt. Bei seiner Annahme wurde ihm, da er des Orgelschlagens unkundig war, zur Pflicht gemacht, daß er entweder dasselbe noch erlernen oder auf seine Kosten einen geeigneten Vertreter halten solle. Weber übertrug deshalb das Orgelspiel dem Tuchbereiter und Landwehrleutnant Friedrich Wendeburg gegen eine jährliche Vergütung von 35 fl. Von dem in seiner Besoldungsnote festgesetzten Betrag für den Organistendienst in Höhe von 50 fl. verblieben ihm also nur noch 15 fl.

Am 18. Oktober 1823 wandte sich Weber mit der Bitte an den Kirchen- und Schulrat in Gießen, man möge ihm die für das Orgelspielen bestimmte Summe von 50 fl. angesichts seiner bedrängten Lage ganz überlassen und den Organisten Wendeburg aus dem Kirchenfonds bezahlen.

¹⁾ Das 8 Seiten starke Examenprotokoll für den Kandidaten der Theologie Georg Ludwig Christian Bernbeck d. d. Gießen den 29. August 1816 liegt den Akten der Oberstudiendirektion Oberhessen bei.

Der Superintendent Palmer sandte das Gesuch am 6. November 1823 zur gutachtlichen Äußerung an die Schottener Beamten, den Landrat Goldmann, den Inspektor Scriba zu Wingershausen und den Schottener Oberpfarrer Sartorius. Die beiden ersten Beamten unterstützten Webers Gesuch im Hinblick auf seinen erbarungswürdigen Zustand und machten folgenden Vorschlag:

„Der Fonds, woraus diese Zulage gereicht werden könnte, dürfte nach unserm Dafürhalten mit 30 fl., aus dem Schottener Kirchenkasten geschehen, und zwar mit 16 fl., welche dieser alljährlich für die Kirchenmusik zu bezahlen gehabt hat und die, weil sie außerdem erst schlecht ist, zum Vorteil der Schule gar füglich eingehen kann, und dann mit 14 fl. weiter aus diesem Fonds.“

Der Oberpfarrer Sartorius schloß sich diesem Vorschlage nicht an und erstattete am 3. Februar einen Separatbericht. Er schreibt darin, daß die Dürftigkeit des Supplikanten zwar außer aller Frage stünde, aber Weber lasse es auch an dem nötigen Fleiß fehlen; sein Versprechen, das Orgelspielen noch zu erlernen, habe er nicht gehalten, und seine Schule befinde sich in einem kläglichen Zustand. Es möchte ein tüchtiger junger, lediger Lehrer, der zugleich Organist ist, angestellt werden. Die Zerstörung der Schottener Kirchenmusik müsse unter allen Umständen verhütet werden, denn dieselbe sei gerade in diesem Zeitalter notwendiger wie je.

Der Landrat äußerte sich am 12. Februar 1824 zu diesem Bericht des Oberpfarrers und nahm Weber in Schutz. Dieser sei doch wohl vor seiner Anstellung geprüft worden, und wenn er die rechte Lehrmethode nicht habe, so zeige sich dies bei den Schulvisitationen. Der Methode und dem Eifer Webers sei nachzuhelfen gewesen, wenn die Herren Ortsgeistlichen die Schule fleißiger besucht hätten. Zum Erlernen des Orgelspiels habe Weber an einem so abgelegenen Platz wie Schotten gar keine Gelegenheit gehabt. Er machte den Vorschlag, die Emolumente der Kirchenmusikanten zu streichen, da sich ihre Tätigkeit auf keinerlei Privilegium gründe. „Die Gründe“, schreibt der Landrat weiter, „aus welchen der Herr Oberpfarrer den Bericht nicht unterschrieben, mögen nun sein welche sie wollen, die höchstwahrscheinlich nirgend anders liegen, als weil die liebe Kirchenmusik die Ohren derer, die den Gottesdienst besuchen, nicht mehr beleidigen soll!“

Die Kirchenmusikanten wehrten sich natürlich und pochten auf ihr angebliches Privilegium. Als Beweismittel zeigten sie die Musikantenordnung vom 31. März 1690 vor. Dieses Aktenstück wurde

aber von dem Landrat nicht als gültig anerkannt, und in einem Bericht vom 12. Februar 1824 unterzog er die Entstehungsgeschichte, den Werdegang und den jetzigen Zustand einer Kritik. Er betonte darin, daß die Musikanten entgegen aller Abmachungen weder wöchentlich zweimal geübt, noch Neues gelernt hätten. Ihre Stücke seien alle aus dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Diese Angabe des Landrates ist unzutreffend¹⁾; dagegen können wir ihm Glauben schenken, wenn er schreibt, das Collegium sei „ein höchst unnützes, veraltetes, unbrauchbares und verdorbenes Institut.“ Die Kirchenmusikanten seien längst der Spott aller Vernünftigen geworden, und ihre Einkünfte dienten nur dazu, sich dann und wann einen guten Tag zu machen²⁾. Es sei auch ein Unrecht, daß man ihnen gestatte, auf der Orgelkempore selbständig ein Opfer zu heben. Dieses sei der übrigen Gemeinde entzogen. Die Musikanten aber gebrauchten den Vorwand, daß sie dafür die Violinsaiten anschafften! Was die Vokalmusik angehe, „als wovon gewöhnlich durch das Discantsingen die Zähne stumpf werden und die Ohren gellen“, so lasse sich nur sagen, daß damit der Gottesdienst verunstaltet werde. Seit beinahe Jahr und Tag hätten sie übrigens mit ihrer Musik ganz aufgehört.

Am 26. Februar gab der Kirchen- und Schulrat der Provinz Oberhessen eine Entscheidung auf das Gesuch des Elementarlehrers Weber. Seine Bitte um eine Unterstützung wurde abgelehnt, da er erst kürzlich eine Zulage von 37 fl. empfangen habe; auch verdiene sein mangelnder Fleiß keine Anerkennung. Weber solle zu größerem Eifer ermahnt und dann nach 3 Monaten weiter berichtet werden. Wegen der Kirchenmusik solle spätere Resolution erfolgen.

Die Kirchen- und Schulbehörde forderte nunmehr am 4. März 1824 die 3 Geistlichen, den Inspektor Scriba zu Wingershausen, den Oberpfarrer Sartorius und den 2. Pfarrer Möbius zu Schotten zu einem wohlertwogenen Gutachten über den Bericht des Landrates auf.

Zuerst äußerte sich der Pfarrer Möbius am 27. März 1824. Sein Gutachten über den jetzigen Zustand der Kirchenmusik war vernichtend für das Collegium; doch wünschte Möbius keinesfalls ein gänzlichcs Eingehen der alten Institution. Er schreibt folgendes:

„Vollkommen bin ich mit Herrn Landrat Goldmann einver-

¹⁾ Vgl. Beilage II.

²⁾ Die Musikanten erhielten 1824: 16 fl. aus dem Kirchenkasten, 8 fl. aus der Stadtrechnung und 30 Kreuzer auf Neujahr, zusammen 24 fl. 30 Kreuzer.

standen, daß die hiesige Kirchenmusik, so wie sie schon seit mehreren Jahren war, fernerhin nicht mehr bestehen kann und darf. Sie war schon lange das Gespött aller Zuhörer, und Fremde konnten sich des Lachens nicht enthalten, vorzüglich über die kazenähnliche Stimme des beinahe siebenzigjährigen Diskantsängers, der überdies bei seinem Gesang noch eine Art Karrikaturgestalt formiert. Früher gab sich diese Liebhabergesellschaft, die aus lauter Handwerksleuten besteht, noch Mühe etwas zu leisten, und ihre Musik war wenigstens erträglich. Damals war ein gewisser hiesiger Schreiner, Christian Schmidt, unter denselben, der sehr viel Eifer für die Sache hatte, gleichsam den Direktor machte, die Mitglieder in Ordnung hielt und einen gemeinschaftlichen Geist unter ihnen belebte, daher auch auf dessen Ansuchen, wenn ich nicht irre, vor ungefähr 12 Jahren, zu ihrer Aufmunterung von Gr. Kirchen- und Schulrat zu Gießen ihre jährliche Belohnung aus dem Kasten um 8 fl. vermehrt wurde. Seit dessen Tod erlernte niemand mehr die Musik ordentlich, wozu auch leider hier gar keine Gelegenheit ist, und somit ist das Institut in seinen dermaligen gänzlichen Verfall geraten.“

Sein Vorschlag ging dahin, die Kirchenmusik nicht gänzlich aufhören zu lassen; dies würde bei dem Volke Unwillen und Abneigung gegen den Gottesdienst wachrufen. Man möge warten, bis wieder ein musikalischer Lehrer in Schotten sei, der die Kirchenmusik aus ihrem Schlummer ins Leben zurückriefe. Die ohnedies schlechten Instrumente möge man inzwischen als Andenken in der Sakristei aufbewahren.

Oberpfarrer Sartorius war unter allen Umständen für eine bedingungslose Aufrechterhaltung der Kirchenmusik. In einem ausführlichen Gutachten vom 2. April 1824 suchte er alle Punkte des landrätlichen Berichtes zu widerlegen. Allerdings herrsche bei der sonntäglichen Kirchenmusik keine solche Aufmerksamkeit wie bei einer Oper, das sei aber auch bei der großen Verschiedenheit der Zuhörer begreiflich. „Freilich,“ so schreibt er, „muß denjenigen, die Gesang, Predigt und Pfarrer verspotten, auch die Kirchenmusik, wenn sie ihr nachäffen, höchst lächerlich erscheinen, allein so gebildet ist die hiesige Gemeinde nicht und hat niemals ihre Kirchenmusik verspottet, noch darüber geklagt.“ Gegen den Vorwurf des Landrates, in der Kirche herrsche Unordnung, verwahrte sich der Oberpfarrer und bat um eine behördliche Untersuchung.

Der Wingershäuser Pfarrer und Inspektor Scriba stellte sich

in seinem Gutachten im Großen und Ganzen auf den Standpunkt des 2. Pfarrers Möbius. Ein gänzlichcs Aufhören der Kirchenmusik schien ihm nicht ratsam. Seine Hoffnungen gingen dahin, daß es gelingen möchte, einen zukünftigen Lehrer für die Wiedererweckung der Schottener Kirchenmusik zu gewinnen.

Am 22. April 1824 kam die Entscheidung des Kirchen- und Schulrates zu Gießen. Sie fiel im Sinne der beiden Geistlichen Scriba und Möbius aus:

„Da die Kirchenmusik, wie sie bisher in Schotten war, nicht länger bestehen kann, dormalen auch daselbst keine solche Kenner der Musik vorhanden sind, durch welche sie verbessert werden kann, so verordnen wir, daß die Kirchenmusik so lange cessire, bis sie nach Anstellung eines Seminaristen oder eines anderen Musikkenner's wieder hergestellt werden kann. Bis dahin verbleiben die bisher bezogenen 16 fl. dem Kirchenkasten. Die noch brauchbaren musikalischen Instrumente werden als ein Eigentum der Kirche in der Sakristei aufbewahrt und in dem Inventario fortgeführt. Die untauglichen sind mit Zuziehung Sachverständiger zum Besten des Kirchenkastens zu verkaufen.

Den Rektor Bernbeck und den Kantor Cellarius werden Sie in ihrem rühmlichen Bemühen, den Kirchengesang zu verbessern, möglichst unterstützen, ihnen aber auch zur Pflicht machen, jeden Gesang, der in der öffentlichen Versammlung von den Schülern allein gesungen werden soll, vorher sorgfältig mit ihnen einzuüben.“

Mit dieser Entscheidung war das Ende der „im Erbe Gottes stehenden“ rühmlichen Schottener Kirchenmusik gekommen. Zu einer Wiedererweckung kam es nicht mehr. —

„Versungen und vertan!“

Beilage I.

Die Musikantenordnung vom Jahre 1690.

„Demnach hiesige Musikanten so bei öffentlichen Kirchenversammlungen, Trauer- und Leichbegängnissen und sonst zufälligen Begebenheiten, zuvorderst dem lieben Gott zu Ehren, gemeiner Stadt zur Zierde und einem jeden insonderheit zu Erweckung christgebührender Andacht ihre Dienste prästieren und die ordentliche Kirchenmusik führen helfen müssen, sich beschweret und geziemendermaßen zu vernehmen gegeben haben, welcher Gestalt in benachbarten Städten und Orten ihresgleichen Musikanten, jedoch unter einer gewissen Anzahl, beneben denen herrschaftl. Frohn- und anderen auch der Civil- und militärischen Dienste befreiet wären, dahingegen sie an die Stadt- und Torwachen geheißet würden, und da öftermals auf einen Sonntag einen oder den andern die Reihe an die Wacht zu gehen betreffen

täte, derselbe notwendig die Kirche nicht ohne merklichen Abbruch des Gottesdienstes und darbei üblichen im Erbe Gottes bestehenden Musik auch bisher in gemeiner Stadt wegen der Musik erhaltenen Ruhms, wiewohlten ungern veräumen, oder aber die Wacht aus dem Beutel bezahlen müßte, dannenhero gebeten, Sie einer Last zu überheben. Und dann einer zeither von geist- und weltlichen Bedienten auch einer ehrlichen unpassionierten Bürgerschaft dieses Orts wohl in acht genommen worden, daß der von denen Schottern in ihrer Kirchenmusik bishero löbl. erhaltene Ruhm zu wanken, und die Musikanten darbei, vielleicht wegen ermangelnder Gegen-Ergözlichkeit etwas nachlässig oder schläfrig zu sein geschienen, dadurch dann die Fierde des Gottesdienstes gemindert, und die ohne-das fallende Musik in Abgang gebracht wird, ein solches aber nicht verantwortlich, weniger mehrbemehte bishero erhaltene Kirchen-Musik, dem Erbe Gottes zur Steigerung, gemeiner Stadt aber zur Beschimpfung gar liegen zu lassen, tunlich ist, als ist solcher bishero aus Nachlässigkeit beinahe eingeschläften hochnötigen Kirchen-Musik nach Möglichkeit wieder aufzuhelfen, heut dato dahin geschlossen worden:

daß die Musikanten jede Woch zum wenigsten 2 Stund, welche auf Befehl hiesiger H. Geistlichen der Direktor in Zeit und Art nach seiner Gelegenheit anzuordnen hat, zusammengehen, dasjenige, was sie in Musicalibus gefaßt, repetieren, was des folgenden Sonntags zu probieren sein wird, übersehen, und damit man nicht stetig in eodem haerieren möge, auch zu Zeiten etwas Neues, so man ihnen vorlegen wird, exerzieren sollen und wollen.

Dargegen und damit auch sie gegen ihren anwendenden Fleiß und Mühe einiger Freiheit und Ergözlichkeit genießen möchten, so sollen mit Genehmhalten und Gutbefinden deren allhiesigen Ausschuß-Oberoffizier sie Musikanten, deren aber unter denen zur Musik gehörigen geistl. Bedienten mehr nicht als sechs passiert werden sollen, gleich wie sie bishero der herrschaftlichen Frohn Freiheit, wie annoch, genossen und vom fürstlichen Hofrichter bestwegen ruhig gelassen worden, auch hinfünftig von denen ordinairten Stadtwachten befreiet und bis auf anderwertige höhere Verordnung von denen Unteroffizieren darzu nicht geheißsen noch kommandiert werden, außer denen etwa wider Verhoffen sich ereignenden unumgänglichen Notfällen, darin sich ein jeder selbstn zu bescheiden wissen wird. Und sind vor diesesmal zur Musik zu gebrauchen vor tüchtig erachtet worden:

Conrad Rothenberger,
 Johannes Weiß,
 des Ratsherrn Sohn Georg Henrich Koch,
 Johannes Krämer,
 Henrich Weiß der jung und
 Johannes Gebhard,

deren jedesmal dann, dafern über kurz oder lang ein oder der ander darvon abgehen solle, mit einem andern capablen Subjecte wiederum ersetzt werden soll.

Damit nun deme also nachgelebt werde, so haben dieses geist- und weltliche Bediente dieses Orts respective des eines jeden Amt concernierenden Inhalts eigenhändig unterschrieben.

Salve tamen reservatione reservandorum.

Actum et signatum Schotten am 31. März 1690.

M. Johann Henrich Köppler, Pfarrer u. Metropolitan.

M. Joh. Adam Sell, Diaconus."

Conrad Meher.

Bestätigt am 1. Oktober 1713 von Heinrich Leuning, Stadthauptmann, Andreas Rudrauff und Johann Georg Sartorius, Stadthauptmann.

Ferner am 10. Mai 1728 von Johann Ernst Reinhardi, Pastor et Metropolitanus, Heinrich Ludwig Meyer und Johann Conrad Goebel, Diaconus.

Ferner am 28. April 1746 von Joh. Balthasar Weiz, Metropolitan und Oberpfarrer.

Ferner am 10. November 1751 von M. Karl Salomo Limpert, Thüngensis Franc., Metropolitan und P. P.

Ferner am 16. August 1769 von Ernst Gerhard Otto Meyer, Johann Heinrich Leining, Stadthauptmann.

Ferner am 30. Juli 1772 von Johann Heinrich Spamer, Leutnant, und zuletzt am 20. Mai 1815 von Friedr. Christoph Sartorius, Oberpfarrer.

Beilage II.

Inventarium

über diejenigen Sachen, so zu dem Gebrauch des allhiefigen Collegii musici gehören und theils im Schrank, theils auf der Hauptorgel verwahrt werden.

I. An Instrumenten-

1. Ein paar A (?) Waldhorn, mit Zerlei Aufsätzen zu Dis, D, C und A, so von dem Collegio musico durch Sammlung einer Kollekte angeschafft worden.
2. Ein paar Hautbois.
3. Ein paar Flöten.
4. Eine große Zinke.
5. Eine kleine Zinke.
6. Eine Baß-Posaune.
7. Eine Tenor-Posaune mit einem Aufsatz.
8. Ein paar D=Cla(ri)netten von Buchbaum-Holz.
9. Ein paar Flauto traversiere von eben solchem Holz mit Flauto d'amour und Flauto d'allemand-Stöcken.
10. Ein Fagott, welsch letzteres Instrum. gleichfalls von dem Collegio musico durch Aufhebung einer Kollekte in der Stadt angeschafft worden.
11. Eine gelbe Violin mit eingelegtem Klavier samt Bogen.
12. dito eine gelbe, so schlecht, samt Bogen.
13. dito eine kleinere mit Bogen.
14. Eine braune Viola samt Bogen.
15. Eine mittelmäßige Violoncello-Violin mit Bogen, so von des H. Superintendent. Benner's Hochwürd. aus den Kirchenkasten-Geldern gesteuert worden.
16. Eine neue belegte Violin mit Bogen
17. dito eine neue rote Violin mit Bogen, so beide den 25. Febr. 1768 von den Kirchenkasten-Geldern vor 5 fl. sind erkaufte worden.
18. Ein neuer kleiner Violin-Baß, so von des H. Kirchenrat und Superintendent. Benner's Hochwürden im Jahre 1772 aus dem Kirchenbau-Kasten verwilligt worden. 5 Rthlr.

II. An Jahrgängen.

1. Ein alter Jahrgang in Büchern von Gleitsmann.
2. dito in Büchern vom Rafer.
3. dito in roten Büchern, so durchgehends canto solo ist.
4. Ein alter Jahrgang vom Liebhold, so von H. Conrektor Blum angeschafft worden.
5. Ein etwas neuerer von ebendemselben Autore, so von H. Conrektor Flug angeschafft worden.
6. Trauerarien in 7 schwarzen Büchern.
7. Einen Telemannischen Jahrgang, so im Jahr 1768 von dem p. t. Directore mus. Raab angeschafft worden, vor 15 fl. und ist das Geld dazu von den Musikanten astialim colligieret worden.
8. Ein Telemannischer Jahrgang, dessen jede Cantate aus einem Anfangs-Choral, 2 Arien und einem Schluß-Choral besteht. Dieser Jahrgang wurde von dem H. Praeceptor Raab, als er von hier nach Breungeshain abzog, bei die Kirche als ein Denkmal geschenkt, 1772 im Monat Juli.

III. An sonstigen Geräthschaften.

1. Ein Schrank zur Verwahrung der musikalischen Sachen.
2. Eine Spar-Büchse mit einem Schließchen zur Aufhebung der Opfer auf beiden Orgeln.
3. Ein alter eiserner Kropfen, zum Kohlsfeuer im Winter, so dies Collegium ex propriis erkaufte.
4. 6 Pulte zum Gebrauch bei der Musik.
5. Eine Stiegen-Leiter zum Gebrauch der Orgel.
6. Eine schwarze Tafel, die Lieder aufzustecken.
Ein neu S- oder Krumbogen auf den Fagott.
Ein Choralbuch, so vom H. Pfarr. Raab gestiftet.
Ein neu Choralbuch zum Gebrauch der neuen Lieder.

Beilage III.

Die Schottener Kirchen- und Schulbediensteten.¹⁾

A. Die Pfarrer.

1. Pfarrei. Präsentation der Freiherren Niesel zu Eisenbach.

1527 Johannes Heil.

Um 1530—52 Ludwig Köppler.

Um 1558—68† Matthäus Brigiuss von Meissen.²⁾

¹⁾ Vgl. dazu: W. Diehl, Stipendiatenbuch der Universität Marburg für die Zeit von 1564—1624, und Stipendiatenbuch der Hessen-Darmstädtischen Universitäten Gießen und Marburg für die Zeit von 1605—1774, ferner: G. K a u s c h, Aus den Akten der Stadt Schotten im 17. Jahrhundert.

²⁾ An der Innenseite der Thüre zur Kirchenbibliothek, die in den Jahren 1558—72 über der Sakristei der Michaelskirche (Stadtkirche) zu Schotten angelegt wurde, befindet sich die Inschrift:

„1567. Pastore Matthaeo Briccio, Miseno. Diacono Johannes Columbinus, Kirchhagiensi“.

- 1568—72 Sebastian Andrae von Neufkirchen.
 1572—74 Wolfgang Liner.
 1575—84 † Sept. 23 Anton Rind von Mtsfeld. 1557 Student in Marburg, 1569
 Vicar des Komröder Pfarrers Gerlacus.
 1584—1613 Sigismund Tulichius von Schotten. Vorher Rektor und dann Dia-
 conus in Schotten.
 1613—23 † Mai 21 Valentin Pfordt. Vorher Pfarrer in Engelrod.
 1623—35 † Johannes Wiccus von Mtsfeld. Praesentiert am 27. Oktober 1623,
 gestorben an der Pest. Vgl. „Studierende aus Mtsfeld“ von R. Dotter.
 1635—47 † März Johannes Kofler von Darmstadt.
 1647—67 † Heinrich Blum. Vorher Diaconus zu Lauterbach.
 1667—73 Dr. Justus Balthasar Haberkorn. Vorher Stadtprediger in Gießen.
 Kommt nach Mtsfeld.
 1673—97 † Johann Heinrich Kofler aus Schotten. War vorher, seit 1663, 5. Leh-
 rer und Stipendiatenmajor am Pädagogium in Gießen.
 1697 Juni 24—1699 Johann Heinrich Feuerbach von Altenstadt. Vorher Rektor in
 Nidda und Pfarrer in Lauterbach.
 1699—1707 † J. H. Waizenbruch, Metropolitan.
 1707—31 Johann Ernst Reinhardt aus Schmalkalden, Metropolitan.
 1731 f. Johann Georg Kirchner von Maar, Metropolitan.
 Bis 1743 N. N. Soldan. Nach Ehringshausen versetzt.
 1744—1750 J. B. Waitz von Schmalkalden, Metropolitan. Nach Mtsfeld ver-
 setzt, starb als Superintendent in Darmstadt.
 1751—73 Karl Salomo Limpert aus Thüngen, Metropolitan.
 Um 1768—1811 † Johann Engelbert Theodor Limpert, Inspektor, Sohn des Vo-
 rigen, zuerst Adjunkt seines Vaters.
 1811—14 Friedrich Wilhelm Hoffmann von Angersbach.
 1814—29 (?) Friedrich Christoph Sartorius von Lauterbach.
 1830—39 Friedrich Ludwig Briegleb.
 1839 f. Johann Heinrich Kühn.

2. Pfarrei.

- Um 1567—80 Johannes Columbinus von Kirchhain. 1580 Pfarrer in Felba.
 1582—84 Sigismund Tulichius. Vorher Rektor in Schotten, später 1. Pfarrer.
 1584—88 Johannes Hofmann. Er kam von Homberg und ging nach Bohenhausen.
 1588—1623 Tobias Arcularius von Nidda. Vorher Rektor zu Schotten, dann
 Pfarrer in Eichelsdorf.
 1626—29 N. N. Fabritius.
 1629—35 Tobias Arcularius.
 1635—36 Johannes Dofernus.
 1636—78 † Johann Justus Schott.
 1678 Dez. 9.—91 Johann Adam Sell. Zuvor Rektor in Schotten, † in Ober-
 Widdersheim.
 1692 f. Johann Wilhelm Schmidt.
 Um 1709—62 (?) J. Konrad Göbel. Seit 1731 „zweiter Pfarrer“, vorher „Dia-
 conus“.
 1763—86 Lorenz Schnabel. Vorher Conrektor in Schotten, Schwiegersohn des
 Vorigen. † 1797 als Pfarrer in Münster.

1787 f. N. N. Greylich.

1790 f. N. N. Dieffenbach.

Um 1798 Friedrich Schaum. Kommt nach Eichelsdorf. † in Ober-Ramstadt.

Um 1807—24 Friedrich Möbius.

Um 1844—51 Friedrich Lehr.

B. Die Lehrer.

1. Die Rektoren.

1565 f. Johann Lulichius von Schotten. 1564 Inhaber des Schottener Stipendiums.¹⁾

Um 1570 Laurentius Jacobus Briccius.

1577—83 Sigmund Lulichius von Schotten. Schottener Stipendiat. Später 2. und dann 1. Pfarrer in Schotten. Bruder des obigen.

1585 Nov. 28.—88 Tobias Arcularius von Nibda. Später Diaconus zu Schotten.

Um diese Zeit (1589—1613) Johannes Stollius von Nibda.

1614—17 Johannes Gerhard. Vorher Conrektor in Schotten, wird Pfarrer in Breungeshain.

1618—25 † Johannes Arcularius.

1625—31 Heinrich Wasmuth. Wegen schlechter Führung zum Unterschulmeister (Conrektor) degradiert.

1632 J. Georg Pfister. 8 Monate lang im Dienst.

1632—35 M. Johannes Koch.

1635 † M. Johannes Orth.

1636—37 Johann Gebhard Crusius. (Vgl. Conrektor Hedinger.)

1637—38 Christian Fuchs. Vorher Caplan, aber „wegen üblen Verhaltens abgesetzt“.

1639—40 Johann Christoph Weidertus.

1640—53 vakant.

1654—55 M. J. H. Tollius.

1656—57 Christian Schmidt von Buzbach.

1665—69 Johann Georg Schott.

1670 f. Burkhardt Schmied.

1674—78 M. Johann Adam Sell. Wird Diaconus in Schotten.

Bis 1685 Georg Friedrich Niegemann.

1685 (?)—1718 † Johann Justus Felsing.

1718—24 Hieronimus Repp von Schotten, Stipendiat von Schotten, geb. 1682, wurde Diaconus zu Grünberg.

1724, März 9.—1750 † Johann Ludwig Raab. Vater des Kantors.

1750, Juni 12.—1768 † Johann Adam Orth.

1768—73 vakant, durch den Conrektor Götz mitversehen.

1773—88 Johann Christian David Köhler von Blasbach. Wird Pfarrer in Sellrod.

1789—97 Christian Spamer von Schotten. Wird Pfarrer in Burkharz.

¹⁾ Über das Schottener Stipendium vgl. W. Diehl, Die Stipendienreform Landgraf Philipps i. J. 1560 und das älteste Marburger Stipendienalbum, Festschrift „Philipp der Großmütige“, 1904, S. 229 f.

- 1797—1800 Johannes Becker von Harbach. Bis 1797, Nov. 13. Konrektor in Schotten. Wird Rektor in Nidda.
 1800—1802 vakant, durch den Konrektor mitversehen.
 1802—1809 Johann Ludwig Christian Bigelius von Merlau. Wird Pfarrer in Lehrbach.
 1809, Okt. 5.—1813 (14?) Georg Wendeburg von Schotten.
 1815—16 vakant, Vikariat des Kantors Cellarius.
 1816, Okt. 10. † Georg Bernbeck, geb. 1791, Juli 19. auf dem Wierberg, wird Pfarrer in Langd. † 1868, Nov. 30.

2. Die Konrektoren.

- 1587 Gründung der 2. Schulstelle.
 1587 Johannes Strauch.
 1588—1605 Wendelin Vollandt.
 1605—08 Andreas Wendt. 1600—1602 Inhaber des Schottener Stipendiums.
 1609—12 Heinrich Leuchter von Darmstadt. Wird Kaplan in Rüsselsheim.
 1613—14 Johannes Gerhardt. Wird Rektor in Schotten.
 1614—15 N. N. Michelbacher von Bickenbach.
 1615—18 Johannes Arcularius von Schotten. Wird Rektor in Schotten.
 1618—23 Melchior Nikolaus.
 1627—29 Justus Colerus aus Gießen.
 1629—31 Johann Eckhardt.
 1631, Nov.—35 Heinrich Wafsmuth. Vorher Rektor.
 1635 Dietrich Hülfcher.
 1635—37 Jonas Hefinger. Bei dem Streifzug des Hanauer Kommandanten Jakob Ramsay 1636 mit dem Rektor Crusius als Gefangener fortgeführt.
 1638 Johannes Spamer.
 1639—59 † Adam Bott von Schotten.
 1659—91 Johann Kilian Blum.
 1695—1739 Christoph Gabriel Triebert. Zuletzt blind.
 1725—47 † Johann Philipp Klug von Eich. Schwiegerjohn des Vorigen. Zuerst Adjunkt.
 1747, Okt. 18.—50 Johann Adam Orth von Schotten.
 1750, Juni 12.—63 Lorenz Schnabel von Schotten. Wird 2. Pfarrer in Sch.
 1764—68 † Johann Gottl. Christoph Meyer von Schotten.
 1768, Aug. 26.—82 † Johann Heinrich Götz von Mäsfeld. Vorher, seit 1749, Konrektor und Hofmusikus in Laubach.
 1782, Sept. 30.—93 März Johann Nikolaus Köhler von Schotten, wird Pfarrer in Wahlen.
 1793—97 Johannes Becker aus Harbach. Wird Rektor in Schotten.
 1797, Nov. 13.—1802 Ernst Friedrich Ludwig Höfeld von Ober-Widdersheim. Wird Pfarrer in Cleeburg.
 1802, Aug. 2.—1813 Christian Friedrich Karl Eberwein von Eschenrod. Wird Pfarrer in Sellrod.
 1814—15 Georg Friedrich Felsing von Hochweisel. 1816 wegen Ehebruchs angeklagt und entlassen.
 1815—17 vakant, Vikariat des Kantors Cellarius.

1817—20 vakant, Vikariat des Rektors Bernbeck.
 1820 f. C. Weber. Erster unstudierter Schulmeister.

3. Die Organisten.

1568 Organist Cleßgen.
 1587—1615 Die Konrektoren.
 1615—26 Max Rudrauff, Stadtschreiber.
 1626 f. Die Konrektoren.
 Um 1800—1811 † Johannes Arcularius, Bürger und Schneider in Sch.
 1812—14 F. Wendeberg, Tuchbereiter.
 1814—15 Georg Friedrich Felsing.
 1815 f.—1824 f. F. Wendeberg, Landwehrleutnant.

4. Kantoren.

1625—27 Johannes Spanemer.
 1629—31 Johannes Eckhardt, Konrektor.
 Um 1742 Johann Eberhard Simon, † 1743.
 1744, Jan. 9.—56 † Johann Jost, stud. theol., Schulmeister und zugleich Glöckner.
 1757, Aug. 1.—72 Johann Tobias Raab. Wird Pfarrer in Breungeshain. Sohn
 des † Rektors. Stipendiat von Schotten.
 1772—98 Johann Balthasar Köhler. Zuvor in Herchenhain. 1772, Aug. 28. war
 durch Dekret der cand. theol. Georg Christoph Bichmann aus Hartenrod er-
 nannt worden. Das Dekret wurde wieder zurückgezogen.
 1798—1817 Friedrich Karl Cellarius, geb. 1772, Mai 13., † 1838, April 28.



Alt-Buzbach und sein Stadtwald.

Von Eduard Otto.

Vor den meisten Landschaften der gesegneten Wetterau zeichnet sich die Buzbacher Gegend durch einen schönen Waldbestand aus. Schon für das mittelalterliche Buzbach, dessen Bevölkerung zum guten Teil von Landwirtschaft sich nährte, war der Gemeinbesitz der Bürger an Wald und Weide, die „gemeine Mark“ im engeren Sinne (Allmende), von hoher Bedeutung. Von diesem Gelände konnte der Wald mit seinen verschiedenen Nutzungen bei vernünftiger Wirtschaft und Verwaltung am ehesten allen Bürgern zu gute kommen. Der Wert dieses Gemeinbesitzes wuchs und kam den verständigen Bewohnern der Stadt um so deutlicher zum Bewußtsein, je stärker die Holzbestände der gemeinen Mark durch unwirtschaftliches Verfahren der Stadtbehörde und der Einzelner (wie z. B. durch Vornahme von Rodungen) sich lichteteten. Daß man den altdeutschen Grundsatz: „Dem reichen Wald es lüzel schadt, so einer sich mit Holze ladt“, als nicht mehr ganz zutreffend erkannte, zeigt schon die Tatsache, daß man die „Amtsfuder“, d. h. die Holzlieferungen, die man von altersher Beamten, Schöffen und Priestern schuldete, allmählich durch Geldbeträge ablöste. Daß indessen durch solche Einschränkungen der Stadtwald vor unsinniger Ausbeutung nicht bewahrt blieb, ergibt sich daraus, daß der Rat im Verlaufe des 16. Jahrhunderts sich des öfteren genötigt sah, die Waldordnung dem gemeinen Mann in Erinnerung zu bringen, indem er sie im Rathause anschlagen ließ. Schon im Jahre 1516 waren die Hochwaldbestände offenbar stark zusammengeschmolzen und konnten den Vergleich mit Nachbarwaldungen nicht aushalten, wie die Bemerkung der Stadtbehörde beweist, daß zu Wellbäumen taugliche Stämme anderswo leichter zu finden seien als in Buzbach.

Die Quelle, aus der folgende Darstellung schöpft, sind fast ausschließlich die in dem Buzbacher Kopialbuch (Handschr. 48) des Darmstädter Archivs enthaltenen Waldbordnungen (Fol. 212 ff.). Einiges Bemerkenswerte lieferten die Buzbacher Stadtrechnungen (Buzb. Archiv). Vgl. meine Darstellungen in „Volk u. Scholle“ Jahrg. 1923. S. 157 ff. und in der Buzbacher Jubiläumsschrift (Aus Buzbachs Vergangenheit), Heft III. 28 f.

Dagegen waren um 1567 weite Waldstrecken mit allerlei Gestrüpp und unfruchtbarem Gehölz derart verwachsen, daß eine planmäßige Durchforstung und Aufzucht unumgänglich nötig war, zumal „so merckliche und große Unordnung von etlichen der Bürgererschaft in dem Walde mit Darniederhauen gespürt worden¹⁾, dieweil diese allein des Waldes zu genießen sich unterstanden“. Im Jahre 1567 war der Zustand des Stadtwaldes Gegenstand einer Mitteilung des Rates an das auf dem Kirchhofe versammelte Bürgerding. Der Stadtwald sei (Gottlob!) mit jungem, auch vielem Urholz und unfruchtbarem Buschwerk dermaßen überwuchert, daß eine Durchforstung unter Schonung der fruchtbaren und zur Aufzucht dienlichen Bäumlein vorgenommen werden müsse. Das Jung- und Urholz solle geschlagen, zu Wellen gebunden und als ein gemeines Gut ausgeteilt werden, damit ein jeder, der eigen Feuer und Rauch habe, er sei gleich arm oder reich, gleichen Genuß empfinden möge. Für solche Arbeit wird die Pflicht der Stadtfronde in Anspruch genommen. An jedem Wochentage soll der Stadtknecht zwei der 10 Mann starken Kotten, in welche die Bürgererschaft zum Zwecke des Loßholzbezuges eingeteilt war, zur Waldarbeit aufrufen. Die Aufgebotenen sollen gehorsamlich erscheinen oder sich durch einen tauglichen Ersatzmann — keinesfalls durch unverständige Kinder! — vertreten lassen. Die Fronarbeit währt von 7 Uhr v. bis 4 Uhr n. Es ist den Mitgliedern der zur Arbeit befohlenen Kotten untersagt, beim Heimgange Holz mitzunehmen. Kein Bürger darf, solange die Waldfronde währt, selbst Holz lesen oder durch Mägde, Buben oder Kinder Holz lesen lassen. Aus jeder der zwei aufgebotenen Kotten soll täglich je ein Mann das geschlagene Holz zu Wellen machen. Die Bürgermeister werden zwei Ratmannen bestimmen, die die frönenden Bürger beaufsichtigen und unter Beirat von Holzverständigen darauf achten, daß nicht alles ohne Unterschied abgeholt werde, daß vielmehr die zur Aufzucht geeigneten jungen Stämme sorgsam geschont und „aufgeschneidelt“ werden. — Das Ergebnis der Durchforstung teilten die Bürgermeister der Gemeinde in einer zweiten Versammlung mit. Jedem Bürger und jeder Bürgerin, die eigen Feuer und Rauch hat, sollen durchs Loß 50 Wellen

¹⁾ Solche Unordnung bestand allenthalben in hessischen Landen. In einer Verordnung des Landgrafen Philipp des Großmütigen von 1551 (s. Buzb. Kopialb. Hdschr. 48, fol. 182 ff.) heißt es: Nachdem nun Unsers gnädigen Fürsten u. Herrn Gehölz allenthalben durch das übermäßige Roden u. Räumen dermaßen verderbt u. verwüßt worden, daß allbereits hin u. wieder Holzses großer Mangel gespürt u. geklagt wird u. auch uns anlangt, wiewohl das Roden allbereit mit hohem Ernst verboten usw.

zugeteilt werden. Da man indessen „großen Unfleiß und große Ungleichheit in dem Wellenmachen gespürt“ habe, sollen die vollwertigen und die minderwertigen Wellen in zwei Haufen gesondert und jedem Bezugsberechtigten sein Loßholz halb aus dem einen und halb aus dem andern Haufen gegeben werden, damit nicht einzelne Pechvögel beim Losen zu kurz kommen, indem sie nur geringwertige Wellen erlösen. Damit die zur Aufzucht bestimmten Stämmchen beim Abholen des Loßholzes nicht Schaden leiden, wird den Bürgern verboten, mit ihren Fuhrwerken bis an die Lagerplätze zu fahren. Ein jeder soll seine Wellen bis zum Fahrweg tragen und dort erst aufladen. Zur Abfuhr wird ein Monat Frist gegeben. Während dieser Zeit soll sich „jedermann mit Holzen des Waldes entschlagen“. Nachdrücklichst wird der althergebrachte Grundsatz in Erinnerung gebracht, wonach jeder Markgenosse verpflichtet war, die Allmende nur für eigenen Hausbedarf in Anspruch zu nehmen. Wer sein Loßholz aus der Stadt führt oder in der Stadt veräußert, soll schwerer Strafe verfallen.

Die Durchführung dieses Grundsatzes wie die Handhabung der Waldaufsicht durch den Rat empfängt eine eigentümliche Beleuchtung durch die neue Waldordnung, die schon 7 Jahre später (1574) der Rat der Gemeindeversammlung auf dem Kirchhofe mitzuteilen sich genötigt fand. Die Herrschaft Falkenstein, die unzweifelhaft einmal die Rechte des Eigentümers oder eines Obermärkers in der Bugbacher Gemeindegemarkung ererbt und besessen hatte, hatte frühzeitig auf alle ihre Rechte und Vorrechte in diesem Gebiet verzichtet und sich allein die Jagdgerechtigkeit vorbehalten. Das Falkensteiner Stadtprivileg vom Jahre 1361 enthält die Bestimmung: „Auch sollen wir die ehedem genannten unsere Bürger nicht ferner dringen an der Stadt Wald und Feld als bisher.“ Auch die Nachfolger der Falkensteiner hatten der Stadt „Gewalt und Macht über Feld und Holz“ und die Befugnis, „Ordnung und Gesetz darinnen zu machen, darinnen zu schalten und zu gewalten“, bestätigt. Aber die städtische Behörde hatte sich solcher Freiheit nicht immer würdig gezeigt, es war ihr nicht allewege bewußt geblieben, was sie im Jahre 1574 aussprach, daß die Gemeinde an ihrem Walde „ein herrlich Kleinod“ besitze. Sie sieht sich zu dem Geständnis genötigt, „ein ehrbarer Rat habe zwar aus habender Macht und Gewalt zuvor vielmals Ordnung und Gesetz gegeben“, diese Ordnung aber sei „jederzeit in großen Mißbrauch geraten“. Sei es nun, daß die zwei Förster zur Waldhut nicht ausreichten, sei es, daß sie ihrer Rügspflicht nicht genügten und —

wie aus mehreren Dienstentlassungen hervorgeht — selbst zuweilen vor Waldfreveln nicht zurückschrecken, sei es endlich, daß die mit der Oberaufsicht aus des Rats Mitte bestellten „Einwärter“ oder „Waldmeister“ ihren Dienst nur lässig versahen, es war infolge mangelnder Aufrechterhaltung der Waldordnung eine so arge Mißwirtschaft eingerissen, daß die Stadtherrn sich vernehmen ließen: Wenn der Rat, dem die Verwaltung der Allmende anheimgestellt sei, nicht ein gebührendes Einsehen habe, würden sie von Amtswegen sich verurteilt sehen, von sich aus eine Waldordnung zu erlassen und zu handhaben. Der Wink war deutlich und verfezte die Stadtväter in nicht geringe Bestürzung. Sie erkannten die Gefahr, daß die Stadtherrn ihre „Obermärkerschaft“ zu einer Markherrschafft ausdehnen bezw. ehemalige Rechtsverhältnisse wiederherstellen möchten, „dadurch dann mit der Zeit der Wald also der Oberkeit könnte in die Hände kommen und gemeiner Bürgerschaft entzogen werden, da Gott gnädig vor behüte“. Es mochten den Ratsherrn Fälle genug bekannt sein, in denen Wetterauer Grafen und Herrn mit Erfolg bemüht waren, auf Grund ihrer Obermärkerschaft ihre Ansprüche auf Allmendenutzung zum Schaden des gemeinen Märkers zu steigern und dessen Markrechte auf wirkliche oder vermeintliche Gnadenbeweise einstmaliger Markherrlichkeit zurückzuführen, welche sie zu widerrufen befugt seien.

Als Hauptursache des üblen Zustandes, in dem sich der Bugbacher Wald damals befand, bezeichnete der Rat den schon 1567 berührten Umstand, daß eine Minderheit von 10—20, höchstens 30 Bürgern, die sich „aller Arbeit entschlugen“ und allein „des Waldes sich beflissen“, eine allgemeine und gleiche Nutznießung dieses „gemeinen Gutes“ durch alle Bürger unmöglich mache. M. a. W. es gab eine Gruppe von Bürgern, die, statt gewerblicher Arbeit nachzugehen, sich ein Geschäft daraus machten, den Wald durch unordentliches und wahlloses Holzschlagen für sich allein auszubeuten, wodurch die Holzbestände verwüstet und geschädigt wurden. Der Rat stellt seiner Einsicht und Tatkraft ein geringes Zeugnis aus, wenn er sich zwar auf die von Zeit zu Zeit von ihm erlassenen Waldordnungen beruft, aber eingestehen muß, daß sie gar nichts genügt haben. Er hätte längst erkennen sollen, daß mit Verordnungen, die auf dem Papier stehen bleiben, nichts getan ist, daß es vor allem auf tatkräftige Durchführung der vorhandenen Bestimmungen ankommt. Jenen Waldschmarozern gegenüber hat er es an Mut und heilsamer Strenge geraume Zeit fehlen lassen. Für die Beurteilung

dieses auffallend schlaffen Verhaltens bedeutsam wäre die Frage nach der sozialen Stellung jener Waldverwüster, die es beim Schlagen von Dürholz nicht bewenden ließen, sondern die sich auch am grünen Holze vergriffen. Waren es etwa Angehörige von Ratsgeschlechtern, Landwirte, deren ausgedehnterer Wirtschaftsbetrieb größeren Holzbezug aus dem Markwalde zu rechtfertigen schien, und denen der Rat aus verwandtschaftlichen und Standesrücksichten durch die Finger sah? Hierfür könnte die von Dopsch nachgewiesene Tatsache sprechen, daß in der Urzeit die Marknutzungsrechte des Einzelnen dem Ausmaße seines Ackergutes entsprechend abgestuft waren. Immerhin ist es schwer denkbar, daß der Rat durch eine derartige Begünstigung der Landwirte die Zünfte gegen sich aufgebracht haben sollte. Man könnte an Handwerker denken, für deren gewerbliche Arbeit ein bestimmter Holzvorrat erforderlich war, wenn nicht ausdrücklich gesagt wäre, daß jene Schmarozer allein des Waldes sich befleißigten, und wenn nicht gerade ein Unterschied gemacht würde zwischen ihnen und den fleißigen Bürgern, die ihrem Handwerk nachgehen. Am wahrscheinlichsten ist die gewerbsmäßige Ausbeutung des Waldes durch geringe Leute, die zeitweise als Waldarbeiter im Tagelohn beschäftigt waren, jene Hecken- und Weidensezer, Hegehauer und Hegebücker, die ihre Ortskenntnis im Waldgelände ausnützten. Sie mochten zu den unruhigen Elementen der Bevölkerung gehören, mit denen der Rat ihrer aufrührerischen Gesinnung wegen nicht gerne anband. Für solche Leute aber ergab jene Waldverwüstung nur in dem Falle einen Gewinn, wenn sie uraltem Märkergrundsatz zuwider das geschlagene Holz, sei es an Einheimische, sei es an Auswärtige, verkauften.

Wie dem auch sein mag, die Besorgnis vor der Übernahme der Forstverwaltung durch die Herrschaft und ihren wahrscheinlichen Folgen veranlaßte den Rat zu Erwägungen, deren Ergebnis die neue Waldordnung war. Sie zielt vornehmlich darauf ab, „daß nicht etwa 10, 20 oder 30 sich des Walds allein gebrauchen, sondern vielmehr, dieweil es ein gemein Gut, eine Gleichheit darin gehalten werden möchte“. Der demokratische Grundsatz der Markgemeinde soll wieder zu Ehren kommen. Die Waldordnung enthält eine Reihe eingehender Bestimmungen über die Menge des dem einzelnen Bürger zustehenden Loßholzes, über Einteilung der Bezugsberechtigten in Kotten mit je einem Kottmeister, über die Zeichnung der zu schlagenden Stämme mit des Rats gemeinem „Holzrießer“, über das Verfahren bei der Verlosung des Holzes, über seine Abfuhr,

über Holzlese und Waldbtage, insbesondere über die Zahl der Personen eines Haushalts, die sich an der Lese beteiligen dürfen, u. a. m. Die Ankündigung seiner neuen Verfügungen beschloß der Rat mit den Worten: „Günstige, liebe Bürger! Solches hat ein ehrbarer Rat Euch diesmal wollen anzeigen, damit anderes bevorstehendes Unglück verhütet werde, zweifeln auch nicht, solche Ordnung werde den Verständigen und denjenigen, so ihres Handwerks fleißig abwarten, nicht mißfallen, sondern vielmehr ihnen wohlgefallen“. Die Not scheint die Stadtbehörde gelehrt zu haben, die neue Ordnung längere Zeit gewissenhafter und tatkräftiger zu handhaben als die früheren. In den Stadtrechnungen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ist der Einnahme von *Waldbußen* eine besondere Rubrik gewidmet. Die Rückgepflicht wird offenbar fleißiger geübt. Wir sehen beide Bürgermeister samt den zwei Waldmeistern, den Förstern, dem Stadtschreiber und dem Stadtknecht (oder Heimbürgen) und Flurschützen mit der Berechnung und Einsammlung der Feld- und Waldbußen eifrig beschäftigt, wobei ein großer Teil der Einnahmen für die unvermeidliche „Zehrung“ aufgeht. Es ist zumeist von „schlechten“ (geringfügigen) Bußen die Rede; hohe Bußen sind offenbar selten. Im 18. Jahrhundert wird dann wieder über die „Verösigung“ des Waldes geklagt.

Auswärtigen *Waldfrevlern* gegenüber hat es die Stadtbehörde von jeher an Schärfe nicht fehlen lassen. Mit den „Anwändern“ des Stadtwaldes, mit den Bauernschaften von *Niederweisel* und der *Clebergischen Ganerbenherrschaft* untertänigen Dörfer (*Bohlgöns*, *Eberzgöns* und *Kirchgöns*) waren Streitigkeiten wegen „Überhauens“ und wegen „Übertriebs“ der Viehherden an der Tagesordnung. Oft vergalt man einfach Gleiches mit Gleichem. Hatten sich die Weiseler „überhauen“, so fielen die Buzbacher bei erster Gelegenheit plündernd in den Nachbarwald ein. Auf die Klage der Weiseler fuhr dann wohl auch einmal deren Herr, der Graf von *Solms-Dich*, darein und ließ die Stadtbürger seine Ungnade fühlen. Besonders unbequeme Nachbarn scheinen die *Clebergischen Bauernschaften* gewesen zu sein. Schon in der Stadtrechnung von 1468 wird des Falles gedacht, daß sie durch die Hege gefahren seien und auf Buzbacher Gebiet gejagt hätten. Einmal (1561) befahlen gar die *Cleberger Amtleute* ihren Untertanen, die Buzbacher Grenzhecken z. T. niederzuhauen. Auf einem Sühnetage wurde dann eine genauere Aussteinerung der gemeinsamen Forstgrenze vereinbart. Bei solchen Aussteinerungen sah man sich gegenseitig genau auf die Finger, weil man dem Nachbarn jeden möglichen Trug zutraute. Besonders lebhafte Aus-

einandersetzungen haben in den Jahren 1577—80 sich abgespielt. Auf vielfältiges Anhalten der Nachbargemeinden Pöhlgöns, Ebersgöns und Kirchgöns begab sich der Bugbacher Rat 1577 in den Wald, um das Anliegen der Bauernschaften zu vernehmen. Sie begehrt, man möge ihnen die Grenzmale und =steine zeigen, damit sie ihre Förster, die jährlich wechselten, recht unterweisen könnten. Hierauf antwortete einer der Bürgermeister: „Wir sehen ja unsere alten Hegebäume vor Augen; dabei lassen wir's bewenden“. Gleichwohl ward der Bitte der Nachbarn, mit ihnen die Grenze abzugehen, entsprochen. Bei dieser Gelegenheit — so berichtet das Bugbacher Kopialbuch — wiesen die Bauern verschiedene Steine, die den Bugbacher Förstern ganz unbekannt waren und daher nicht wenig verdächtig erschienen. Bei zwei späteren Zusammenkünften wurden sodann die vorhandenen Steine genau besichtigt, und es wurde festgestellt, welche von ihnen als alte echte „Waldsteine“ (Marksteine) anzusehen seien. Genauerer Abgrenzung halber wurden nach gegenseitiger Verständigung neue Steine gesetzt. Aber schon sehr bald darnach gab der Übergriff eines Ebersgöns' Bauern namens Jakob Mollardt den Bugbachern Anlaß zum Einschreiten gegen die bösen Nachbarn. Um Weihnachten 1577 waren im Stadtwalde zehn junge Stämme von geübter Hand in der gleichen Art und Weise geschlagen und entführt worden. Der Rat legte beide Förster samt zwei ihnen als Gehilfen beigegebenen Tagelöhnern auf die Lauer, und man ertappte den genannten Ebersgöns'er, wie er einen soeben gefällten jungen Stamm nach dem Fahrwege trug, der zwischen dem Clebergischen „Nonnenforst“ und dem Bugbacher Wald entlang lief. Die Waldhüter lagten ihm seinen Frevel auf den Kopf zu. Mollardt leugnete anfänglich und suchte sich seiner Festnahme türlich zu widersetzen. Als man ihn entwaffnet und ihm angekündigt hatte, man wolle bei ihm in Ebersgöns Haussuchung halten, erklärte er sich bereit, nach Bugbach mitzukommen. Trotz gegenteiliger Aussage der Waldhüter scheint es bei dieser Umstimmung nicht ohne derbe Prüffe abgegangen zu sein. Vor den Rat gebracht, bat Mollardt um eine gnädige Strafe. Er wurde um 10 Gulden gepfändet und zahlte nachmals die auferlegte Buße. Indessen ließ er sich nachträglich daheim vernehmen, die Bugbacher Leute hätten ihn nicht innerhalb des Schlagbaums, sondern außerhalb desselben im „Nonnenforst“ verhaftet und mit Gewalt nach der Stadt geschleppt. Er scheint bei den Cleberger Amtleuten eine entsprechende Beschwerde erhoben zu haben, und der damalige Baumeister der Ganerbenherrschaft Cleberg, Graf Wolfgang von Jsenburg-Büdingen, forderte von der Bugbacher

Stadtbehörde, daß sie die Waldhüter zu einem Abtrag (d. h. zu einer Entschädigung) von 20 Gulden zwingen wegen des Landfriedensbruches, den sie auf seiner und seiner Mitgänger unabweislicher Obrigkeit an einem Elebergischen Hinterlassen verübt hätten. Hierauf ersuchte der Rat den Grafen, die Sühneforderung gegen die vier Waldhüter, die sämtlich arme Leute und der gegen sie erhobenen Anklage nicht geständig seien, fallen zu lassen. Man fügte hinzu, Seine Gnaden werde zweifelsohne daran keinen Gefallen haben, daß Mollardt eingeständnermaßen bei Nebel und Nacht auf einen sonderbar gebannten Christfeiertag in ein nachbarlich Gemeingut sich verschlagen und eine unnachbarliche, böse Tat verübt habe. Jedenfalls müsse den angeklagten Buzbacher Bürgern Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben werden. Man bitte um eine Verhandlung am Orte der Tat, damit Augenschein genommen und der Kläger den Beklagten gegenübergestellt werden könne. Dieser Bitte ward stattgegeben, allein die Verhandlung verlief ergebnislos, da Mollardt als Ort der Verhaftung eine Stelle im Nonnenforst wies, während die Buzbacher auf ihrer Behauptung bestanden, die Festnahme habe sich am Schlagbaum auf dem Boden des Stadtwaldes abgepielt. Ein weiterer Schriftenwechsel zwischen dem Grafen und dem Rat war die Folge. Beide Teile beharrten auf ihrem Standpunkt. Die Stadtbehörde erklärte indessen: „Dem allem nach geben wir E. Gnaden zu erkennen, daß wir uns einer Auskeimung zwischen den Waldmarken zu Erhaltung guter Nachbarschaft und um Friedlebens willen mit E. Gnaden gemeinen Untertanen zu vereinigen bedacht sind“. Die Streitsache fand erst nach zwei Jahren (1580) auf einem Sühnetag ihre Erledigung. Der Rat behielt sich alle seine Rechte vor, gab aber, da man nicht genau feststellen könne, wie und wo jene Verhaftung geschehen sei, ein Viertel Weins zum besten, worauf man in der Weinlaune einigermaßen versöhnt auseinanderging. Zu Anfang jedes Amtsjahres vollzogen die Waldmeister, die in der älteren Zeit nach der von ihnen zu erhebenden Einwart (d. i. Waldbuße) den Namen „Einwärtler“ führten, den Umgang um die Waldmarken, um sich von der Beschaffenheit der Anwände, der Hecken, Zäune und Schläge, der Landwehr und ihres Gebüchses zu überzeugen. Bei anderen Waldgängen wurde festgestellt, wo der Wald vor dem Vieh zu hegen sei, ob der Ausfall der Eckern und Eichelern den Auftrieb von Schweinen lohne. Die Einwärtler wirkten auch bei Verteilung des Loosholzes mit und wiesen den Bürgern, denen „Bauens Not geschah“, unter Beihilfe der Förster die zu schlagenden Stämme an; denn zu den als notwendig

anerkannten Bauten konnte jeder Markgenosse mit Genehmigung der Waldmeister das Holz unentgeltlich aus dem Stadtwalde beziehen. Die betreffenden Stämme wurden vermitteltst des „Sandrießers“, eines artartigen Werkzeuges, durch eine bestimmte Marke gekennzeichnet. Die Zeit war freilich längst vorüber, wo sämtliche Almendnutzungen allen Markgenossen ohne irgendwelche geldliche Gegenleistung freigestanden hatten. Längst mußte der Anspruch auf Bau- und Brennholz und auf den Auftrieb der Schweine „in den Eckern“ durch die jährliche Abgabe eines „Forstgeldes“ erkauft werden. Wer die Zahlung verweigerte, dem konnte man diese Nutzungen entziehen. Überdies war in Mastjahren für jedes in den Wald zu treibende Schwein ein bestimmtes „Schweingeld“ oder „Brenngeld“ zu entrichten. Die Stadtrechnungen enthalten des öfteren die Einnahmen von „den suwen, so in den eckern gebornt sint“ (d. h. mit einem Brandzeichen versehen sind).

Nach starkem Windfall und bedeutenden Windbrüchen ordnet der Rat eine außerordentliche Verteilung des gefallenen Holzes unter die Bürger an. Von einer solchen gibt das Bugbacher Kopialbuch zu Darmstadt auf fol. 449 ff. Zeugnis. Sie fand am 15. Februar 1592 statt, „als durch eine gewaltige Windwehung um 200 Bäume umgerissen waren befunden worden“. Das Verzeichnis der Holzempfänger zeigt, daß damals im ganzen 28 Rotten bestanden, die mit wenigen Ausnahmen je 11 Bürger oder Bürgerinnen¹⁾ umfaßten, die namentlich verzeichnet sind. (Die 5. und 6. Rotte sind wohl infolge eines Versehens des Schreibers übergangen). Die Zahl der Holzempfänger berechnet sich auf 276. Man mag hiernach die Gesamtziffer der damaligen Bevölkerung auf ungefähr 1500 abschätzen²⁾.

Eifersüchtig hat „die Gemeinde“ jederzeit darüber gewacht, daß ihr alle Nichtbürger ausschließenden Rechte des Holzbezuges aus dem Marktwalde gewahrt würde. Mehrfach wurde die wirkliche oder vermeintliche Verletzung dieses ausschließlichen Nutzungsrechtes Anlaß zu aufrührerischen Bewegungen. Die eine, die des Jahres 1516, richtete sich gegen „die Gewaltigen der Stadt“, (d. h. die herrschaftlichen Verwaltungsbeamten, die Kellner)³⁾, eine andere (1521) gegen den Stadtrat. Als dieser dem vor dem Weiseler Tor gelegenen St. Wendels-

¹⁾ Vgl. die frühere Einteilung, wonach je 10 Personen eine Rotte bilden sollten.

²⁾ Über die mutmaßliche Durchschnittsziffer der Bevölkerung vgl. meine Bevölkerung d. Stadt B. im Mittelalter (1893), S. 37.

³⁾ Ich habe sie in „Volk u. Scholle“ Jahrg. 1923 S. 157 ff. als „Sturm im Glase Wasser“ geschildert.

hospital unentgeltlich einiges Brennholz zugebacht hatte, hinderten die Bürger gewaltsam die Ablieferung an die Spitalbaumeister und brachten das Holz in den Zwinger ¹⁾. Nicht einmal einer so gemeinnützigen Anstalt, wie das Armen- und Krankenhaus es war, mochte die engherzige Masse eine Unterstützung aus den Holzbeständen des Stadtwaldes vergönnen. Der Rat machte gute Miene zum bösen Spiel und verwandte das im Zwinger lagernde Holz zum Bau einer „Weede“ (Schwemme), eine Maßregel, die als gemeinnützige, die Billigung der Auführer gefunden zu haben scheint.

¹⁾ Bemerkung in der Stadtrechnung.



Zur Kirchen- und Schulgeschichte Gießens im Reformationszeitalter.

(Aus einem Vortrag.)

Von Karl Ebel.

Das hessische Land gehörte kirchlich in die Diözese Mainz, aber mitten hinein in unsere Gegend streckte sich ein Zipfel der Diözese Trier mit dem Archidiaconat Dietkirchen und dessen Dekanat, dem Erzpriesterstift Wehlar, das den alten Mittellahngau und die Grafschaft Gleiberg bildete. Als ehemaliger Bestandteil der Grafschaft gehörte daher Gießen mit seinem zugehörigen Amt (darin u. a. Großen-Linden, Heuchelheim, Wiesfeld) zu diesem kirchlichen Verband. Aber während des ganzen Mittelalters hat Gießen keine eigentliche Pfarrkirche gehabt, seine Pfarrkirche war vielmehr das dem hl. Petrus geweihte Kirchlein zu Selters, eines der ältesten in der Gegend, denn es stammt aus dem 8. Jahrhundert. Dieses Selters war die Mutterkirche der Kapelle des hl. Pankratius in der Stadt, wohin sich aber allmählich der Hauptgottesdienst zog, ganz naturgemäß, denn hier saß die Bevölkerung im Schutz der Burg und der Stadtmauern. Der Pfarrer hatte schon im 13. Jahrhundert seinen Wohnsitz in der Stadt, die Kapelle vergrößerte sich, erhielt mehrere Altäre mit Altaristen zu ihrer Versorgung, hier wurde getauft und begraben, also alle pfarramtlichen Handlungen vorgenommen, die kirchenrechtlich nur der Pfarrkirche zustehen. Daher finden wir auch zwei Kirchhöfe vor, einen bei Selters und einen bei der Pankratiuskapelle, die beide von Philipp an den Nahrungsberg verlegt wurden, als er die Festungswerke erbauen ließ. Den unsicheren Zustand kennzeichnet es, wenn die Gießener Kirche vom Erzbischof von Trier oder seinen Offizialen und vom Patron, dem Landesherrn, abwechselnd Pfarrkirche und Kapelle genannt wird. Vielleicht hat man die Kirchen in Selters und Gießen überhaupt als Einheit betrachtet, die sie tatsächlich waren, denn der Ablassbrief Papst Benedikts XII. vom Jahre 1336 ist für beide gemeinsam ausgestellt¹⁾.

In der Zeit, die der Reformation unmittelbar vorausging, war das religiöse Leben der Stadt recht rege, obgleich hier weder ein Kloster

¹⁾ J. J. Winckelmann, Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, S. 210.

noch ein Stift bestand. Es sprach sich aus in der Gründung religiöser Bruderschaften, die sich zu Gebet und Werken der Barmherzigkeit vereinigten, und in der Stiftung von Kapellen und Altären und ihrer Dotierung zum Unterhalt der Priester. Im Jahre 1489 war eine kleine Kapelle bei dem Spital der Sondersiechen, der Aussätzigen, also einem Lepusheim, ungefähr an der Stelle des Mettenheimerschen Hauses an der Wieseckbrücke in der Frankfurter Straße, von dem Gießener Bürger Hinze Sauermantel gebaut worden mit einem Altar, an dem jede Woche ein Altarist der Pankratiuskapelle „den armen Menschen“ eine Messe lesen sollte, bis die Stiftungen groß genug sein würden, einen besonderen Priester für den Altar aus ihnen zu unterhalten. Des Stifters Sohn war hierzu ausersehen¹⁾. Noch im Jahre 1501 hören wir von solcher Zustiftung²⁾.

Zwei weitere Stätten, an denen die Gläubigen auf ihrem Weg zu oder von der Arbeit eine kurze Andacht verrichten konnten, zwei Heiligenhäuschen, waren vorhanden. Eines stand am Dswaldsgarten hinter dem Garten des Herrn v. Schwalbach, das andere vor dem Walltor. Bei dem Heiligenhaus am Dswaldsgarten lag auch ein Acker, der der Kirche gehörte und im Jahre 1501 an Melchior v. Schwalbach verkauft wurde³⁾. Der Burgmann v. Schwalbach war einer der „Baumeister“ der Kirche. An der Verwaltung des Kirchenvermögens waren in Gießen die beiden Korporationen, Burgmannschaft und politische Gemeinde, beteiligt, weil beide zusammen die Kirchengemeinde bildeten, ähnlich wie in der Märkerei beide zusammen die Markgenossenschaft. Die Vorsteher der Verwaltung des Kirchenvermögens wurden „Baumeister“ genannt, weil ursprünglich die Bautätigkeit die Hauptaufgabe der Verwaltung war. Von den beiden Körperschaften stellte jede einen Baumeister.

Um diese Zeit wurde an der Pankratiuskirche gebaut, der Turm war 1484 begonnen worden. Im Jahre 1514 bestätigt der Erzbischof von Trier als Diözesanoberhirte einen der Kirche verliehenen vierzig-tägigen Ablass für alle, die zu ihrem Bau und ihrer Ausschmückung beisteuern⁴⁾. 1520 war das Werk vollendet, und am Maria-Magdalenenentag, am 22. Juli, wurde eine Holzskulptur, eine Beweinung (Pietà), und ein geschnitztes Holzrelief mit Heiligenbildern geweiht. Die

¹⁾ Nach dem handschriftl. Urkundenbuch der Stadt Gießen a. d. J. 1864 im Stadtarchiv daselbst (= GUB.). Dr. der Urkunde im Staatsarchiv Darmstadt.

²⁾ Diese Zeitschrift Bd. 7 (1897) S. 104 Nr. 20.

³⁾ GUB. I S. 684 Nr. 257. Dr. im St. A. Darmstadt.

⁴⁾ GUB. I S. 744 Nr. 272. Dr. in Darmstadt.

gewiß nicht wertlosen Kunstwerke sind verloren gegangen. Ein großes Kirchenfest war mit der Weihe dieser Bilder, des Turmes und des Erweiterungsbaues, den wir wohl annehmen dürfen, verbunden. Der Erzbischof von Trier und sein Generalvikar erteilen bei dieser Gelegenheit Ablässe von je 40 Tagen für alle, die zur Anbetung der Bilder die Pankratiuskapelle besuchen, ein Vater Unser und den Englischen Gruß beten, ferner allen, die sich an Sonn- und Festtagen und bei schweren Wettern am Läuten der Glocken in der Pfarrkirche zu Selters oder der Pankratiuskapelle beteiligen¹⁾. Dies geschah drei Jahre nachdem Luther seine 95 Thesen an der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen hatte. Aber wir sind nicht mehr weit entfernt von dem Durchbruch der reformatorischen Gedanken in Hessen und auch in unserer Stadt.

Der große Bauernaufbruch des Jahres 1525 warf seine Wellen bis an die Grenzen der Landgrafschaft Hessen. Die Stifter Fulda und Hersfeld wurden von ihm überflutet, aber das Hessenland blieb im großen und ganzen verschont, nur an einzelnen Stellen, in Bach a. d. Werra, Rotenburg a. d. Fulda, Treysa a. d. Schwalm, in Wetter und anderwärts, endlich auch bei uns in Gießen, war es zu ernstern Zwischenfällen gekommen, die leicht an Ausdehnung hätten gewinnen können, wenn es nicht dem klugen und maßvollen Verhalten des jungen Landgrafen Philipp gelungen wäre, die Gefahren zu bannen. Die Unruhen richteten sich fast durchweg gegen die Behörden, den Adel und die Geistlichkeit, denen Bedrückungen des gemeinen Mannes vorgeworfen wurden, nicht gegen den Landesherrn. Die Bewegung war zunächst eine soziale, wenn auch dabei die Bezeichnung „Evangelische Brüder“ für die Aufständischen gebraucht wird. In Gießen haben die Unruhen während des größten Teiles des Jahres 1525 angedauert und ihren Höhepunkt im Winter 1525/26 erreicht; sie wurden unterdrückt, um dann in der Osterzeit 1526 abermals, nun aber mit ausgesprochen religiöser Richtung, in Erscheinung zu treten. Hierüber hat H. Haupt in der Philipp-Festschrift des Historischen Vereins 1904 berichtet und die einschlägigen Aktenstücke mitgeteilt²⁾. Danach ist zweifellos schon im Frühjahr 1526 in der Kirche zu Selters das Evangelium gepredigt und von den Gießener Anhängern der neuen Lehre gehört worden, was ihnen von den altgläubig gebliebenen Beamten,

1) GUB. I S. 751 Nr. 274. Dr. in Darmstadt.

2) Philipp der Großmütige. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Hg. v. d. Hist. Verein f. d. Großherzogtum Hessen. Marburg i. H. 1904. S. 444—459.

Bürgermeister und Rat zum Vorwurf gemacht wurde¹⁾. Philipp hatte jene zwar zur Ruhe vermahren lassen, aber von einem scharfen Vorgehen gegen sie abgesehen und ihnen die Entsendung eines „geschickten, gelehrten und frommen Predigers“ in Aussicht gestellt²⁾. Ist dieses Versprechen — etwa nach der Synode von Homburg — erfüllt worden, dann ist Daniel Grefser³⁾ nicht der erste evangelische Pfarrer in Gießen gewesen. Dennoch ist ein anderer Zusammenhang möglich. Wenn es nämlich richtig ist, daß zu Selters evangelisch gepredigt worden und der Rat der Stadt altgläubig gewesen ist, dann besteht ein auffallendes Zusammentreffen zwischen dem Abbruch der Selterskirche und der Tatsache, daß wir vor dem Amtsantritt Daniel Grefers 1532 einen evangelischen Pfarrer in Gießen nicht kennen, denn der Abbruch der Kirche fällt fast genau in dieselbe Zeit, in die Jahre 1530—33, nicht ohne Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1532 selbst. Es wäre daher denkbar, daß Rat und Burgmannschaft der neuen Lehre noch weiterhin Widerstand entgegengesetzt hätten, bis Philipp bei Gelegenheit des Festungsbaues, der die Entfernung der Kirche und der übrigen Gebäude zu Selters zur Notwendigkeit machte, der inzwischen weiter gewachsenen evangelischen Gemeinde die Pantkratuskirche übergab, in die dann Grefser allerdings als erster Gießener evangelischer Pfarrer einzog.

Man darf überhaupt nicht an eine plötzliche allgemeine oder gar gewaltsame Reformierung denken, in Gießen so wenig wie sonst in Hessen, denn die katholischen Altaristen in unserer Stadt blieben noch längere Zeit im Besitz ihrer Benefizien, d. h. doch wohl, daß sie ruhig weiter amtierten. So gestattet Landgraf Philipp erst im Jahre 1540 dem Bürgermeister und Rat, das seither von Friedrich Schütz besessene Lehen des Ciriacusaltars an sich zu nehmen und die Einkünfte einem Schulmeister zuzuwenden⁴⁾. Und in der Schulordnung von 1543 wird ausdrücklich bestimmt, daß künftig freier werdende Benefizien zur Befoldung des Locaten, d. i. des 2. Schulmeisters, verwendet und damit die Stadtkasse und der Kirchenkasten, die seither die Befoldung ge-

¹⁾ Schreiben von Rentmeister, Bürgermeister usw. an den Statthalter a. d. Lahn. N. a. D. S. 458.

²⁾ N. a. D. S. 450 f.

³⁾ Über ihn s. Friß Hermann in dieser Zeitschrift Bd. 9 (1900) S. 20—40. Ein Sohn Grefers kam 1566 nach Gießen. Das Bürgermeisterregister dieses Jahres verzeichnet unter Gemeinde Ausgiff: 4 alb. Daniel Grefers son, hat umb ein zehring angesucht.

⁴⁾ GUB. II S. 197 Nr. 26. Dr. früher im Stadtarchiv, jetzt nicht mehr auffindbar.

meinsam aufzubringen hatten, zu gleichen Teilen entsprechend entlastet werden ¹⁾).

Wie sehr die alten und neuen Verhältnisse in den ersten Jahrzehnten der Reformation noch ineinander griffen, wie wenig eine reinliche Scheidung durchgeführt war und auch nicht durchgeführt werden konnte, zeigen gerade diese Bestimmungen; eine Pfarrererennennung vom Jahre 1539 deutet nach derselben Richtung. Der Gießener Burgmann Konrad v. Elterhausen zu Muschenheim war Patron und Collator der Kirche zu Lüzellinden und überträgt nun dem Vikar Georg Ebel zu Gießen, Sohn des Bürgers Gerlach Ebel daselbst, die Pfarre „sampt dem Altar unßer I. Frauen in der obgemelten phar“, nachdem der Vikar versprochen hat, „das heilig evangelium dem volck treulich zu lesen und zu predigen“ ²⁾ Also ist der Vikar Ebel vielleicht bis dahin noch katholisch gewesen, jetzt wird ihm mit dem evangelischen Pfarramt zugleich auch noch der in der Kirche zu Lüzellinden befindliche Altar der hl. Jungfrau Maria übertragen, der für den evangelischen Gottesdienst gar keine Bedeutung mehr hat. Natürlich nur eine altergebrachte Form der Belehnung, aber doch bezeichnend für das Fortwirken der alten Verhältnisse in den neuen.

Nachdem einmal die Reformation eingeführt ist, haben die Gießener auch gleich zwei Geistliche. Der ebengenannte Georg Ebel kann auch lutherischer Vikar gewesen sein, bestimmt aber haben wir 1543 neben dem Pfarrer einen Kaplan, den die Schulordnung ausdrücklich nennt, wie wir sehen werden.

In engem Zusammenhang mit der Kirche stand das Schulwesen. Der Unterricht lag in den Händen der Geistlichkeit, die während des Mittelalters hauptsächlich für den Nachwuchs ihres Berufes sorgte. Eine öffentliche Schule bestand aber schon im 15. Jahrhundert, aus dessen Ende wir den Schulmeister Hermann kennen. Im Jahre 1502 empfiehlt der fürstliche Rentmeister Balthasar v. Schrautenbach Bürgermeister und Rat, den Sohn des Heinrich Löber, den Albert Löber, als Kindermeister anzunehmen, da er gehört habe, daß der Rat beabsichtige, „die schule hie zu Gießen mit einem anderen kindermeister zu besetzen“ ³⁾. Wenn er dabei sagt, der Rat möge den Albert Löber „ein zyt lang, wie deshalb ewr ordnung und gewonheit ist, mit der schul versehen“, so entnehmen wir daraus, daß auch schon eine bestimmte Schulordnung bestand und daß das Schulamt nicht grundsätzlich auf

¹⁾ Ratsprotokolle 1542 ff. fol. 253 a. Stadtarchiv.

²⁾ GUB I S. 782, Nr. 282. Dr. in Darmstadt.

³⁾ GUB. II,1 S. 131 Nr. 17.

Lebenszeit vergeben wurde. Nach der Einführung der Reformation wurden die Einkünfte der Altaristen zur Besoldung des Schulmeisters verwandt. Philipp der Großmütige gestattet, wie wir oben sahen, 1540 der Stadt, das Lehen des Ciriacus=Altars hierzu zu nehmen, geschehe dies aber nicht, müsse es wieder dem Landgrafen heimfallen¹⁾.

Eine evangelische Schulordnung liegt uns vor aus dem Jahre 1543, als Amtmann, Pfarrer, Bürgermeister und Rat den Johannes Becius aus Hersfeld zum Schulmeister bestellen²⁾. Da in der Ordnung auch von Autoren, die gelesen werden sollen, die Rede ist, so erfahren wir, daß es sich um eine Lateinschule handelt. Der Religionsunterricht aber bildete die Grundlage: Der Schulmeister soll „die jugent hie der burger auch außlendigen Kinder, zu Gottes ehr und desselben forcht, zu ehren und thuegenden mit vleiß uffziehen und anhalten“. Ferner: er soll sie in guten Künsten mit Lesen und Repetieren unterweisen, wozu der Lehrplan von ihm mit Pfarrer und Kaplan zu vereinbaren ist. Die Schulaufsicht liegt also in den Händen des Pfarrers, wie nach der Sitte der Zeit die Schule überhaupt geistliche Anstalt ist. Der Schulmeister ist verpflichtet, nach Anweisung des Pfarrers „den core mit gesange und andern Gottes diensten“ zu halten und sonderlich — was früher nicht gewesen ist — jeden Mittwoch und Freitag morgens vor der Frühpredigt des Pfarrers oder des Kaplans mit den Schülern, die sich dazu eignen, im Chor einen Psalm und das Vaterunser mit Andacht singen und alsdann mit ihnen züchtig zur Schule zurückgehen. Am Mittwoch, später an einem beliebigen Tag jeder Woche, sind die Schüler fleißig im Beten und in der heiligen Schrift, dann auch im Katechismus zu unterweisen. Über alles, was sie gelernt haben, sind, wie seither, zu gehörigen Zeiten Examina abzuhalten. Ein Nachmittag in der Woche war schulfrei, fiel aber ein Feiertag in die Woche oder eine Hochzeit, zu der den Jungen (um bei der Trauungsfeierlichkeit zu singen) freigegeben wurde, so durfta der Unterricht an dem sonst freien Nachmittag nicht ausfallen.

Einen breiten Raum in der Schulordnung nehmen die Bestimmungen über die Besoldung der Lehrer und das Schulgeld ein. Der Schulmeister soll jährlich aus dem Kirchenkasten haben 40 Gulden, den Gulden zu 26 Albus gerechnet. Hiervon gibt der Rat 2 Gulden. Dem Schulmeister will man auch einen Vocaten, d. i. einen Gehilfen, halten und ihm, wenn man ihn haben kann, 20 Gulden Jahrlohn geben, wo-

¹⁾ GUB. II, 1 S. 197 Nr. 26.

²⁾ Ratsprotokolle 1542 ff. fol. 252 ff.

von der Rat dem Kasten 8 Gulden ersetzt. Dazu soll der Schulmeister von Michaelis 1543 ab jedes Vierteljahr von jedem einheimischen Schüler 2 Albus erheben und aus seiner Einnahme dem Vocaten jährl. 10 Gulden abgeben. Diese Bestimmung wurde später (wohl 1572) dahin abgeändert, daß beide das Schulgeld der einheimischen Schüler zu gleichen Teilen, der Schulmeister allein aber das Schulgeld der auswärtigen Schüler beziehen sollten. Über das bestimmte Schulgeld hinaus darf nichts gefordert werden, auch keine *accidentalia* außer im Winter Holz und 4 Lichte. Fremde Kinder von Adel zahlen dem Schulmeister jährlich 1 Gulden (später 1 Taler), von Kindern auswärtiger Bürgerlicher und Bauern aber wird nur $\frac{1}{2}$ (später 1) Gulden verlangt.

In den Jahren 1572 und 1590 ist diese Ordnung erneuert und verbessert worden¹⁾. Die Schule hatte bis dahin einen dritten Lehrer, den Tertiarius, erhalten, wodurch eine Änderung in den Besoldungen, die durchweg erhöht wurden, nötig geworden war. Es war auch vorgekommen, daß der Schulmeister statt des Holzes Geld von den Eltern erhalten hatte, sodaß die Schulstube kalt blieb. Deshalb ward bestimmt, daß jeder Schüler täglich 1 Scheit, 2 Brüder ebenfalls 1 Scheit, 3 Brüder aber zusammen 2 Scheite Holz zu liefern hätten. Wer das Holz von seinen Kindern nicht hintragen lassen wollte, mochte es kaufen und zur Schule fahren lassen. Dem Schulmeister aber war es untersagt, das Holz anders als zum Heizen der Schulstuben und der Stube der Lehrer zu verwenden.

Im Gemeindeleben fiel der Schule eine nicht unwichtige Rolle zu. Wir haben schon gesehen, daß die Mitwirkung bei den Gottesdiensten zu ihren Pflichten gehörte. Auch bei anderen Anlässen wurde ihre Betätigung gefordert. Bei Hochzeiten sang der Schülerchor, und wenn ein Mitbürger von Ansehen zu Grabe getragen wurde, folgten die Schüler unter Leitung der Schulmeister singend dem Sarge, eine schöne Sitte, die nicht wenig dazu beitrug, die Trauerfeierlichkeiten eindringlich und ergreifend zu gestalten. Der Schulmeister erhielt für seine Mühewaltung 4 Schilling, der Vocat 1 Schilling, jeder Schüler aber einen Weck. Am „Eschertag“, dem Aschermittwoch, pflegte der Schulmeister mit seinen Schülern auf dem Markt ein geistlich Spiel aufzuführen, wofür er und die Mitwirkenden ebenfalls eine Belohnung vom Rat erhielten. Die Bürgermeisterrechnung vom Jahre 1542 verzeichnet unter „Gemeine Außgiff“: 2 Gulden „dem scholmeister sampt den scholern und burgers sonen zur verehrung am Eschertag, als sie comediam Susanne uff dem margt agert haben“. An der gleichen Stelle enthält die

1) Ebenda. Die Veröffentlichung der Schulordnungen behalte ich mir vor.

Rechnung von 1546 folgende Ausgabe: 1 Gulden $\frac{1}{2}$ Albus „uff den Eschertag ubertragen in beisein des rentmeisters, schultheißen, burgermeister und raths“, und noch 1585 finden wir eine Ausgabe von 4 Gulden 13 Albus „denen so die comediam agirt uff Tinerum“¹⁾. Die im apokryphen 13. Kapitel des Propheten Daniel erzählte Geschichte von der schönen Susanne, dem Weib des Jojakim, und den beiden alten Presbytern war im Mittelalter ein beliebtes Thema für literarische und bildliche Darstellungen. Ein Fastnachtsspiel, dem sie zu Grunde liegt, ist bekannt; es schließt sich eng an den Text der Vulgata²⁾ an. Zweifellos hat es sehr viel mehr Fassungen gegeben, die sich kaum wesentlich voneinander unterschieden haben werden. Ein solches Spiel ist das im Jahre 1542 aufgeführte gewesen. In den beiden anderen Nachrichten fehlt leider die Angabe des Stückes.

¹⁾ Die Rechnungen im Stadtarchiv.

²⁾ Das Spiel bei Adelbert Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert, Nachlese, Nr. 129, = Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 46 (1858), S. 231 ff. über die Erzählung selbst vgl. N. Brüll, Das apokryphische Susanna-Buch, in den Jahrbüchern für Jüdische Geschichte und Literatur, Jahrg. 3, Frankfurt a. M. 1877, S. 1—69. Eine niederdeutsche Dichtung ist als Bruchstück erhalten und im Neuen vaterländischen Archiv für die Kenntnis d. Königreichs Hannover, Bd. 5, Lüneburg 1824, S. 147—152 abgedruckt (vgl. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung I, 471).



Neuere Literatur zur Geschichte Oberhessens und der Nachbargebiete.

Die nachfolgende Übersicht macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie kann nur auf solche Schriften hinweisen, die uns zur Besprechung zugegangen oder irgendwie für die Geschichte unserer Heimatprovinz wichtig sind, auch wenn sie sich nicht oder nicht ausschließlich mit ihr beschäftigen.

Die Redaktion bittet Verleger und Verfasser von Schriften, deren Berücksichtigung an dieser Stelle gewünscht wird, um Einsendung von Besprechungs-exemplaren, auch von Sonderabdrucken.

Heinrich Richter. Die altsteinzeitliche Höhlensiedelung von Treis a. d. Lunda (Die Ausgrabungen im Jahre 1924). Sonderabdruck aus den Abhandlungen der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft Band 40, Heft 1. Frankfurt a. M. (Im Selbstverlage der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft; Kommissionsverlag: W. Junk, Berlin W. 15, Sächsische Straße 68) 1925. — 4^o. 54 S. 36 Textfig. 25 Tafeln.

Die ziemlich Anzahl diluvialer Siedelungsdenkmäler in der Nachbarschaft unserer Provinz (z. B. Steeden, Altdiezh, Langenaubach, Mainz, Lammerspiel) hatte schon lange die Hoffnung begründet, daß ein glücklicher Zufall im Verein mit dem sicheren Blicke eines interessierten Beobachters auch in Oberhessen einmal ähnliche Reste der Vorzeit zutage fördern werde; ein faustkeilähnliches Kieselstießerartefakt aus der Rödgener Sandgrube konnte wegen seiner Vereinzelung nicht als genügender Beleg gelten.

In der Tat kann jetzt der Bericht über einen solchen Fund angezeigt werden, sogar über einen Fund, der an Mächtigkeit und Bedeutung in Deutschland seines Gleichen sucht. Unter den Quarzitschollen der Steinbrüche am Südostabhange des Totenberges bei Treis a. d. Lunda waren schon seit Jahren beträchtliche Reste eiszeitlicher Säugetiere zum Vorschein gekommen. Im Herbst 1923 besuchte H. Richter im Auftrag des Geologischen Instituts der Landesuniversität die Fundstelle, und sein scharfes Auge entdeckte dabei eine kleine Messerflinge aus Feuerstein. Auf Anregung von Professor Harrassowitz forschte er dann nach weiteren Werkzeugen, wobei schon an Quarzit, statt des anderwärts üblichen Feuersteins, als Herstellungstoff gedacht wurde, und er hatte ganz überraschenden Erfolg.

Die mit vorbildlicher Umsicht und Sorgfalt vorgenommenen Ausgrabungen fanden vielfache Unterstützung selbst von seiten einfacher Dorfbewohner. Die Ausbeute des Jahres 1924 wird im vorliegenden Berichte behandelt. Verfasser bescheidet sich zunächst damit, im Anschluß an eine Darstellung der geographisch-geologischen Verhältnisse sowie eine Schilderung der Ausgrabungen und des Ausgrabungsbedarfes vor allem die Geräte der Quarzitkultur, die noch nirgends sonst so ausgeprägt begegnete, vom technologischen Gesichtspunkt aus zu besprechen. Diese Beschränkung entspringt dem erfreulichen Grunde, daß man von den weiteren Ar-

beiten bei Treis noch wichtige Aufschlüsse erwarten darf und daß sogar noch mehrere Niederlassungen des Eiszeitmenschen mit Hilfe der am Totenberg gewonnenen Erkenntnisse in Oberhessen gefunden worden sind und der Untersuchung harren.

Die Ausgrabungsarbeiten waren sehr schwierig, da die gewaltigen Quarzitschollen der Grotten, in denen die Eiszeithorden gehaust hatten, meist auf die Kulturschichten herabgebrochen waren. Die Schilderung der angewandten Untersuchungsmethoden dürfte nicht nur für den Fachmann von Interesse sein, und sie weckt jedenfalls rückhaltloses Zutrauen zu den in unverdrossener Bemühung gewonnenen Ergebnissen. Sehr anschauliche Abbildungen nach photographischen Aufnahmen sowie einige Schnitte und Pläne verdeutlichen die Beschreibung des Befundes. Trotz der starken Verlagerungen konnten wichtige Einzelbeobachtungen gemacht werden, Steinplatten als Arbeitstische, Knochen- und Werkzeugein schlüsse; aus den Resten der Fauna sind nunmehr u. a. Wildpferd, Rhinoceros, Mammuth, Bison, Moschusochse, Bär und Höhlenlöwe sicher nachgewiesen. Am auffallendsten und bedeutungsvollsten ist die ungeheure Masse von Quarzitgeräten. Nach einer Analyse des Materiales werden die Grundformen der Quarzitwerkzeuge vorgeführt und nach ihrer technischen Ableitung an Hand gut abgebildeter Originale und sorgfältiger Versuche besprochen.

Die Eingliederung der Quarzitkultur von Treis in das System des Paläolithikums begegnet ziemlichen Schwierigkeiten, da die Eigenart des hier in Folge des Feuersteinmangels zur Verwendung gekommenen Gerätmassens manche Besonderheiten in der Formgebung veranlaßt hat. Auch sonst herrscht ja noch längst keine Einigkeit über die Parallelisierung der deutschen und der westeuropäischen Diluvialfunde, welche letztere bekanntlich auf eine nach französischen Fundorten geschaffene und benannte Stufenfolge verteilt werden. So tut der Verfasser gut daran, seine Funde vorerst nur mit Vorbehalt in die Moustérienkultur, als deren Hauptträger der „Neandertaler“ gilt, einzuordnen und dabei festzustellen, daß sich leise Ansätze zum Übergange in die Erscheinungen des Jungpaläolithikums zeigen. Sehr anerkennenswert ist dabei, daß der Fehler vermieden wird, die Grenze zwischen dem Geltungsbereiche der geologischen und der prähistorischen Forschungsmethode zu Gunsten der einen oder anderen zu verwischen: beide Wissenschaften müssen sich auf dem Felde der Diluvialarchäologie zu gemeinsamer Arbeit vereinigen.

Mit Glück stellt der Verfasser dem bisher oft allzu starr geübten typologischen Vorgehen seine technologischen Untersuchungen zur Seite, die sich auf das Experiment und auf die Analyse der Originale stützen, etwa im Sinne der bekannten aus dem Weimarer Museum hervorgegangenen Arbeiten. Er erhofft davon ein besonders inniges Eindringen in die geistige Struktur des Menschen, sein schöpferisches Verhältnis zum Material, über die Bedeutung der Tradition und die Entwicklungsfähigkeit der Kulturkeime für den weiteren Aufstieg. Tatsächlich sind seine Ergebnisse durchaus bestechend. Vielleicht aber beruht die Primitivität der Treiser Kultur doch weniger darauf, daß sie einen wirklichen Anfang schlechthin darstellt als vielmehr auf der Notwendigkeit, sich mit ungewohntem Materiale auseinanderzusetzen und dabei gewissermaßen neu anzufangen oder wenigstens umzulernen. Manches, was unter den Geräten besonders urtümlich anmutet, kann auch als „Nebenprodukt“ der Werkstätigkeit aufgefaßt werden. Die Fundschicht mit den entwickelteren Hornsteinartefakten, die hoffentlich noch besser als bisher ange schnitten und untersucht werden kann, ist von der großen Denkmälermasse der Quarzitkultur streng zu scheiden und auf eine zweite, um viele Jahrtausende jüngere Besiedelung unserer

Gegend durch die Vertreter einer anderen, schon höher stehenden Eiszeitrasse zurückzuführen.

Insgesamt ist die Veröffentlichung der Treiser Funde mit aufrichtiger Freude zu begrüßen, und man darf den Verfasser beglückwünschen sowohl zu seiner wichtigen Entdeckung als auch zu der vorbildlichen Art, mit der er sie verfolgt, bearbeitete und in ihren Ergebnissen nicht nur dem Wissenschaftler sondern auch dem Laien verständlich darbietet.

Stettin.

D. Kunkel.

Otto Kunkel, Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer. Hg. v. d. Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts mit Unterstützung der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Mit 205 Abb. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1926, VII, 271 S. gr. 8°.

Die Provinz Oberhessen gehört zu den an vorzeitlichen Denkmälern reichsten Landschaften Deutschlands. Ihre Bodenfunde sind in mehreren Ortsmuseen, besonders aber im Oberhessischen Museum in Gießen, das ihretwegen weit über die Grenzen des Heimatlandes bekannt ist, gesammelt und wissenschaftlich nutzbar gemacht. Der Verfasser des Buches, jetzt Kustos an der Provinzialsammlung Pommerischer Altertümer in Stettin, hat in mehrjähriger Tätigkeit als Museumsassistent in Gießen diese Schätze kennen gelernt, z. T. auch selbst zusammengebracht. So ist er wie kein anderer berufen, uns eine Übersicht zu bieten über das, was der oberhessische Boden bis jetzt an Denkmälern hergegeben hat. Bereits in einer früheren Schrift „Die Vorgeschichte unserer Heimat“ (Grünberg i. S. 1921) hat er den Versuch gemacht, aus ihnen eine Vorstellung von den Völkern und Stämmen, die unsere Heimatprovinz einst besiedelt haben, zu gewinnen, in dem vorliegenden Buche wird das Thema breiter behandelt und quellenmäßig belegt.

Die Funde, die uns Nachricht geben von den Menschen der älteren Steinzeit, der Michelsberger und der Megalithkultur sind seltener in unserem Gebiet, dagegen ist die Wetterau als klassisches Forschungsgebiet der Wandkeramik fast berühmt geworden. Die Schnur- und Zonenkeramik ist uns aus Hügel- bzw. Flachgräbern bekannt. Sichere Denkmäler der jüngsteinzeitlichen Kulturen sind besonders über die Wetterau und ihre Ausläufer hin verstreut, spärlicher in den Randgebieten des Vogelsbergs gefunden worden. Ein unmittelbarer Übergang vom Neolithikum zur Bronzezeit ist in Oberhessen nicht festzustellen. Die Reste der früheren Bronzezeit sind spärlich, dagegen erfüllt die Denkmälermasse der Hügelgräberbronzezeit die ganze bisher fast siedelungsleere Nordosthälfte der Provinz, den Vogelsberg bis zu den höchsten Lagen hinauf, in verhältnismäßig geringem Umfang dagegen die südliche Hälfte, die Wetterau. Das typische Bild einer Übergangsperiode bietet die Urnenfelderkultur, die nach ihrer Eigenart eine Sonderstellung beanspruchen kann. Sie findet sich in der Wetterau, über die Gießener Senke bis in die Gegend von Marburg. Sie lebt in die Hallstattzeit hinein; das Herauswachsen der Hallstattformen aus ihrer Keramik läßt sich gerade an oberhessischen Denkmälern deutlich nachweisen. Die „Mehrener“ der späten Hallstattzeit hält der Verfasser „für die ersten wirklichen Kelten, die unser Gebiet berührt haben“. Sie sind über Eifel, Hunsrück, Westerwald entlang der Lahnstraße nach Oberhessen gekommen. Die Latènezeit umfaßt die gallische und die germanische Periode. Die „Gallisierung“, deren erste

Spuren in der südlichen Wetterau auftreten, tritt anfänglich in Nachbestattungen in den Nekropolen der Einheimischen in die Erscheinung, sehr bezeichnend in Gräbern der mittleren Hallstattzeit zu Niedermockstadt. Die nördlichste Fundstelle ist der Trieb bei Gießen, auf dem wohl alle Kulturen von der jüngeren Steinzeit bis zur fränkischen Zeit vertreten sind. Von Ringwällen scheint nur die Glauburg als gallisch angesprochen werden zu können. Über die Stammeszugehörigkeit der in unser Gebiet eingedrungenen Gallier können Schlüsse noch nicht gezogen werden, nur die Helvetier können mit einer gewissen Sicherheit bestimmt werden. Für die germanische Frühzeit Oberhessens sind die Urnenfelder vom Kobberg bei Gießen und vom Goldstein bei Nauheim die maßgebenden Urkunden geblieben. Die Ringwälle des Dünsbergs sind germanisch und wohl gegen die Gallier errichtet gewesen. Das germanische Siedlungsgebiet Oberhessens deckt sich im allgemeinen mit dem der Wandkeramiker, der Urnenfelderleute und der Hallstattbauern, annähernd auch mit dem der Gallier. Von germanischen Stämmen haben die Chatten im Gebiet der Provinz geessen, jedoch hat die ganze Wetterau niemals rein chattische Bevölkerung gehabt. Auch Ostgermanen sind durch Funde nachgewiesen, haben aber keine tiefergehenden Spuren hinterlassen. Den Einleitungen der einzelnen Abschnitte, denen ich meist mit den Worten des Verf. die vorstehenden Auszüge entnommen habe, folgt jedesmal ein Katalog der Funde, sachlich und örtlich eingeteilt. Über bis jetzt nicht untersuchte Grabhügel, über Kultstätten, Straßen, „Lange Steine“ u. ä. gibt der Verf. eine knappe Übersicht in einem besonderen Kapitel. Berichtigungen möchte ich die Angabe auf S. 229, Gießen Nr. 13. Der hier genannte Flurname lautet ursprünglich „an der langen stehn“ = an der langen Stiege; „am Langenstein“ ist eine von Geometern vorgenommene Umtaufe. Vielleicht sind noch mehr „lange Steine“ auf diese Weise entstanden und zu vorgegeschichtlicher Berühmtheit gelangt. Ein „kurzer Überblick über die frühgeschichtliche Zeit“ und eine „vergleichende Fundortsübersicht“ machen den Beschluß des Buches, mit dem sich der Verfasser ein großes Verdienst um die Erforschung der Vorgeschichte unserer Provinz und Deutschlands im allgemeinen erworben hat. Zahlreiche Abbildungen und Landschaftsskizzen, zum großen Teil von der Hand des Verfassers, erläutern den Text und zieren den Band.

H. Z i n n, Altheilige Orte und Spuren altheidnischer Verehrung der Göttin Holle oder Hulle im oberen Vogelsberge. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Kulturgeschichte unserer Heimat. Pfungstadt, Selbstverlag, 1926, 16 S., 8°, 50 Pfg.

In den Sitten und Gebräuchen, in den Märcen und Mythen, nicht zuletzt auch im Glauben, besser Aberglauben, unseres Volkes sind manche Reste unserer germanisch-heidnischen Vorzeit erhalten geblieben, und die Wissenschaft der Volkskunde ist seit etwa drei Jahrzehnten am Werk, diese Zusammenhänge aufzuspüren und bloßzulegen. Wir wissen auch, daß in Namen von Örtlichkeiten Erinnerungen an Heiligtümer und Gottheiten jener versunkenen Zeit stecken, Erinnerungen, die sich um so leichter fortpflanzen, wenn solche Orte Mittelpunkte religiösen und staatlichen Lebens gebildet hatten und von den christlichen Missionaren mit gutem Grunde zu Zentren christlichen Kultes und kirchlicher Organisationen umgestaltet worden waren. Dem, der derartigen Spuren der Vergangenheit nachgeht, gewinnt die Heimat ein ganz eigenartiges Leben und wird sie um so teurer. Daher ist es zweifellos ein Verdienst, anderen das Erschaute und Ergrübelte mitzuteilen und auch den Ungelehrten teilnehmen zu lassen an der Freude, die solche Betrachtung

gewährt. Diesem edlen Ziele strebt der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift, eines Sonderabdruckes aus dem laufenden Jahrgang von „Heimat im Bild“, entgegen. Manches, was er von „Frau Holle“ und ihrer Wohnung, von ihrer Bedeutung für den Volksglauben sagt, mag zutreffen oder wenigstens möglich sein. Oft aber hat er, verführt durch ähnlichen Klang zweier Wortformen, seinen Wunsch, Belege für seine Annahmen zu finden, den Vater seines Gedankens werden lassen. Er kommt dann zu Schlüssen, die vor dem Richterstuhl des Germanisten nicht bestehen können, und vergißt auch dabei, daß zur Erklärung eines Namens vor allem möglichst alte urkundliche Formen gehören. Von diesen aber bringt er keine bei mit Ausnahme von Mahstat für Altenstadt (nicht Altenstadt) im Amtsgericht Raumburg in Niederhessen. Allein dieses eine Beispiel reicht nicht aus, um auch alle anderen: Altenburg, Altenstadt, Alterod, Altenhain usw. von ahd. *alaha* abzuleiten. Nach Reimer, *Hist. Ortslexikon f. Kurhessen*, S. 13, ist es keineswegs erwiesen, daß Mahstat in pago Hassorum mit dem später erscheinenden Altenstadt identisch ist. Reimer spricht nur von einem Vielleicht. Im allgemeinen steht es fest, daß die mit „alt“ zusammengesetzten Ortsnamen Bildungen aus dem Objektivum *alt* sind. Von den nahezu fünfzig derartigen Namen, die von Reimer aufgeführt werden, ist nur einmal jene Zusammensetzung mit *alaha* und, wie gesagt, noch dazu in ihrer Zugehörigkeit unsicher nachgewiesen. Freilich gehen die Altenberg und Altenburg (die übrigens identisch sind) gelegentlich auf vorgeschichtliche oder frühgeschichtliche Befestigungen, innerhalb deren wohl auch ein Heiligtum gelegen haben mag, zurück aber gerade sie wurden nach dem Verlust ihrer Bedeutung eben zur „alten Burg“. Ganz evident ist der Vorgang bei dem Namen Alterod: ein Heiligtum wird nicht gerodet. Ganz abwegig ist auch die auf S. 8 f. gegebene Erklärung der volkstümlichen Bezeichnung „Mullstein“ für Ulrichstein. Daß sie nicht, wie der Verf. annimmt, mit einem „Hullestein“ zusammenhängt, sondern aus „Zum Ulrichstein“ entstanden ist, hat bereits vor 36 Jahren August Köschel (s. *Quartelblätter d. Hist. Vereins f. d. G. d. H. d. H. Bd. 3, S. 123 f.*) und damit den Beifall eines unserer ersten Germanisten, Edward Schröders, gefunden. Genau so falsch ist selbstverständlich die von Pfarrer Kornmann in der Jubiläumsausgabe des „Gießener Anzeigers“ 1925 S. 91 gebrachte Etymologie Mullstein=Mullstein von *Mal*, Ding=Gerichtsstätte. Auch die Ausführungen von Pfarrer Schick über die „Hollen“ *Heimatblätter für den Kreis Malsfeld*, 2. Jahrg. Nr. 1) sind, was bei dieser Gelegenheit bemerkt werden mag, entschieden zurückzuweisen. Vor der dilettantischen Behandlung etymologischer Fragen kann nicht eindringlich genug gewarnt werden; gerade Heimatblätter sollten sich davon freihalten, denn sie bringt den Lesern nur falsche Begriffe bei und stiftet Verwirrung. Erste Aufgabe heimischer Geschichtsfreunde ist die Herbeischaffung von Bausteinen, aus denen der Fachmann das, was er braucht, auswählen wird.

Christian Spielmann, *Geschichte von Nassau*, 2. Teil. Montabaur 1926, 8°, 705+XIV S. Geb. 9 Mf.

Mit diesem, vom Nassauischen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegebenen und verlegten Bande ist das dreibändige Werk des 1917 verstorbenen Verfassers vollständig geworden. Der erste Band, der die politische Geschichte enthält, erschien 1909, der dritte, Quellenstücke und Bearbeitungen darbietende, 1912 im Verlage von P. Plaum in Wiesbaden. Der vorliegende zweite Band bringt nun die „Kultur- und Wirtschaftsgeschichte“. Von unserem Nachbar-

Land spinnen sich so zahlreiche Fäden historischer, geistiger und wirtschaftlicher Art herüber nach Oberhessen, daß eine Anzeige des Buches an dieser Stelle wohl gerechtfertigt ist. Es sei hier nur an die gemeinsame Geschichte der Grafschaft Gleiberg im Lahngau, an die daraus entspringenden Kondominate am Gemeinen Land an der Lahn und im Hüttenberg und daran erinnert, daß nach dem Eingehen der Hohen Schule zu Herborn bis 1866 Gießen für Nassau gewissermaßen Landesuniversität war, was Spielmann allerdings nicht erwähnt. Der reiche Inhalt des Bandes ist in 12 Abschnitte gegliedert, in denen jedesmal die Verhältnisse von der ältesten Zeit bis zum Ausbruch des Weltkrieges geschildert werden, knapp zwar, so daß die Darstellung hie und da zur Statistik wird, aber im ganzen erschöpfend. Im 1. Abschnitt, „Land und Leute“, interessieren besonders Kap. 3: „Niederlassungen und Niederlassungsnamen“ und 4: „Ausgänge und Neubesiedelungen“, die eine gute Übersicht über die einander folgenden Volksstämme und über die Bevölkerungsbewegung bieten. Kap. 8 „Sprache“ bringt u. a. eine Laut-, Wort- und Satzlehre. Abschn. 2: „Widernatürlicher Gütererwerb“ behandelt Tierzucht, Ackerbau, Forstwirtschaft, Bergbau usw. In Abschn. 3: „Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr“ werden auch die Verkehrs- und Wasserstraßen, darunter die Schiffbarmachung der Lahn, einer Betrachtung unterzogen. Die Abschnitte 5—9 behandeln die Staats- und Gemeindeverwaltung einschließlich Heer und Polizei, Finanzwesen und Wohlfahrtspflege, die drei letzten sind der Kirche, der Schule und dem Geistesleben gewidmet. Auf Literatur- und Quellenangabe, soweit sie nicht gelegentlich im Text gegeben werden, hat der Verfasser wie im ersten Band verzichtet, doch bietet der dritte Band mit seinen Quellenstücken einigermassen Ersatz. Ebenso ist ein Orts- und Personenregister nicht beigegeben, dagegen erleichtert ein Sachregister das Nachschlagen. — Der Preis des starken, gut gebundenen Ganzleinenbandes ist als billig zu bezeichnen.

G. H i n s b e r g, Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Berleburg, Selbstverlag d. Verf. 4^o, Bd. 1 (1920), 239 S., 4 (1925), 158 S. 5 (1920), 145 S. Geb. je ca. 5—6 Mk.

Der Berleburger Pfarrer legt mit diesen Bänden, von denen der erste und fünfte bereits vor sechs Jahren erschienen sind, einen mit Sachkunde und warmer Heimatliebe geschriebenen Teil einer Geschichte der Grafschaft Wittgenstein-Berleburg vor. Das kleine, 200 Quadratkilometer große Land, das im Westen und Norden an das ehemals (bis 1866) großherzoglich hessische Hinterland, die Gegend von Battenberg, anstößt, steht in engen Beziehungen zu unserem Hessenland. Am Ederkopf im Rothhaargebirge entspringt die hessische Lahn. Die Bewohner sind eines Stammes mit unseren Vorfahren, den Chatten, und reden wie wir oberhessische Mundart. Politisch gehörte das Land zum hessischen Oberlahngau. Daß diese Verhältnisse sich in allen späteren Zeiten ausgewirkt haben, bis zur Zugehörigkeit zum Großherzogtum Hessen in der Rheinbundzeit, ist nur natürlich. Kulturell hat Hessen die geistigen Einflüsse, die von dort ihren Ausgang nahmen, mitempfunden. Denn von dem kleinen Land gilt das Wort der Schrift „und du, Bethlehem im jüdischen Lande, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Judas“. Es sei hier nur auf die Rolle hingewiesen, die Berleburg in der Geschichte des Pietismus, der Mystik und der Aufklärung gespielt hat.

Von den bis jetzt vorliegenden Bänden enthält der erste die Geschichte der Gesamtgrafschaft Wittgenstein bis zur Bildung der selbständigen Grafschaft Wittgenstein-Berleburg um 1603/05, der vierte die Geschichte der Grafschaft W.-B. unter

der Regierung des Grafen Ludwig Ferdinand (1741—1773) und der fünfte die Fortsetzung der Geschichte unter Fürst Christian Heinrich (1773—1806). Der Verf. hat ein reiches gedrucktes und ungedrucktes Material verarbeitet, das er in knappen Anmerkungen zitiert. Im 5. Bande hat er auf diese Zitate verzichtet, gibt aber dafür im Vorwort Rechenhaft besonders über seine handschriftlichen Quellen, die er im Text ausgiebig zu Wort kommen läßt, und zieht auch die mündliche Überlieferung vorsichtig und kritisch heran. Er beschränkt sich nicht auf die politische Geschichte, berücksichtigt vielmehr in hohem Maße die Kulturgeschichte und die Volkskunde, so daß wir in allen Abschnitten ein abgerundetes Bild der dargestellten Zeit erhalten. Sein Werk ist nach wissenschaftlichen Grundsätzen gearbeitet, aber die lebendige erfrischende Sprache und der treffliche Bilderschnitt lassen es zugleich zu einem Volksbuch werden, dessen Lektüre wir nicht nur den Landeskindern aufs wärmste empfehlen. Der bei vorzüglicher Ausstattung äußerst billige Preis erleichtert die Anschaffung.

Von den „Hessischen Biographien“, hg. v. Herm. Haupt, die durch ihre den einzelnen Artikeln beigelegten vollständigen Schriften- und Literaturverzeichnisse ganz besonderen Wert erhalten, liegt die 8. Lieferung (die 4. des 2. Bandes) vor. Aus der Zahl der darin behandelten, mit Oberhessen in Beziehung stehenden Männer seien genannt: der Oberpostrat und Botaniker Peter M. Bauer, der seine Studien zur hessischen Flora meist in den Berichten der Oberhess. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde veröffentlicht hat, der Lektor der französischen Sprache an der Universität Gießen Franz Thomas Chastel, der Gießener Gynäkolog Raltenbach, der Schottener Steuerkommissär Adalb. Klingelhöffer, der zu Londorf geborene Offizier Ernst Christoph Koehler, der aus Bohenhausen stammende Forschungsreisende Konstantin Reitz, dessen bewegtes Leben fast wie ein Abenteuerroman anmutet, der bekannte Kirchen- und Sozialpolitiker Gustav Schloffer aus Hungen, der zu Altenshirf im Vogelsberg geborene deutschamerikanische Schriftsteller Paul Schmidt, der Friedberger Seminar-Musiklehrer und Komponist Karl Thurn und endlich der Gießener Mathematikprofessor Ludwig Christian Wiener.

Der neueste Band der „Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte“, hg. v. d. Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen VII, Darmstadt 1926, enthält eine Schrift von Georg Durst, Hessen-Darmstadt und die schleswig-holsteinische Frage 1840—1850, die hier wenigstens erwähnt sei, weil sie vielfach auch auf die politischen Verhältnisse in Oberhessen Bezug nimmt.

In der Sammlung „Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften“ ist als Band 21 erschienen: „Hessen-Darmstadt Ein Heimatbuch“ von Karl Eßelborn. Mit Buchschmuck von Walter Möller. Leipzig 1926, 446 S. 8°. Fast genau der vierte Teil des Bandes ist unserer Provinz gewidmet. Geschichtliche, landes- und volkswundliche Aufsätze, Sagen, hochdeutsche und mundartliche Gedichte lebender und verstorbener Verfasser, Originalbeiträge und Stücke aus gedruckten Werken, anthologieartig zusammengestellt, geben ein vielseitiges, buntes und treues Bild unseres Landes. Warum gerade den beiden Gießener Artikeln Abbildungen aus Lich und Alsfeld beigegeben sind, ist nicht ersichtlich, Gießen hat doch auch allerlei Präsentables.

Hessisches Lesebuch. Hg. von einer Arbeitsgemeinschaft hessischer Schullehrer. Neubearbeitung 1925. Hessischer Schulbuchverlag Emil Roth in Gießen.

Bd. 1: Daheim (zweites Schuljahr). Bd. 2: Hessenland (drittes und viertes Schuljahr). Bd. 3: Vaterland (fünftes und sechstes Schuljahr). Bd. 4: Die weite Welt (siebentes und achtes Schuljahr).

Dieses Lesebuch verdient vom Standpunkt des Heimatkundlers auch an dieser Stelle eine besondere Würdigung. Selbstverständlich ist es keine Heimatkunde im eigentlichen Sinne, aber dadurch, daß es die Heimat in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt und von ihr aus zuerst die engere, sodann immer größere Kreise ziehend die weitere Umwelt kennen lehrt, gibt es dem Lehrer einen ausgezeichneten Leitfaden in die Hand. Dem Schüler aber wird das Buch mehr sein, es wird ihm auch außerhalb des Unterrichts zur lieben Lektüre werden und fürs Leben bleiben. Gerade in dieser Möglichkeit sehe ich einen besonderen Vorzug.

Bei der Auswahl der Stücke sind alle Gebiete der eigentlichen Heimatkunde berücksichtigt: Natur- und Erdkunde, Sage, Geschichte und Dichtung. Heimische Schriftsteller sind auch in anderen Gebieten mit Glück herangezogen, und wenn einmal ein Mißgriff einen weniger geeigneten, wie im letzten Band S. 96—98, hat zu Wort kommen lassen, so tut das dem Wert des Ganzen keinen Abbruch und kann in der nächsten Auflage geändert werden. Im übrigen ist die Auswahl der heimatkundlichen Lesestücke vortrefflich. Die Herausgeber haben sich nicht auf die seither in Schulbüchern übliche Heimatliteratur beschränkt, sie haben auf ältere, ja alte zurückgegriffen, teilweise auch vorzüglich in die Heimatkunde einführende kleine Erzählungen und Darstellungen selber verfaßt. Einzelheiten zu nennen, würde zu weit führen, es sei nur bemerkt, daß gerade diese zuletzt genannten Stücke meist ausgezeichnete Anleitungen zur Betrachtung dessen enthalten, was die Heimat dem liebevollen Beschauer bietet, und daß sie dem die Augen öffnen, der seither achlos an ihren Schätzen vorübergegangen ist. So werden dem Schüler und nicht minder dem älteren Leser dieser Bücher die Besonderheiten der hessischen Heimat gezeigt und seinem Herzen nahe gebracht, aber sie bleiben ihm nicht der enggeschlossene Kreis, in dem sich die Welt erschöpfe, sondern er sieht sie im Zusammenhang mit dem großen Vaterland und schließlich der Weltkultur. Im Vergleich wird ihm ihre Bedeutung, ihr Wert klar, und deshalb ist dieses Lesebuch heimatkundlich und vaterländisch im besten Sinn, man könnte ihm getrost die Überschrift eines seiner Stücke als Motto voranstellen: „Vaterland und Volk über alles.“ Arbeitsgemeinschaft und Verlag seien zu dieser Neubearbeitung aufrichtig beglückwünscht.

Deutsche Heimat. Mein Hinterland. Die Bearbeitung und Herausgabe der mit Hilfe der Lehrerschaft des Kreises Biedenkopf gesammelten Beiträge besorgte G. Jizer, Battenberg, unter Mitwirkung von Karl Eckhardt, Biedenkopf, und Adolf Menges, Wallau. Die Bilder zeichnete Karl Lenz, Erdhausen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1925, 80.

So lautet der vom üblichen etwas abweichende Titel eines schönen, 146 Seiten starken, gut ausgestatteten Büchleins, das uns mit der Eigenart des bis zum Jahre 1866 zum Großherzogtum Hessen, von da ab zu Preußen gehörigen „Hinterlandes“ bekannt macht. Die Bewohner dieses vor den Toren Gießens beginnenden Kreises sind nach Sprache, Sitte und Tracht Oberhessen, uns zudem geschichtlich eng verbunden. Wie nahe sie unserer Bevölkerung stehen, zeigt das vorliegende Buch. Nicht durch gelehrte Nachweise, einfach durch das treffliche Material, das es bietet. Im übrigen ist es, von Lehrern, den besten Kennern des Volks, gesammelt und in glücklichem getroffenem volkstümlichen Ton gehalten, ein Lesebuch für Schule und

Haus, das jeder, auch der Gebildete, gern zur Hand nehmen wird. Es gliedert seinen Stoff in folgende Abschnitte: „Aus vergangenen Tagen“ (kleine historische Mitteilungen, darunter eine über ausgegangene Dörfer), „Was die Großmutter erzählt“ (Sagen und Märchen), „Schwänke und Schelmenstreiche“, „Sitten, Bräuche, Sprache“, „Hausinschriften“, „Kinderreime“, „Heimat, Sang und Klang“ (Volkslieder mit ihren Melodien).

Im Verlag von Scharfes Druckereien, R.-G. in Wezlar, erscheint ein größeres Sammelwerk: „Heimathbuch für Stadt und Kreis Wezlar“, zunächst mit Rücksicht auf die schwierigen finanziellen Verhältnisse der Gegenwart in einzelnen Lieferungen, die den Titel „Wezlarer Heimathefte“ führen und sich in monatlichen Abständen folgen sollen. Als Herausgeber zeichnet Lehrer H. Neuhaus in Wezlar. Eine Übersicht über die einstweilen vorgeesehenen 9 Hefte läßt eine gute systematische Gliederung des unendlich reichen Stoffes und eine sorgsame Auswahl der Mitarbeiter, die als Fachleute bekannt sind und sich größtenteils schon als Heimatforscher bewährt haben, erkennen. Das erste der beiden vorliegenden Hefte beginnt mit einer „geologischen Geschichte der Umgebung von Wezlar“ aus der Feder von Dr. H. Richter, dem Entdecker der prähistorischen Siedlung bei Trais a. d. Lunda, der dem Leser in knappen und kräftigen Strichen die Entstehungsgeschichte des Bodens, auf dem wir leben, vorführt, nachdem er einleitend einen Überblick über die allgemeine Erdgeschichte gegeben hat. Ein dankenswert instruktiver Aufsatz, den ein gleich trefflicher anderer, der des Siezener Geographen Wolfgang Panzer, „die Landschaft um Wezlar“, fortsetzt und ergänzt. Hier lernen wir die Gestaltung der heutigen Erdoberfläche mit Bergen, Hügeln, Tälern und ihre Ursachen kennen, den Lauf der Lahn, das Klima und den Einfluß des Menschen auf die Landschaft, die er zur Kulturlandschaft macht, die Besiedlung und die Nutzung des Bodens und der in ihm liegenden Schätze, die Verkehrslage und die aus dem allen sich ergebende Industrie. Ein Überblick über „die Pflanzenwelt der Heimat“ von Univ.-Garteninspektor Friedrich Rehne lt beschließt dieses, die Sammlung aufs glücklichste einführende Heft. — Das 2. Heft ist der „Wezlarer Mundart“ (Luise Berthold in Marburg) und dem „Sagenschatz“ (vom Herausgeber) gewidmet. Die Mundart betrachtet die Verfasserin in ihren Unterschieden vom Gemeindeutschen nach dem Wortschatz und erläutert einige Wortgrenzen an der Hand zweier von Bernhard Martin gezeichneten Karten. Der Sagenschatz ist nach der gedruckten Literatur zusammengestellt.

Heinrich Gloël, Der Dom zu Wezlar. Mit 75 Abb. und 1 farb. Bild in Offsetdruck. Wezlar, Scharfes Druckereien, 1925, 80. S., Gr. 8°. Br. 6.— M., geb. 8.— M.

Das ehrwürdige Bauwerk der alten freien Reichsstadt an der Lahn gehört nicht zu den Kunstwerken, die für andere als Vorbilder gedient haben, wohl aber ist es baugeschichtlich von Interesse und künstlerisch von hervorragender Wirkung. Jahrhunderte haben an ihm gebaut und ihm ihre Formen gegeben, und dennoch ist es bis zum heutigen Tag unvollendet geblieben, aber gerade in dieser unfertigen Gestalt jedem, der es gesehen hat, lieb geworden. Das vorliegende Buch sucht den Dom baugeschichtlich und ästhetisch zu würdigen. Der durch zahlreiche frühere Arbeiten zur Geschichte Wezlar's und seiner geistigen Kultur wohlbekannte Verfasser stützt sich auf ein großes mit Liebe und Geduld gesammeltes geschichtliches Quellen- und kunstgeschichtliches Vergleichsmaterial. Die umfangreiche Literatur hat er ge-

wissenschaftlich benutzt. In seinen vorsichtigen und sorgfältigen Untersuchungen kommt er vielfach zu anderen Ergebnissen als seine Vorgänger. In großen Zügen stellt sich die Baugeschichte des Domes folgendermaßen dar.

An der Stelle des heutigen Domes erhob sich einst eine romanische dreischiffige, flachgedeckte Pfeilerbasilika mit einschiffigem Querhaus und rechteckigem Chor, deren Rekonstruktion den Einfluß von Worms erkennen läßt. Außer einigen, im Boden verborgenen Pfeilerstümpfen, die einen Schluß auf das Langhaus zulassen, ist nur die Westfassade mit Torhalle übrig geblieben, die G. in die Jahre 1170—1190 verweist. Zur Erweiterung dieser Kirche wurde in den Jahren 1235 bis 1250 der frühgotische Chor, wahrscheinlich vom Baumeister des Limburger Domes, von dem er Abhängigkeit zeigt, erbaut. In seinen jüngeren Teilen findet sich aber auch Verwandtschaft mit der Elisabethkirche in Marburg. Danach wurde der Bau des gotischen Langhauses in Angriff genommen und und zwar zuerst die Südseite in Anlehnung an das Marburger Vorbild um 1270 vollendet. Nach einer Pause von 22 Jahren folgte die Errichtung des Querschiffes, der Bierung und des anschließenden ersten Joches des Seiten- und Mittelschiffes, das 1307, sodann der Nordseite, die um 1334 vollendet wurde. Den Westbau (Turmbau) begann Meister Tyle von Frankenberg nicht vor 1360 und führte ihn in 12—14 Jahren bis zur Vollendung des Untergeschosses. Dann trat abermals eine längere Pause ein, so daß das zweite Geschos erst 1486 fertig wurde. Das dritte Geschos wird dem Anfang des 16. Jahrhunderts zugewiesen. Das Dach brannte 1561 ab und wurde durch das heutige Kronendach ersetzt. Die steinerne Brüstung der Turmgalerie ist laut Inschrift 1590 vollendet. — In einem weiteren Kapitel werden die Schicksale des Domes von 1561—1910 und in einem Schlußabschnitt die innere Ausstattung behandelt. Auch der Sulpturenschmuck des ehrwürdigen Bauwerkes findet ausführliche Berücksichtigung und gibt Veranlassung zu feinsinnigen Beobachtungen. Die vortreffliche Ausstattung und das gutgewählte und ausgezeichnet wiedergegebene Bildmaterial umrahmen würdig diese wertvolle Monographie.

Zur Ortsgeschichte Oberhessens sind aus Anlaß festlicher Veranstaltungen einige kleinere Schriften erschienen, die in dankenswerter Weise einmal das Bekannte zusammenfassen und teilweise auch schätzbares Neues geben. In der Festschrift zum 60jährigen Stiftungsfest des Gesangsvereins Liederkrantz in Traisa. d. Lunda (Selbstverlag des Vereins) bietet Pfarrer Heinrich Böchner Mitteilungen „Aus der Vergangenheit von Tr. a. d. L.“, in denen er einen knappen Überblick über die mehr als tausendjährige Geschichte dieses Ortes gewährt. Dr. H. Richter, dessen größere Arbeit über die eiszzeitliche Siedelung von Tr. a. d. L. bekannt ist, schildert diese bisher größte derartige Siedlung Deutschlands in knappem Umriß. — Das Festbuch zum 34. Bundesfest des Lahnthal-Sängerbundes zu LONDORF (Druck v. H. Robert in Grünberg) enthält eine historische Studie „Aus Londorfs alter und neuer Zeit“ von Pfarrer Wilhelm Hofmann. Diese kleine Arbeit zeichnet sich aus durch sorgsame Benützung der spärlichen Vorarbeiten und durch ein vorsichtiges und selbständiges Urteil, das sich frei hält von den phantastischen Schlüssen, die Steiner in seiner unbrauchbaren Schrift über Londorf gezogen hat. Dafür erfahren wir allerlei Neues aus dem Dorfleben früherer Zeiten und dem Fortwirken alter Rechtsverhältnisse. z. B. in den Beinamen der Bewohner der Freigasse. Hübsche und gut gewählte Orts- und Landschaftsbilder schmücken die Schrift, deren Lektüre jedem Freund der Heimatgeschichte empfohlen

werden kann. Zu berichtigen wäre auf S. 12 der Druckfehler „Gauerbe“ in Ganerbe und auf S. 11 die Gleichsetzung von Burgmänner und Wäppner. Die letzteren sind Angehörige des Ritterstandes (Edelknechte) vor Erteilung des Ritterschlags. — „Aus der Geschichte der Stadt Schotten“ macht der Schottener Bürgermeister M e n g e l dankenswerte Mitteilungen in der Festschrift zum 25. Oberhessischen Feuerwehrtag (1925). Die knappe Übersicht über die Geschehnisse, die verwickelten Besitzverhältnisse und die Zustände der Stadt in früheren Jahrhunderten ist für das Verständnis weiterer Kreise bestimmt und erfüllt ihren Zweck bestens. Zu verbessern ist auf S. 11 der Name des Abtes von Hohenau in Beatus statt Bertus. — Auf Grund vorhandener Quellen und mit sachmännischem Urteil beschreibt Reg.-Baurat N o d n a g e l „Die bedeutendsten Bauwerke Schottens“ in derselben Festschrift. Wir lernen das eppensteinerische Schloß (jetzt Amtsgericht), das originelle Rathaus und vor allem die interessante Stadtkirche nebst ihrer Baugeschichte kennen. Dieses hervorragendste Bauwerk der Stadt mit seinem gotischen Hochaltar und seinen übrigen Denkmälern besitzt mehr als nur lokalen Wert; es ist für die Geschichte der mittelhessischen Kunst von Wichtigkeit. Seine Beschreibung aus der Feder eines Architekten, der sich verständnis- und liebevoll in seinen Gegenstand versenkt hat, wird vielen willkommen sein. — Als letzter Beitrag der genannten Festschrift sind die archivalischen Mitteilungen über die Anfänge eines organisierten Feuer- schutzes in Schotten von Bürgermeister M e n g e l zu nennen.

Die Gießener Dissertation von Siegfried C a h n, Das Handwerk in Alsfeld, Marburg 1926, bietet in geschichtlicher Hinsicht so gut wie nichts. Wenn auch die Aufgabe einer derartigen staatswissenschaftlichen Arbeit naturgemäß in der Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse des Handwerks besteht, so dürfte doch die geschichtliche Entwicklung, da sie zum Verständnis der Gegenwart notwendig ist und interessante Vergleiche zuläßt, nicht so nebensächlich behandelt werden, wie es hier geschehen ist. Der „Zunftzeit“ sind noch nicht einmal drei kleine, weitläufig gedruckte Oktavseiten gewidmet, obgleich gerade die Alsfelder Zünfte sehr bedeutend gewesen sind und in der Geschichte der Stadt eine hervorragende Rolle gespielt haben. Die dem Verfasser offenbar unbekannt gebliebene ausgearbeitete und für die Stadtgeschichte bis heute wichtigste Schrift von W. G. S o l d a n, Zur Geschichte der Stadt Alsfeld, Gießen 1861 und 1862, Programme des Gymnasiums, hätte ihm genügendes Material geliefert.

Das Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, Darmstadt, Selbstverlag des Hist. Vereins für Hessen, bringt mit dem 3. Heft seinen 14. Band der Neuen Folge zum Abschluß (1923—1925). In ihm finden sich folgende Aufsätze, die sich mit Oberhessen beschäftigen: „Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters I l b e n s t a d t“ von Dr. Leonhard K r a f t in Darmstadt, in denen das 17. und 18. Jahrhundert behandelt werden. — I l b e n s t a d t findet weitere Berücksichtigung in den vortrefflichen Regesten von Archivassessor Dr. Ludwig C l e m m in Darmstadt: „Die Urkunden der Prämonstratenserstifter O b e r - und N i e d e r - I l b e n s t a d t“. Bis jetzt sind 439 Nummern veröffentlicht. Die Behandlung ist so ausführlich, daß sie nach Beendigung der Arbeit ein Urkundenbuch zu ersetzen vermag, falls — was dringend zu wünschen ist — ein mit vollständigen Registern ausgestatteter Sonderabdruck herausgegeben wird. — „Der Seniorat in der evangelischen Kirche der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt“ wird untersucht von dem Darmstädter Jugendpfarrer Lic. Hans v. d. Au, der

sich bewußt auf das althessische Gebiet“ beschränkt. Der Seniorat, das Amt der Ältesten, war gedacht als Heranziehung des Laienelements zur Seelsorge. Die Abhandlung ist für die Geschichte der oberhessischen Gemeinden sehr wertvoll. — Der Denkmalspfleger Geheimrat Heinrich Walbe veröffentlicht eine interessante Arbeit über „Kirchtürme in Oberhessen und Starkenburg“, die bereits 1924 in etwas veränderter Fassung in „Heimat im Bild“ erschienen ist. Die beigegebenen vorzüglichen Tafeln sind in der Brühl'schen Druckerei in Gießen hergestellt.

Aus dem soeben ausgegebenen Band 55 der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel 1926, ist zu erwähnen der Schlußteil der großen Arbeit des inzwischen verstorbenen Obersten a. D. Franz v. Gehso, Beiträge zur Politik und Kriegsführung Hessens im Zeitalter des 30jährigen Krieges, der vieles für die Kenntnis der Vorgänge in unserer Provinz Wichtige enthält (S. 1—175). Ferner die scharfsinnige Untersuchung von Prof. Gottfried Zedler in Wiesbaden „Die Hessenchronik, ihr Umfang und Inhalt, sowie ihr Verfasser“ (S. 176—228). Diese verlorene Chronik, eine Hauptquelle des Chronisten Wigand Gerstenberg, erklärt Zedler als „eine zeitgenössische Darstellung der Geschichte des hessischen Landes und Fürstenhauses für die Zeit von 1360—1417“ und als ihren Verfasser Tileman Elhen von Wolfhagen, den Autor der bekannten Limburger Chronik.

Die von Hugo Hepding trefflich geleiteten Hessischen Blätter für Volkskunde sind soeben in ihrem 24. Band erschienen. Von den größeren Abhandlungen werden unserem Leserkreis hieraus besonders zwei interessieren: „Beiträge zur Seelenkunde des Vogelsberger Bauern“ von Pfarrer Karl Mühl und „Hessische Bauern“ von Metropolitan Lic. Dr. Werner Boette, der Menschen aus dem Kreise Hersfeld schildert. Es ist reizvoll und lehrreich, die beiden Vorträge hintereinander zu lesen. Sie ergänzen sich gegenseitig und zeigen uns den Bauern zweier gar nicht weit voneinander liegenden Gegenden zwar in vielen übereinstimmenden Zügen, aber doch auch wieder mit recht großen Charakterunterschieden. Man vergleiche nur die Bemerkungen über Offenheit des Wesens, über die Vaterlandsliebe und das Verhältnis zu Lehrer, Pfarrer und den Beamten. — Weiter nenne ich noch den Beitrag von Prof. Heinrich Franz „Der Tod im hessischen Volksglauben“ und die nicht unmittelbar unser Gebiet berührenden Aufsätze „Wilhelm v. Bloennies als Mitbegründer der hessischen Volkskunde“ von Karl Noack, „Der deutsche Friedhof im 16. Jahrhundert“, eine interessante Studie von Pfarrer Lic. Dr. Hugo Grün, Johann „Geheimzeichen des fahrenden Volkes“ von Lehrer Heinz F. Friedrichs, Mitteilungen nach eigenen Beobachtungen, und „Karl Buchners Rodensteiner-Dichtungen“ von Dr. Karl Walbrach.

Mit dem Jahrgang 1925 haben die Mitteilungen des Alsfelder Geschichtsvereins ihr Erscheinen eingestellt, nachdem sie viele Jahre lang anregend und verdienstlich Kenntnis heimischer Geschichte vermittelt und manchen wertvollen, unmittelbar aus den Quellen geschöpften Aufsatz gebracht haben. An ihrer Stelle erscheinen die „Heimatblätter für den Kreis Alsfeld. Hg. von der Lehrerschaft des Kreises und dem Geschichts- und Altertumsverein der Stadt Alsfeld“. Als Schriftleiter zeichnet Lehrer L. Dönges in Merlau, gedruckt und verlegt werden sie bei F. Ehrenklauf in Alsfeld, Ausstattung und Bildschmuck sind zu loben. Der Inhalt umfaßt das ganze Gebiet der Heimatkunde: Geschichte, Volkskunde, Industrie und Gewerbe, Boden und seine Nutzung usw. Im ganzen verfolgt die neue Zeit-

schrift die Ziele ihrer Vorgängerin, nur daß der Geschichte der einzelnen Kreisorte jetzt erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird und auch ein größerer Kreis von Mitarbeitern gewonnen ist. Erschienen sind bis jetzt drei Nummern in 1925 und Nr. 1 vom zweiten Jahrgang 1926. Möge die Fortsetzung dem schönen Anfang entsprechen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die anderen, in unserem Vereinsgebiet erscheinenden heimatgeschichtlichen Zeitschriften aufmerksam gemacht. Ihren 11. Jahrgang beschlossen 1925 die von Oberpfarrer Knodt in Schütz begründeten und herausgegebenen „Geschichtsblätter für den Kreis Lauterbach“ (Druck und Verlag von Friedrich Ehrenklau, Lauterbach), mit ihrem reichhaltigen, uns viele seither unbekanntem örtlichen Quellen erschließenden Inhalt, aus dem die Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte der Städte Lauterbach und Schütz hervorgehoben seien.

Jhr 7. Heft (1925) ließen in 24 Nummern die von F. Dreher redigierten „Friedberger Geschichtsblätter, Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der Wetterau“ (Friedberg, C. Bindernagel) erscheinen. Diese Zeitschrift nimmt in unserer heimatgeschichtlichen Literatur eine höchst beachtliche Stelle ein. Sie versteht es ausgezeichnet, Allgemeinverständlichkeit mit ernster wissenschaftlicher Forschung zu verbinden. Hierdurch erfüllt sie die wahre Aufgabe örtlicher Geschichtsvereine, indem sie einerseits anregend wirkt und die Kenntnis heimischer Geschichte im Volk verbreitet, andererseits die vaterländische Geschichtsschreibung fördert. Aus den Beiträgen des Jahrgangs möchte ich drei hervorheben, ohne damit die übrigen zurücksetzen zu wollen.

Dr. Leonhard Kraft veröffentlicht einen Vortrag „Aus der Vergangenheit des Klosters Ilbenstadt“, in dem er seine Schicksale vom dreißigjährigen Krieg bis zur Aufhebung durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 schildert. — Dr. Karl Bachaus behandelt in einer größeren Arbeit „Die Entschädigungslande im Oberfürstentum Hessen mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Friedberg“. Gemeint sind die mediatisierten, die säkularisierten geistlichen und die reichsstädtischen Gebiete, aus denen die durch die Abtretung des linken Rheinufers im Frieden von Luneville geschädigten deutschen Fürsten schadlos gehalten werden sollten. Im Mittelpunkt steht Friedberg, das übrige Gebiet wird mehr oder weniger kurzweilig betrachtet. Dennoch ist die Arbeit als Zusammenfassung willkommen. — Der Meister vor- und frühgeschichtlicher Forschung im Maingebiet, Prof. Georg Wolff, untersucht „Die Heimorte der Wetterau in ihrer Bedeutung für die Besiedelungsforschung“. Er will nicht etwa das gesamte Königsgut der fränkischen Wetterau aufzählen, sondern nur „die verhältnismäßig spärliche urkundliche und literarische Überlieferung über den einstigen Besitz der merovingischen Könige in einigen Punkten ergänzen und teilweise erläutern.“ Daß unsere Erkenntnis hierbei ein gut Stück weitergeführt wird, bedarf keiner Betonung.

Auf zwei Veröffentlichungen des „Gießener Anzeigers“ sei die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt. Die eine ist die regelmäßige Donnerstagbeilage dieser Zeitung, „Heimat im Bild“, die durch vorzügliche illustrierte Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Oberhessens und der angrenzenden Landschaften ihre Aufgabe, einem höheren Unterhaltungsbedürfnis und der Heimatpflege zu dienen, vorbildlich erfüllt. Die andere ist die „Jubiläumsausgabe“, die der „G. A.“ im Herbst 1925 zur Feier seines 175jährigen Bestehens herausgegeben hat.

In zahlreichen Aufsätzen wird hierin ein Bild der Provinz gezeichnet, dem kaum ein Zug fehlt. Jede Stadt, jeder durch Geschichte, landwirtschaftliche Schönheit, Industrie oder sonstwie bemerkenswerte Platz wird in besonderem Artikel gewürdigt. Boden, Flora, Fauna, Land- und Forstwirtschaft, Handel, Gewerbe, Industrie und Verkehr, Wissenschaft, Bildungswesen, Kirche und Kunst, Gesundheitswesen, Sport und Jugendpflege — dies alles und noch vieles andere findet seinen berufenen Darsteller. Daß die Stadt Gießen besondere Berücksichtigung erfahren hat, ist nur natürlich. Künstlerisch empfundene Bilder schmücken das Ganze. Diese Aufsätze, in eine Buchausgabe handlichen Formats gebracht, würden über die Grenzen der Provinz hinaus Beachtung finden und einen vollen buchhändlerischen Erfolg bringen, den sie mit Recht verdienen, denn die Absicht der Redaktion, „der Leserschaft die Eigenart der Heimat und ihre Kultur in Wort und Bild eindringlich vorzuführen“, ist restlos erfüllt.

In unserer Nachbarstadt Wezlar, deren Geschichte mit der unsrigen so vielfach verflochten ist, sind die „Mitteilungen des Wezlarer Geschichtsvereins“ hg. von Heinrich Gloël, 9. Heft (1925) erschienen. Aus dem Inhalt heben wir die umfangreiche, entfangungs- aber auch verdienstvolle Arbeit des Herausgebers „Die alten Wezlarer Grabsteine und Epitaphien“ hervor, ein Verzeichnis vom Jahre 1300 bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts reichend mit zahlreichen erläuternden Bemerkungen. Mit Recht darf der Verfasser von ihr Förderung der Ortsgeschichte wie der genealogischen und heraldischen Forschung erwarten. — Eine interessante Untersuchung widmet Studienrat Dr. A. Schönw erk in Düren der „Burg in Wezlar“, deren Lage er auf Grund umfangreichen urkundlichen Materials, wie es scheint, endgültig bestimmt (am Fischmarkt und Buttermarkt). Die Literatur zur Topographie mittelalterlicher Städte ist mit dieser Arbeit um einen wertvollen Beitrag bereichert. — Ein kleiner Artikel desselben Verfassers über den Namen „Spilburg“ in Wezlar, der nach ihm „der Ort für Gerichtssitzungen und schließlich oder schon nebenher für Spiel und Unterhaltung war“, sei ebenfalls erwähnt. — Prof. Dr. Adolf Stoß in Kassel teilt aus ungedruckten Jugendbriefen Savignys, die mit anderen zum 400jährigen Jubiläum der Universität Marburg erscheinen sollen, einige auf Wezlar bezügliche Stellen mit. — Dr. med. Karl Stuhl in Gießen steuert „Eine Studie zur Geschichte der Lichtensteiner aus dem Umtale“ bei, in der er die bereits von Wyß getroffene, in der Literatur aber nicht beachtete Feststellung, daß der seither als Stammvater dieses Geschlechts angesehene Konrad (um 1229) dem Geschlecht der Lichtensteiner in der Hardt zuzuweisen sei, mit guten Gründen belegt.

Obgleich Belletristik in dieser Zeitschrift nicht besprochen werden soll, wollen wir doch kurz auf zwei Bücher aufmerksam machen, weil sie uns zur Besprechung zugegangen sind und weil sie dem Freund vaterländischer Geschichte eine angenehme Unterhaltung und Belehrung gewähren.

1. Wilhelm Neuhaus, Der Jakobinerprinz und andere Geschichten, Herzfeld, Hans Ott-Verlag, 1924, 101 S. 8°, erzählt in der Titelnovelle und in drei weiteren Geschichten „Das Begräbnis der schönen Eva v. Trott“, „Ein fürstliches Sommertheater“ und „Ein wilder Pfarrer“ in dichterischer Form wie Schwänke anmutende wirkliche Begebenheiten aus der „guten alten Zeit“. Die Stüchchen sind sehr hübsch geschrieben und treffliche Kulturbildchen.

2. Hermann Siegfried Rehm, König Jerömes Karneval. Historischer Roman aus galanter Zeit. Bad Rothenfelde, L. Holzwarth-Verlag (jetzt Leipzig) 6.—8. Tausend (1925) 336 S. 8°, br. 3,80 Mk. Der Verfasser läßt in einem farbenreichen Bild, das er durch Umgestaltung des gleichnamigen dreibändigen historischen Romans von Heinr. Jos. König († 1869) erzielt, die Zeit des leichtfertigen westfälischen Hofes in Kassel vor uns erstehen. Historische Vorgänge und Persönlichkeiten werden um den Dörnbergischen Aufstand als Kernstück gruppiert.

R. Ebel.



Bericht des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen 1924/25.

Es ist erfreulich, festzustellen, wie großes Interesse die Bewohner der Stadt Gießen und der Provinz Oberhessen dem Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen entgegenbringen. Der Besuch der Sammlungen, sowohl seitens des großen Publikums an den allgemeinen Besuchsstunden, etwa 7000 Personen, wie seitens von Fachleuten und Lehrern, war in den Berichtsjahren ein sehr reger und vielseitiger. Zahlreiche größere und Einzelführungen fanden durch den Direktor und Professor Helmke statt.

Die Sammlungen haben sich wieder wesentlich in allen Abteilungen durch Geschenke vermehrt, und wir sprechen auch an dieser Stelle den Gebern unseren besten Dank aus. Ankäufe fanden, der Not der Zeit gehorchend, nur in beschränktestem Maße statt.

Der Ausgestaltung unserer wissenschaftlichen Abteilung der Vor- und Frühzeit wurde durch planmäßige, zum Teil sehr erfolgreiche *Ausgrabungen* Rechnung getragen. Das Interesse bei der ländlichen Bevölkerung und deren Lehrern ist so gewachsen, daß Hilfskräfte freiwillig sich zur Verfügung stellten oder nur geringen Lohn beanspruchten. Folgende Ausgrabungen fanden statt:

1. Drei Hügelgräber in *Beuern*, Kreis Gießen, Bezirk Krombach.

Hügelgrab 1, Hallstattzeit, enthielt u. a. zwei Halsringe und zwei Armringe aus Bronze.

Hügelgrab 2. Eigenartiges neolithisches Zonengefäß mit zwei Henkeln.

Hügelgrab 3. Neolithischer Zonenbecher.

2. Zahlreiche Einzelfunde, zum Teil von Bedeutung, besonders aus *Leihgestern*, Kreis Gießen, bildeten einen erwünschten Zuwachs für unsere vorrömische Abteilung.

3. *Nieder-Moßstadt*, Kreis Büdingen. Abgesehen von den bedeutsamen, für die Kulturgeschichte so belehrenden Grabanlagen sind hervorragende Beigaben aus der Bronze- und Latène-Zeit

den Gräbern entnommen worden. Hervorzuheben ist ein Halsring mit Pufferenden (Latènezit), der verziert ist mit kleinen Goldeinlagen und Edelkorallen; ferner Spiralarmbänder mit Scheibe oder Spirale. Für unsere reiche vorgegeschichtliche Sammlung sind diese Gegenstände eine sehr wertvolle Ergänzung. Professor Helmke, der als Denkmalpfleger von Oberhessen die Ausgrabungen leitete, überwies freundlichst die Funde unserem Museum.

4. Planierungsarbeiten auf dem Exerzierplatz bei Gießen förderten einige Löpfe und Metallgegenstände der Bronze- und Hallstattzeit zu Tage.

Das Völkermuseum erhielt erwähnenswerte Bereicherungen, u. a. mannigfache Gebrauchsgegenstände aus Arabien, Ägypten, China, Südamerika, sowie sehr interessante Waffen aus dem Sudan. Unsere kleine grönländische Sammlung erhielt einen Zuwachs durch auserlesene ethnographische Stücke aus Westgrönland (hessische Grönlandexpedition), die Professor Dr. Klute an Ort und Stelle erwarb.

Einen empfindlichen Verlust erlitten die Museen durch den Tod des Geheimen Kommerzienrats Dr. phil. h. c. Wilhelm Gail. Dem Oberhessischen Museum war er über 30 Jahre lang ein geschätzter Berater und reicher Förderer. Noch in den letzten Tagen vor seinem Hinscheiden nahm er an den Fortschritten des Museums den wärmsten persönlichen Anteil.

Großer Dank gebührt der Stadt Gießen für die Zuwendung von Mitteln zu den Verwaltungskosten und für die Instandsetzung von Räumen. Gleicher Dank wird Herrn Beigeordneten Dr. jur. Seib ausgesprochen für seine förderliche Anteilnahme am Aufbau der Museen, sowie Herrn Professor Helmke für seine tätige erspriessliche Mitarbeit.

Dr. Kramer.



Vereinsbericht.

Die Reihe der Veranstaltungen im Winter 1924/25 wurde am 27. November 1924 durch einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. Delebrück über den „Ornat des altchristlichen Kaisers“ eröffnet.

Der Vortragende wies zu Beginn darauf hin, daß im Gegensatz zu früher die byzantinische Kunst, die durch Jahrhunderte als starr und übertrieben nur unter dem Gesichtswinkel von Vorurteilen betrachtet wurde, etwa seit der Mitte des vor. Jahrhunderts immer mehr an Wertschätzung gewonnen hat. Heute ist sie wissenschaftlich allgemein anerkannt. Den Anfang nimmt die byzantinische Kultur bei Diokletian, der eine Despotie mit sorgfältig abgestuftem bürokratischem Beamtenapparat von ungeheuren Machtbefugnissen ausbildet, eine Staatsform, die sich überraschend dauerhaft zeigte. Die Stellung des Herrschers wurde durch ihn in der Psychologie der Massen durch wirksame Sicherungen verankert. Durch fingierte Verwandtschaft waren alle Kaiser miteinander verknüpft, jeder Kaiser wurde als verkörperter Gott verehrt, ein ausgebildetes Hofzeremoniell erzog die Menschen zu sklavischer Ergebenheit gegenüber dem Fürsten. Diokletian war es auch, der zu dem juwelengeschmückten Purpurkleid zuerst die für später so charakteristische Stirnbinde aus kostbaren Edelsteinen — den Vorläufen der Krone — anlegte. Als dann unter Konstantin dem Großen die endgültige Auseinandersetzung mit dem Christentum kam, mußten die psychologischen Sicherungen unter ständigen Kompromissen umgebildet werden. An die Stelle der Beziehung zu den heidnischen Kaisern trat jetzt die Fiktion der Nachfolge der Könige des alten Testaments. David und Salomo werden in byzantinischer Kaisertracht abgebildet, der Kaiserthron heißt direkt der salomonische Thron. Der Kaiser konnte zwar nicht mehr als Gott verehrt werden, aber in der Sprache der Bilder erscheint dafür der Himmel nach dem Muster des Hofes umgestaltet. Selbst Christus wird mit den Insignien des Kaisers dargestellt, doch ist die Angleichung nie ganz vollständig. Entsprechend werden die Erzengel in der Tracht der Kronprinzen abgebildet, die Marienbilder sind oft von denen byzantinischer Kaiserinnen kaum zu unterscheiden. Die Pracht des Hofes, die ungeheuer auf die Massen wirkt, wird bis zum Jahre 1000 unaufhörlich gesteigert. Man geht von der Tracht der Zeit aus, die für Männer die bis zu den Knien reichende rockartige Tunika, einen Gürtel und eine Fibula als Gewandschluß vorschreibt. Die Frauen tragen ihr Haar in Überzügen aus Seide oder Netzwerk. Über der engen Tunika haben sie noch die weitere Dalmatika. Um den Hals liegt ein juwelengeschmückter Kragen. Der Kaiserornat paßt sich dieser zeitgenössischen Tracht an, aber in den kostbarsten Stoffen. Purpurseide, Purpurleder, Leinen mit Goldstickerei waren dem Kaiser überhaupt allein vorbehalten. Nur auf die Frauenwelt war ein derartiges Kleiderverbot auf die Dauer nicht auszudehnen. Typisch sind ferner die kostbaren indischen Edelsteine und der ungeheuerliche Perlen-

luzus. Die Steine werden meist nicht in Facetten geschliffen, aber so vom Grunde abgehoben, daß die Farben zu reicher Geltung kommen. Von den Kronjuwelen ist noch viel erhalten. Besonders in Venedig befinden sich wunderbare Edelsteine, die im vierten Kreuzzug geraubt worden sind. Im Kriege trägt der Kaiser einen Juwelenhelm mit einem Busch aus Pfauenfedern, im Frieden ein Diadem aus den kostbarsten Perlen und Edelsteinen. Auch Zibel und Schuhe sind mit gewaltigen Perlen ausgestattet. Ein etwas anderes Diadem trägt die Kaiserin, dazu den Juwelenkragen. In den Mantel ist ein Rosenmuster eingestickt, das nur sie allein tragen darf. Der Wert dieser Edelsteine ist auf mindestens 100 Millionen Goldfrank zu schätzen. Auf manchen Abbildungen ist auch noch der Rand des Mantels der Kaiserin mit nußgroßen Perlen besetzt. Wie sich aus byzantinischen Dichtern erkennen läßt, muß der Eindruck all dieser Pracht überwältigend gewesen sein. Am Schlusse des von zahlreichen Lichtbildern belebten Vortrages zeigte der Referent noch zwei neue, besonders bemerkenswerte Bilder nichtbyzantinischer antiker Monarchen. Das eine ist eine Büste Alexanders des Großen aus Bergkristall, die aus seinen letzten Regierungsmonaten stammen muß, das andere ein wundervoller Türkenkopf aus Florenz, der Augustus darstellt.

Dem Vortragenden dankte reicher Beifall. — Nach dem Vortrag hielt der Verein seine Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende gab einen kurzen Überblick über das verfllossene Jahr. Von einer Rechnungsablage für die Inflationszeit wurde entsprechend den staatlichen Vorbildern abgesehen. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt. An Stelle des als Rufos an das Museum nach Stettin gegangenen früheren Schriftführers Dr. Kunkel hat Dr. Walbrach von der Universitätsbibliothek dieses Amt übernommen. Der Mitgliedsbeitrag wurde auf 3 Mk. jährlich festgesetzt. Die Veröffentlichungen des Vereins werden auch in Zukunft an die Mitglieder unentgeltlich abgegeben.

Für den 18. Dezember hatte Herr Staatsarchivrat Dr. Dersch-Marburg einen Vortrag übernommen. Er genießt einen ausgezeichneten Ruf als hessischer Historiker und hat sich schon mehrfach mit der vorreformatorischen Kirchengeschichte Hessens befaßt. Auf Grund reichen Materials und eingehender Forschung behandelte er in seinem Vortrag über „Hessische Wallfahrten des Mittelalters“ zum erstenmal zusammenfassend die aktive und passive Beteiligung des Hessenlandes an dieser das religiöse Leben des Mittelalters stark beeinflussenden Übung. Dr. Dersch führte etwa Folgendes aus:

Die uralte Sitte des Wallens und der Bittgänge wurzelt in der vollstümlichen Heiligen- und Reliquienverehrung und dem damit eng verbundenen Wunderglauben. Die Verehrung äußert sich wie in der Antike im Gebet und Opfer. Die Mehrzahl der Wallfahrten waren freiwillige Bußfahrten oder unfreiwillige Sühnefahrten. Schwere Verbrechen, wie Mord und Unzucht, konnten nur durch jahrelangen Aufenthalt in der Verbannung (im Exil) an den sog. großen Wallfahrtsorten, wie Jerusalem, Rom und Santiago de Compostella in Spanien, gesühnt werden. Dispens davon ist

heute noch dem Papste reserviert. Nachdem die Wallfahrten auch als Strafmittel der Kezgergerichte üblich geworden waren, wurden die Sühnefahrten in die weltliche Rechtspflege übernommen und als außergerichtliches Straf- oder Sühnemittel, meist bei Totschlagföhnen, üblich. Derartige Sühneverträge, die außer den auferlegten Wallfahrten meist die Errichtung eines Sühne-Steinkreuzes am Orte der Tat erwähnen, haben sich erhalten. Die im Pilgergewand singend einherziehenden Wallfahrertrupps waren eine typische Erscheinung der Landstraße. Nicht selten mischten sich Abenteuerer und unlautere Gesellen unter sie. Pilgerzeichen, Weihenmedaillen wurden am Ziel der Wallfahrt gekauft, am Hute befestigt und oft auf Glocken angebracht.

Seit den Kreuzzügen nahmen die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande einen immer größeren Umfang an. Landgraf Ludwig III. von Thüringen, der in demselben Jahre wie Kaiser Friedrich I. Rothbart das Kreuz genommen hatte, starb auf der Rückkehr am 16. Oktober 1190. Auch sein Nefse Ludwig IV., der Gemahl der hl. Elisabeth, fand in Otranto ein frühes Ende.

Venedig war der übliche Ausgangspunkt der Meerfahrt, zu der besondere Vorbereitungen und Anschaffungen notwendig waren. Aus dem gelobten Lande, wo der Guardian des Franziskanerklosters auf dem Berge Sion Fürsten und Adlige zu Ritttern des hl. Grabes schlagen konnte, brachten die Pilger mancherlei Andenken, wie Jordanwasser, mit und erbauten vielfach Kapellen, die der Grabeskirche nachgebildet waren. Eine solche wurde 1490 in Gelnhausen errichtet und im vorigen Jahrhundert nach dem Friedhof in Homburg v. d. Höhe überführt. Manche hielten die Erinnerung an eine solche Jerusalemfahrt durch Anbringen entsprechender Beizeichen in ihrem Siegel fest, wie die Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm d. Ä., Christian von Hanstein (1514), Heinz v. Lüder und der Gudensberger Schultheiß Wolf Diebe. Von den hessischen Landgrafen besuchten das hl. Grab Ludwig I. (1429) und Wilhelm d. Ä. (1486 und 1491). Wiederholt zogen Angehörige des kagenelnbogischen, hanauischen und waldeckischen Grafenhauses sowie des hessischen Adels ins hl. Land, auch noch zu Ende des Reformationsjahrhunderts. Noch 1618/19 wollte Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt nach Jerusalem reisen, kehrte aber auf der Insel Malta um.

Wie heute noch um die Weihnachts- und Osterzeit strömten im Mittelalter Tausende und Abertausende nach den Gräbern der Apostel in Rom, besonders in den Jubiläumsjahren. Landgraf Ludwig I. weilte dort 1450, Wilhelm d. Ä. auf der Rückkehr von seiner zweiten Jerusalemfahrt. Bei dieser Gelegenheit verlieh ihm Innoenz XIII. ein kostbares Schwert und Barett. Unter den Mitgliedern der Heiliggeistbrüderschaft begegnen uns viele Hessen. Mancher hessische Romfahrer liegt auf dem Campo Santo begraben.

Gleichwertig mit einer Jerusalem- und Romfahrt war eine Fahrt nach Santiago de Compostella in Spanien, zum Grabe des hl. Jakob. In Frankreich war St. Michael an der Küste der Normandie das Ziel der Kinderwallfahrten um die Mitte des 15. Jahrhunderts. In der Bretagne wurde St. Josse sur mer, der Ausgangspunkt der Verehrung des hl. Jodocus oder Jost, des Patrons der Siechen, gern besucht. Landgraf Ludwig I. erscheint dort, als er in das Land seiner Väter gezogen war, um seine Ansprüche auf das Brabanter Erbe geltend zu machen. Auf der Rückkehr besuchte er die Heiligtümer in Aachen. Die Aachenfahrt wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts regelmäßig alle 7 Jahre im Juli

besonders feſtlich begangen. Landgraf Wilhelm d. J. und ſein Hofmeiſter Hans v. Dörnberg, die Hanauer und Katzenlboger Grafen begegnen öfter auf der Fahrt zur Nachener Pfalzkapelle.

Nächſt Nachen wurde Wiſnack in der Mark Brandenburg zu einem vielbeſuchten Wallfahrtsort wegen der dort aufgefundenen blutigen Hoſtien. In der neueren Zeit hat Wallbüren ihm den Rang abgelauſen. Die Wallfahrt nach dem heiligen Blut iſt für Mitteldeutschland von größerer Bedeutung als die Drei Könige in Köln, der heilige Rock in Trier und Mariä Einſiedeln in der Schweiz.

Von größter Anziehungskraft war das wundertätige Marienbild in Grimmenthal bei Meiningen, in deſſen Nähe auch die Wallfahrt zum heiligen Wolfgang lag. Über die Grimmenthaler Wallfahrt hat ſich ein Wunderbuch erhalten, das die Jahre 1514—1524 umfaßt und die zu Protokoll gegebenen Erklärungen über Gebetserhörungen und Heilungen enthält. Unter den Einträgen befinden ſich auch viele über heſſiſche Waller. Da die Rechnungen der 1498 entſtandenen Wallfahrtskirche noch vorhanden ſind, ergibt ſich aus dieſen einzigartigen Quellen ein anſchauliches Bild über den Wallfahrtsbetrieb, die Veranlaſſung zu dem Gelöbniß der Wallfahrt, die Art des dargebrachten Opfers und die Summen deſ eingegangenen Opfergeldes. Die Einnahmen deſ Stocks, die 1520 noch über 931 fl. betrug, ſanken 1524 auf 82 fl. Aber das Volk ließ ſich trotz der ſiegreichen Reformation von ſeinem Wunderglauben nicht abbringen. Selbſt als das Marienbild und der Opferſtock beſeitigt waren, ſchob der Wallfahrer ſeinen Opfergroſchen durch den Türſpalt in den leeren Raum. Die von der Grimmenthaler Madonna und anderen Bildern (wie in Steinheim) behauptete Einrichtung, daß ſie Tränen vergießen könnten, iſt ein Märchen.

In Heſſen war Marburg mit dem Grabe der hl. Eliſabeth wohl der bedeutendſte Wallfahrtsplatz. In der Nähe, am Schröder Brunnen, in Kleinheiligtrenz bei Fulda, in Mainz und anderwärts wurde das hl. Kreuz aufgeſucht. Ein altes Heiligtum deſ Drachentöters Georg iſt die Kirche auf dem Totenkippel bei Meiches im Vogelsberg. Dem hl. Nikolaus als Patron der Wanderer und Reiſenden waren oft Kapellen an Straßen und auf Brücken (neben dem hl. Johannes Nepomuk) errichtet. Der Nikolausberg bei Göttingen war das Wallfahrtsziel Landgraf Ludwigs I. 1431.

Weitaus die vollſtümlichſte Nothelferin war die Gotteſmutter Maria, Unſere Liebe Frau. Ihr zu Ehren fanden Wallfahrten ſtatt nach Frankenberg, Miſfeld, Wehrshauſen, Staufebach, Haindorf bei Schmalkalden, Schotten, Sternbach bei Wickſtadt, Hirzenhain, Dieburg, Arheilgen, Schöllnbach, Gernsheim (Einſiedel) und in der Provinz Rheinhelſſen an mehreren Orten.

Nächſt dem Marienkultus nahm die Verehrung der hl. Anna im Ausgang deſ Mittelalters einen bemerkenswerten Aufſchwung, der ſich in der Stiftung zahlreicher Anna-Altäre und -Bruderschaften äußert. Wallfahrtsſtätten waren in Hauptſchwende bei Oberaula, Gmünden an der Wobra und Brackenborn bei Fronhauſen.

Der hl. Rochus, der Patron der Peſtkranken, wird heute noch bei Bingen verehrt; Valentin, der Patron der Fallſüchtigen, in Mainz, Kiebrich und Kleinbieberau. Augenleidende wallten zur Ottilienkapelle im Kaufungerwalde bei Heſſa; wer Zahnschmerzen hatte, beſuchte die Kapelle auf dem Kalbskopf bei Sprendlingen, von der Erasmus Alber ſingt:

Wer da das Glöcklein mit dem Maul
Wohl ziehen kundt, und war nicht faul,

Der hielt's dafür, daß ihm der Zahn,
 So ihm zuvor hat wehgethan,
 Sollt' heilen . . .

Von den Beschützern des Viehs wurde Antonius, der Abt in Dilschhausen bei Marburg, verehrt, während Leonhard in Bayern heimisch war. Dem hl. Wendelin sind häufig Feldkapellen geweiht. Wie bei Grimmenthal und Marburg, so sind auch wir über die Wallfahrer nach Seligenstadt, der Stätte der Heiligen Marzellan und Peter, gut unterrichtet. Seit der Überführung ihrer Reliquien von Rom nach Steinbach im Odenwald (827) und von dort nach Obermühlheim (dem ursprünglichen Namen von Seligenstadt) kam diese Wallfahrt in Mode.

Im nördlichsten Hessen ist die Wallfahrt nach Gottsbüren im Reinhardswald seit dem 14. Jahrhundert in Aufnahme gekommen: das Wilsnack Hessens.

Die Reformation beseitigte die Wallfahrten in Hessen, soweit es nicht mainzisch war. Aber heimliche Wallfahrten dauerten noch lange an. Der Glaube des Volkes an geheimnisvolle Kräfte ist unerschütterlich. Daran ändert auch nichts die Wahrheit des Sprichworts:

„Wallfahrt bringt kein Wohlfahrt,
 Wer oft wallfahrten tut, wird selten gut.“

Im Anschluß an den Vortrag legte Herr Bibliotheksdirektor Prof. Dr. C h e l zwei der Universitäts-Bibliothek gehörige Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts, die Beschreibungen von Wallfahrten hessischer und benachbarter Adelligen nach dem heiligen Grabe enthalten, mit einigen Erläuterungen vor.

Am dritten Vortragsabend (30. Januar 1925) behandelte Herr Prof. Dr. C h e l das Thema „Schrift und Schriftwesen im Mittelalter“.

Der Vortrag zerfiel in zwei Teile, von denen zuerst das Schriftwesen behandelt wurde. Im Altertum benutzte man die verschiedenartigsten Stoffe zum Beschreiben: Stein, Holz, Metall, sodann Wachstafeln, Ton und vor allem Papyrus, deren Herstellung erläutert wurde. Früher, im 2. Jahrhundert v. Chr. begann man mit der Verwendung von Pergament, das der hauptsächlichste Beschreibstoff des Mittelalters, besonders des abendländischen, war, bis es vom Papier seit dem 14. Jahrhundert, jedoch nie ganz, verdrängt wurde. Eine Schilderung der Schreibgeräte, des Metallstiftes, der Rohrfeder, der Vogelfeder, des Blei- und Buntstiftes, schloß sich an. Im Altertum schrieb man mit Tusche, im Mittelalter mit Eisengallustinten. Hierauf behandelte der Vortragende die Herstellung der Bücher in ihren verschiedenen Arten und charakterisierte Schreiber, Schreibstuben und andere Stätten der Büchererzeugung. — Die Grundlage unserer Schrift ist die römische Kapitalschrift, wie sie uns zuerst in den Inschriften entgegentritt, dann auch für Bücher angewendet wird. Aus ihr entwickelt sich durch Rundung der Linien die Unzialschrift, wie die Kapitale eine Großbuchstabenschrift. Neben der Kapitale hatte sich eine Schrift für den gewöhnlichen Gebrauch gebildet, die ältere Kursive, die schon die sonst unverbunden nebeneinander stehenden Buchstaben verband. Einen weiteren Schritt in der Entwicklung bedeutet die Halbunziale und die sog. jüngere Kursive, Schriften, die die Größe der Buchstaben herabsetzten. Beide setzen die auf römischem Boden eingedrungenen germanischen Stämme in den Stand, eigene

Schriften, die sog. Nationalschriften, zu bilden, die aber für uns ohne Bedeutung blieben. Dagegen gewannen die auf demselben Wege entstandene französische, sodann die karolingische Minuskel unter irisch-angelsächsischem Einfluß die Herrschaft auf dem west- und mitteleuropäischen Kontinent und schufen im Lauf der Jahrhunderte die gotische Minuskel, die sich durch gebrochene Linien charakterisierte. Die Humanisten aber griffen auf die karolingische Minuskel zurück, und es entstand die sog. Renaissance-minuskel. Aus diesen beiden Schriftarten entwickelten sich nun unsere beiden Druckbuchstabenformen, der Fraktur- und der Antiquadruck, aus den zugehörigen Kursiven aber die beiden entsprechenden Schreibschriftarten. Im Grunde sind Fraktur und Antiqua dieselbe Schrift, sie gehen auf den gleichen Ursprung zurück. Diese ganze Entwicklung wurde an dem Beispiel einzelner Buchstaben erläutert. Zur Veranschaulichung des Vorgetragenen wurde eine größere Anzahl sorgfältig ausgewählter Handschriften, Bücher wie Urkunden, sowie Holzschnitte und Miniaturen im Lichtbilde vorgeführt. Daß dem Thema großes Interesse entgegengebracht wurde, ergab sich daraus, daß der Saal bis beinahe auf den letzten Platz von den aufmerksam folgenden Besuchern besetzt war.

„Über alte Gießener Familien“ sprach am 26. Februar Herr Oberkriegsgerichtsrat Koch = Gießen vor einer zahlreichen Zuhörerschaft.

Auf Grund der Kirchenbücher, teilweiser Benutzung der Ratsprotokolle, Kontraktbücher und anderer Archiven, sowie an Hand von Grabdenkmälern, sonstiger Quellen und einschlägigen Schrifttums, namentlich einer Abhandlung des Pfarrers Bechtolsheimer über das gleiche Thema, entwarf der Vortragende ein Bild der noch blühenden alteingesessenen und eines großen Teils der bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts eingewanderten Geschlechter, auch der im Mannesstamm ausgestorbenen, soweit sie von Bedeutung sind. Bedauert wurde das Fehlen einer Stadtgeschichte und eines Bürgerbuches, wie es selbst kleinere Städte in musterhafter Bearbeitung besitzen. Von den seit Jahrhunderten einheimischen Geschlechtern wurden eingehender die Stohr, die Ebel und Kempff mit ihren reichen Beziehungen zu gelehrten Berufen, die Frensch, Kämmerer, Sack und andere besprochen, unter den eingewanderten die Orth, Grebe, mit Goethe blutsverwandt, Jughard, Vogt, Brotreich, die Baumeister- und Artilleristenfamilie Müller, die Magnus, Busch, die Glocken- und Stücgießer Henschel, Vorfahren der Lokomotivbauern Henschel in Kassel, die Stadtpräzeptorenfamilie Koch, die Hüffell, Schaffstädt und die starke Einwanderung von Leinwandkrämern und andern Handelsleuten aus Hattingen a. d. Ruhr, so der Kohlermann. Unter den hier ausgestorbenen Geschlechtern fanden besondere Erwähnung die Wundarztfamilien Echer und Reuling, die Clermund, Berdries, Wiederholt, blutsverwandt mit dem tapferen Hessen Konrad Wiederholt, dem Verteidiger des Hohentwiels, ferner die Holweg, Ahnen des ehemaligen Reichskanzlers, die Schupp, Vorfahren des Theologen, Schriftstellers und Politikers Joh. Baltasar Schupp, eines der hervorragendsten Söhne unserer Stadt. Sozialer und wirtschaftlicher Aufstieg, Vererbung hervorragender Anlagen und Fähigkeiten, mehrfache Ehen, Kinderreichtum, Verschwägerungen und andere genealogisch wichtige Gesichtspunkte wurden beleuchtet. Durch schwere Pest- und Kriegszeiten nicht gebeugt haben die Bewohner Alt-Gießens sich immer wieder erhoben. Handwerk, Landwirtschaft, Weinbau und Verkehr blühten. Die von den Altvordern überkommenen Güter wurden gehütet und vermehrt. Schon lange vor Errichtung der Marburger und Johann der Gießener Universität sandten Bürger ihre Söhne auf ferne Hochschulen.

Die frische Blutzufuhr durch starke Einwanderung hat den Gefahren der Inzucht entgegengewirkt und manche Verbesserung gebracht. Hier und da haben einzelne Personen versagt, aber Niedergang ganzer Familien ist nicht festzustellen. Die Giesener brauchen sich ihrer Vorfahren nicht zu schämen. Möchte auch das Umgekehrte wieder der Fall werden, wenn der Deutsche sich immer mehr der Vergangenheit bewußt wird, wieder wahrhaft deutsch empfinden und handeln lernt. Möchte in diesem Sinne die Beschäftigung mit Geschichte und Familiengeschichte den Wiederaufstieg des deutschen Volkes fördern! Reicher Beifall dankte dem Vortragenden für seine Ausführungen. In Anbetracht der knapp bemessenen Zeit hatte Oberkriegsgerichtsrat Koch nur einzelne Familien aus der Riesenfülle des Materials herausgreifen können. Sein anschaulicher, fesselnder Vortrag hatte von den geistigen Augen der Zuhörer so manche Familie vorüberziehen lassen, deren Namen noch heute in den Urenkeln weiterlebt. Zum Schluß wies Universitäts-Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Ebel darauf hin, daß es sich bei der Familienforschung nicht um bloßes Aufsuchen von Stammbäumen drehen darf, sondern daß versucht werden muß, die Familiengeschichte auf eine wissenschaftliche Höhe zu heben, indem man statt sich mit bloßen Namen und Zahlen zu begnügen, die Persönlichkeit der Ahnen zu ergründen unternimmt. Als Sammelstelle für alles familiengeschichtliche Material gab er die Robert-Sommer-Stiftung an der Universitäts-Bibliothek an, damit, wie schon der Vortragende in seinem Schlußwort betont hatte, alles irgendwie wertvolle Material späterer Bearbeitung erhalten werde.

1925

Der Sommerausflug führte den Verein am Sonntag, den 24. Mai in besonderem Salonwagen 4. Klasse nach dem Südzipfel unserer Provinz, in die ißenburgische Residenz B ü d i n g e n. Zahlreiche Mitglieder, zum Teil auch aus der Umgegend, hatten sich eingefunden; die Ortsgruppe Bugbach war offiziell durch ihren Vorsitzenden, Studienrat Prof. H o r s t, vertreten. Von Büdinger Herren am Bahnhof empfangen, hielten die Teilnehmer bei strömendem Regen unter Führung des Herrn Lehrers H e u s o h n aus Vorbach ihren Einzug in die Stadt.

Von der Ungunst der Witterung unbeeinflusst, stattete man zunächst der auf dem Friedhof gelegenen Totenkirche, der dem hl. Remigius geweihten ursprünglichen Pfarrkirche, einen Besuch ab. Lang- und Querhaus dieser ältesten Kirche Büdingens gehören der romantischen Epoche an, der auf quadratischer Grundlage errichtete Chor der Wende des 14. Jahrhunderts, der Innenraum, der im Chor alle Malereien, darunter die vier Evangelisten, aufweist, ist durch ältere und jüngere Einbauten aus Holz verunstaltet. Durch stilgerechte Wiederherstellung ließe sich ein schönräumiges Gotteshaus wiedergewinnen. Um das Ende des starkhaltenden Regens abzuwarten, änderte die Gesellschaft ihr Programm und hörte einstweilen in den gastlichen Räumen des „Fürstenhofs“ den eigentlich für einen anderen Teil des Tages vorgesehenen Vortrag des Herrn Heusohn. Dieser gründliche Kenner der Heimatgeschichte sprach in knapper Sachlichkeit über den Büdinger Bannforst, ein riesiges zwischen Kinzig und Rißler sich erstreckendes Waldgebiet, das den Kern der Herrschaft Büdingen bildet. In diesem Forst besaß der König den Wildbann, d. h. das alleinige Jagdrecht, auch da, wo der Wald im Besitz anderer Grundherren stand. In diesem Forst gelegen, jedoch rechtlich streng von ihm zu scheiden, ist der Büdinger Wald im engeren Sinn eine als Zubehör zur Reichsburg Geln-

hausen dem Reiche zugehörige Waldmark. Oberforstmeister waren als Lehensträger des Reiches die Grafen von Selbold, die ihr Amt auf die ihnen stammverwandten Herren von Büdingen vererbten. Dieses Geschlecht erlosch um die Mitte des 13. Jahrhunderts und hinterließ seine reichen Güter und Ämter vier Tochtermännern des letzten Herrn, darunter Ludwig von Isenburg, dessen Haus endlich von 1371 an Alleinbesitzer der Herrschaft wurde.

Der Vortragende zeichnete in kurzen Strichen die Grenzen des weiteren und engeren Bezirks, ließ Blicke sich austun in die ältere Siedlungsgeschichte des Waldes, seine Verfassung und sein Recht und erläuterte seine Darstellung durch gut gewählte Einzelheiten.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen hatte sich das Wetter erfreulicherweise aufgeklärt, und der Rundgang durch die Stadt konnte beginnen. Wieder war es Herr Heusohn, der dieses lebendige Stück Mittelalter, das sich hier am Abhang des Bogelsbergs, am Ostrande des alten Gaues Wettereiba wunderbar erhalten hat, dem Verständnis der Beschauer durch seine kundigen Erklärungen nahebrachte. Man sah die mittelalterliche Stadt entstehen, ihre Befestigungen wachsen, sah sie sich um eine Neustadt schließen und mit der Burg ein starkes Bollwerk bilden. Die interessanten Hauptgebäude der Innenstadt, das Steinerne Haus, das Rathaus, die Stadtkirche wurden besichtigt und schließlich dem durch das dankenswerte Entgegenkommen des fürstlichen Besitzers dem Verein geöffneten Schloß und seiner romanischen Kapelle mit ihrem prächtigen spätgotischen Gestühl sowie dem herrlichen Park ein Besuch abgestattet. Dem Dank des Vereins für die treffliche Führung durch Herrn Heusohn, der sich so hingebend dem Verein zur Verfügung gestellt hatte, war durch den Vorsitzenden beim Essen bereits Ausdruck verliehen worden. Die Gesellschaft aber trat hochbefriedigt von dem Gesehenen und Gehörten mit dem viel zu früh abgehenden letzten Zug die Heimfahrt an.

Aus dem Vereinsleben ist noch der schmerzliche Verlust mitzuteilen, den der Verein durch den Tod seines Vorstandsmitglieds Univ.-Prof. Dr. Wigener erlitten hat; der vorliegende Band der Mitteilungen enthält einen Nachruf auf ihn.

In den Vorstand wurden im Berichtsjahr neu gewählt: Univ.-Prof. Dr. Frölich und Univ.-Prof. Dr. Mubin — letzterer anstelle von Univ.-Prof. Wigener. Der Vorstand hat demnach folgende Zusammensetzung:

Univ.-Prof. Dr. Mubin,
 Geheimerat Univ.-Prof. Dr. Behaghel, Vorsitzender,
 Universitäts-Bibliotheks-Direktor Prof. Dr. Ebel,
 Prokurist Frech,
 Univ.-Prof. Dr. Frölich,
 Geheimer Hofrat Prof. Dr. Haupt, stellv. Vorsitzender,
 Prof. Helmke,
 Oberstabsarzt a. D. Dr. Klewitz, Rechner,
 Major a. D. Museums-Direktor Prof. Dr. Aramer,

Univ.-Prof. Dr. Laqueur,
 Landgerichts-Präsident Neuenhagen,
 Univ.-Prof. Dr. Rauch,
 Univ.-Prof. Dr. Koloff,
 Bibliotheks-Direktor a. D. Prof. Dr. Welke,
 Hilfs-Bibliothekar an der Univ.-Bibliothek Dr. Walbrach,
 Schriftführer.

Wie den Mitgliedern aus Heft 5 von „Volk und Scholle“ (Jg. 1926) bekannt ist, hat der Verein beschlossen, seinen Mitgliedern — neben der im Gegensatz zu der Übung anderer Geschichtsvereine unentgeltlichen Lieferung des Jahresbandes der „Mitteilungen“ — den Bezug der Heimatzeitschrift „Volk und Scholle“ zum Vorzugspreis von 3 Mk. zu beschaffen. Die schlechte wirtschaftliche Lage unseres Volkes hat zwar dieses oder jenes Mitglied zum Austritt gezwungen, aber dafür haben wir auch manchen neuen Namen in unsere Liste aufnehmen dürfen, sodaß unser Mitgliederbestand ungefähr derselbe geblieben ist. Die Mitglieder, die uns unentwegt treu geblieben sind, bitten wir auch fernerhin um ihre Unterstützung und Mitarbeit an unseren dem öffentlichen und allgemeinen Interesse dienenden Bestrebungen. Wer uns irgendwelche neuen geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Nachrichten insbesondere aus Oberhessen mitteilen kann, wird des Dankes des Oberhessischen Geschichtsvereins ebenso sicher sein, wie der, der uns neue Mitglieder zuführt. Dem Verein durch Werbung neue Mitglieder zu gewinnen, um ihm eine immer breitere Grundlage zu schaffen, ist eine Art der Mitarbeit, die beinahe jeder mühelos für uns leisten kann. Neuanmeldungen sind an den Vorsitzenden, Geheimerrat Univ.-Prof. Dr. Behagel, Gießen, Hofmannstr. 10, zu richten.

Gießen, den 1. Juli 1926.

Dr. Walbrach.



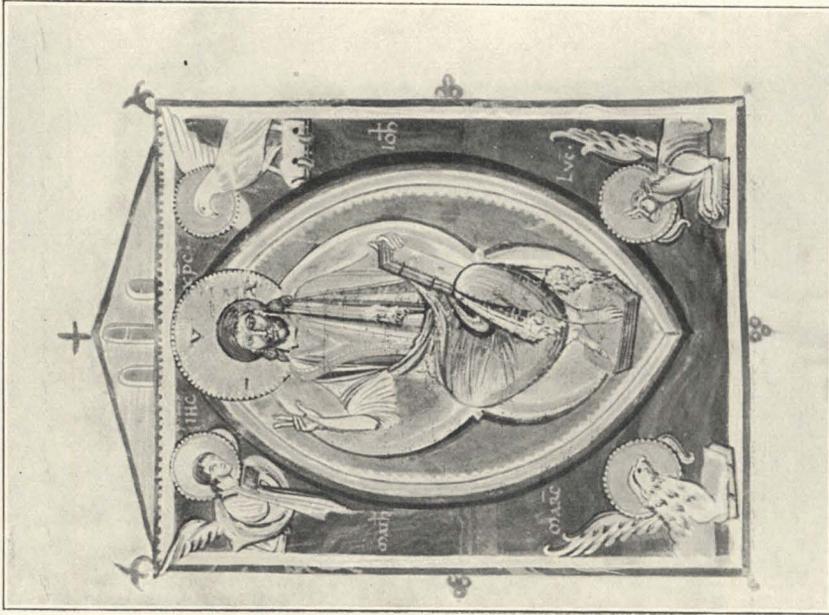


Abb. 2. Majestas Domini (5f. I, fol. 1a)

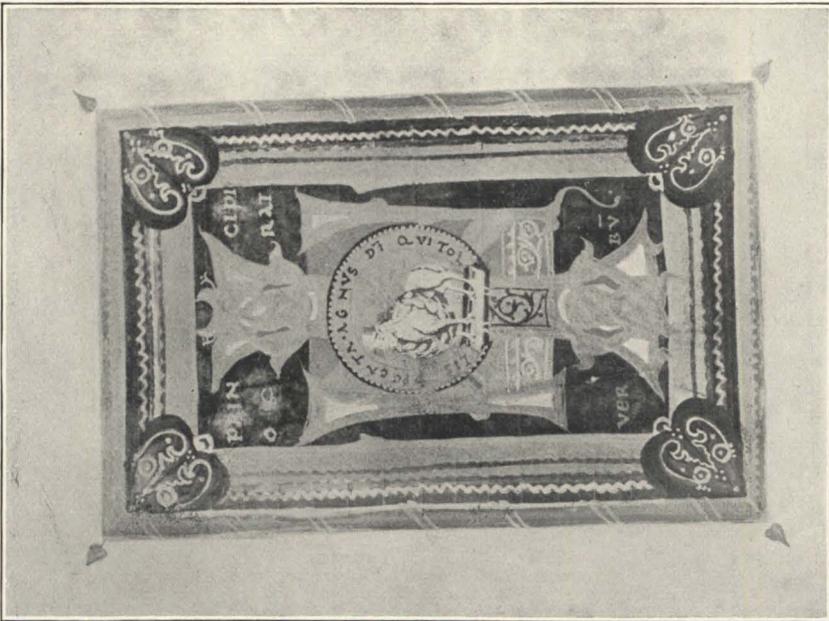


Abb. 1. Anfang des Job. Evang. (5f. I, fol. 190)



Abb. 3. St. Georg (Hf. II, fol. 60)



Abb. 4. Kreuzigung (Hf. II, fol. 217a)

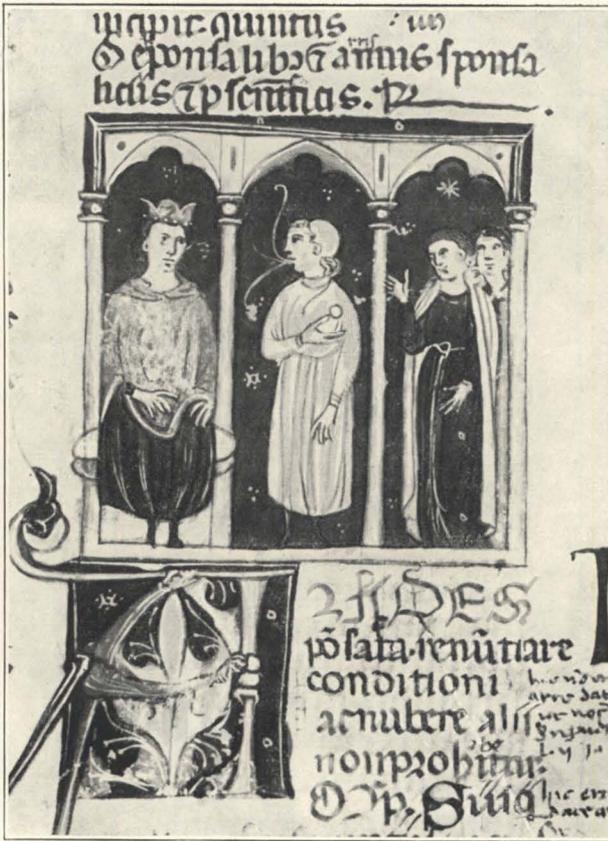


Abb. 7. (5j. IV, fol 138a)



Abb. 8. (5j. IV, fol. 276a)

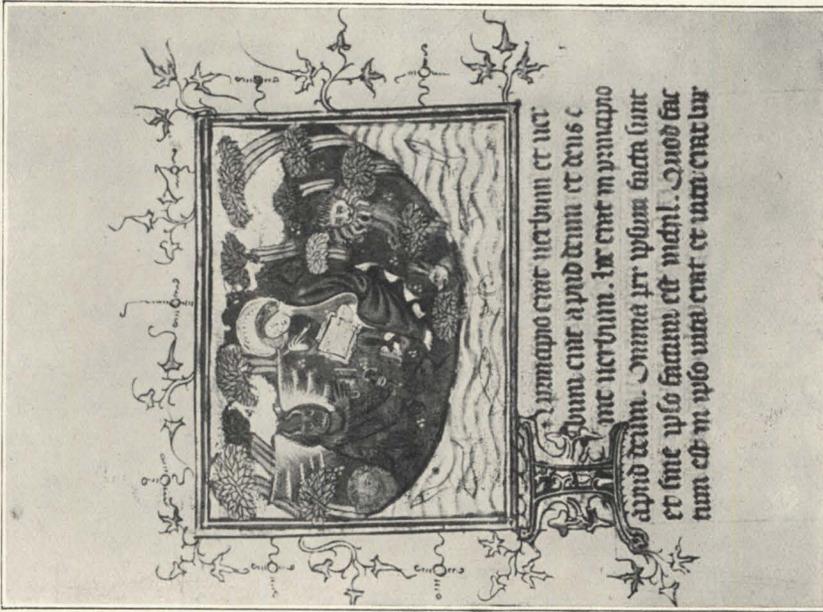


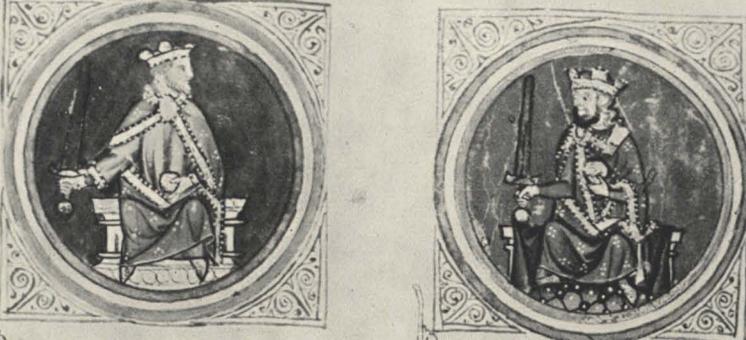
Abb. 9 Johannes auf Patmos (H. V, fol. 13)



Abb. 10. Christi Geburt (H. V, fol. 32a)

no de colofa pora ceter a los alanoz alle
de del panubio. r uero el grand. leuila
rey de la bugaria. r deu tener en la ma
ne una espada. — — — — —

mucha rra en España ceter si. r a de
tener en la mano una espada. — — — — —



E la era de .ccc. lxxv. m. iiii.
Reyno Theodorico .iiij. años. r
fueno Rogano el rey de la Suecia. en
via dangeay entre altoiga. r Leon. r gaue
mucha rra en España. r deu tener en
la mano diestra una flor. r de la or. magana

E la era de .d. lxxv. años. Rog
no alargo .xxvij. años. r ouo
guerra a Alouingio Rey de ariana. r
muio en una batalla en Peicerey. r a
de tener en la una mano una flor. r en
la otra una magana. — — — — —

Abb. 13. Theodorigo u. Marigo (Sf. VI, fol. 14)

alro .xii. de deualar los muertos. r de
sar las costuras r dichos lo artho. lo. m.




nallo pumero de emendar r de en
car los iudizios r de ueudar los
tros lo capitulos lo. m. — — — — —
como el Rey manda a sus alcaides q

Como el Rey manda a sus alca
ides q sean melumados en dar
el iuzio... — — — — — J.
... q iudic

Abb. 14. Westgotenkönige (Sf. VI, fol 104a)



Abb. 16. Maria mit dem Kinde (5j VII, fol. 15)

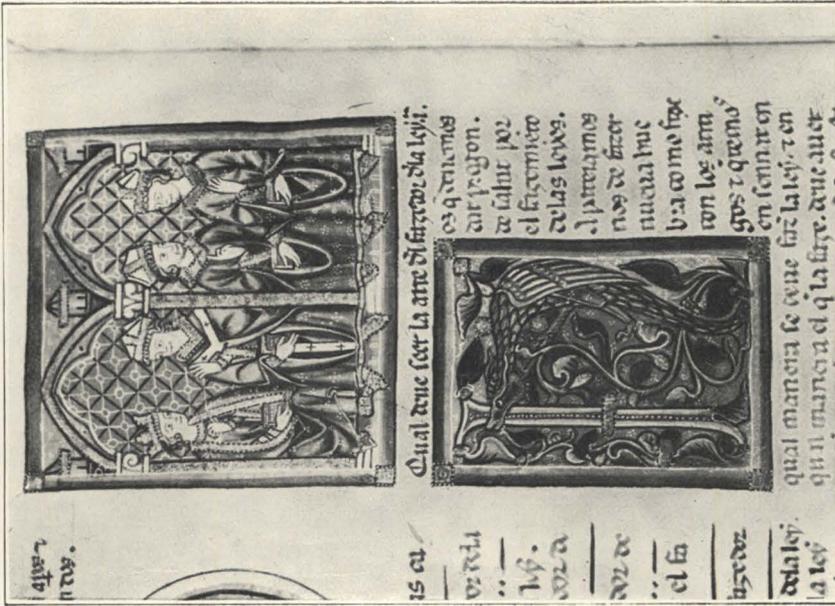


Abb. 15. (5j. VI, fol. 20a)



Abb. 18. Johannes auf Patmos (5j. IX, fol. 14)



Abb. 17. Wappen des Johann v. Eyck (5j. VIII, fol. 2)



Abb. 20. Pfingsttrouder (5j. IX, fol. 48a)

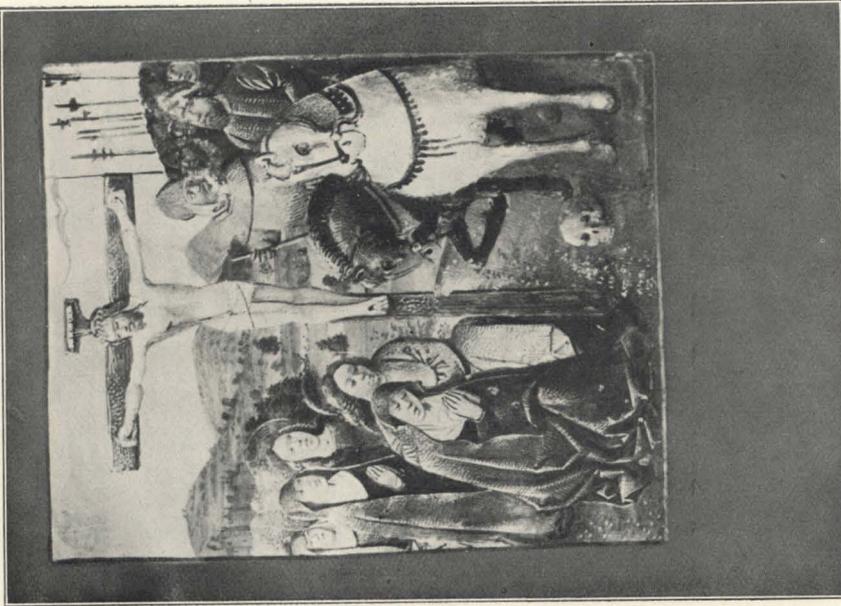


Abb. 19. Kreuzigung (5j. IX, fol. 48)



Abb 21. Bathsheba im Bade (5f. IX, fol 82)



Abb. 22. Johannes auf Patmos (5f. X, fol. 13)



Abb. 23. Verkündigung (5f. X, fol. 22)



Abb. 24. Heimsuchung (5f. X, fol. 30)

von Münder'sche Universitätsdruckerei Otto Kindt in Giessen